Das Jahr 1847 beschließen vier aus dem Bereiche der Musik und zwar sämmtlich mit Noten; so H. W. Ernst:



Felicien David mit einer Scene aus seiner „Wüste“:

Poco allegretto.

poco.

pipic.

[…]avid.

[…]rtha“ und Leopold von Meyer, der größte Lärm-Virtuose des Claviers, dem als „die größte Anerkennung“ jene erscheint, die ihm


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Stammbuchblätter.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Herrm. Josef Landau.

Motto:
Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht getrieben werden können.
J. P. Richter.

(Als Manuscript gedruckt.)

Prag 1875.

Druck: Dr. J. B. Pichl & Co. — Selbstverlag.

Meinem Freunde

HANS HAMPEL

Componist

Der Verfasser.

Einleitung.

Die Idee der sogenannten „Stammbücher", die in der Gegenwart immer seltener, ja bald gar nicht gefunden werden dürften, scheint in Deutschland ihren Ursprung zu haben. Schon in ganz alten Zeiten, vor vielen Jahrhunderten, wurden dergleichen Bücher von Gelehrten und Reisenden gehalten, um sich von Zeit zu Zeit an ihre gemachten Bekanntschaften und die damit verbundenen oder dadurch entstandenen Erlebnisse und Begebnisse zu erinnern. — Unsere Vorfahren im 16. und 17. Jahrhundert hinterließen ein solches Buch ihren Kindern als ein theures Erbtheil und man hat dergleichen, worin sich die ersten Staatsmänner nnd Helden verewigt haben; daher wahrscheinlich kommt der sonst nicht leicht erklärliche Name „Stammbuch", denn es bildete ein Buch, das im Stamme, in der Familie blieb.

Erst in neuerer Zeit haben die Deutschen, die aus dem Französischen stammende Bezeichnung „Album", statt Stammbuch gewählt, welcher Name nunmehr festgehalten wurde, was auch seiner Bestimmung gemäß bezeichnender ist, denn es besteht aus weißen Blättern, die auf die Handschrift dessen harren, von dem wir eine Zeile für die ganze Lebenszeit bewahren wollen. — Nenne man es jedoch wie man wolle, immer ist die Sitte unserer Ur- und Urväter schön gewesen und verdient heute noch beibehalten zu werden, wenn es sich auch gewissermassen vom sogenannten „Stamm" zum „Album" modernisirte, es bleibt doch immer ein „Stamm", dessen mehr oder weniger zahlreiche „Blätter" hie und

da unsere Augen erfreuen, unser Herz erquicken, unsern Geist beleben und das oft schon längst Vergangene uns in frischer Erinnerung erhalten, ja oft das bereits vom Zahne der Zeit Berührte, vom Einfluß der wechselnden Atmosphäre Vergilbte neu beleben und uns in seiner frühern Frische ins Gedächtniß rufen.

Diese Blätter sind es auch, die uns bald in wehmüthige, pietätvolle Stimmung versetzen, bald wieder „die lichtvollen Augenblicke" in unseren zurückgelegten Erdenwanderungen unserem Auge vorführen, das Herz jugendlicher schlagen machen, den Geist mit Jugendfrische durchwehen und Herz und Gemüth nicht in gänzlich antipathische Versumpfung verfallen lassen. Das hier Gesagte ist keine phantastische Phrase, sondern es ist die wahre, tiefempfundene, selbsterlebte Erfahrung, die ich gemacht, und zwar bei meinem im Jahre 1839 — also vor fünfunddreißig Jahren — angelegten und bis auf den heutigen Tag fortgesetzten „Album".

Das Beginnungsjahr meines Albums birgt gleich von Vornherein die Erinnerung in sich, daß ich gerade zu jener Zeit meine literarische Laufbahn begonnen. Meine „Erstlinge" und „Versuche" befinden sich in der „Frankfurter Zeitung", damals unter Redaction des seitdem verstorbenen Dr. R. Schuster, in der „Allgemeinen Wiener Theaterzeitung", redigirt von dem ebenfalls verstorbenen Adolf Bäuerle, und im „Oesterreichischen Morgenblatt" von Oesterlein, zu jener Zeit unter Redaction des Baron Dietzele.

In demselben schon oben bezeichneten Jahre war es, wo M. G. Saphir in Prag verweilte, auf dessen persönliche Bekanntschaft — worauf ich später in dem Buche selbst näher zurückkommen werde — ich damals als „wohlbestellter Referent" der Bäuerle'schen Theaterzeitung, eine gewisse Berechtigung hatte. In diesem Zeitpunkt, wo ich von ihm mit seiner bekannten jovialen und gemüthlichen, wenn auch hie und da sarkastischen Freundlichkeit aufgenommen wurde, entstand dieses mein „Stammbuch", welches die Namen derjenigen Capacitäten und Berühmt-

heiten der Dichtung, Wissenschaft, Musik, Malerei, bildenden Kunst und des Theaters enthält, die während eines Zeitraumes von 35 Jahren ich persönlich kennen zu lernen, mit denen ich mehr oder weniger andauernden Umgang zu pflegen die Ehre und die nie zu erlöschende Freude gehabt habe. — Alle diese Namen werden meinen Gönnern und Freunden nicht fremd klingen, mit Ausnahme Derjenigen, bei denen man mit Schiller sagen kann: „Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit nehmlich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurück bleiben sollte!" Doch dies, verehrter Freund! sei gewiß und:

„Meine Hand nimm! Nie mit dem Gemeinen
Soll uns auch Erinnerung nur vereinen!"

Um aber meine verehrlichen Leser im Voraus vor jeder Enttäuschung zu bewahren und mich nach dem Erscheinen dieses meinen Werkes vor dem Vorwurf zu schützen, als hätte ich mehr versprochen als geleistet, so kann ich nicht unterlassen, schon hier dahin aufmerksam zu machen, daß ich nur einen Theil der Inscriptionen in diesem Werke aufnehmen und veröffentlichen konnte, und zwar aus nachstehenden Gründen:

1. Hätte nicht nur das „Volumen" des Werkes, sondern auch die Wiedergabe der musikalischen Inschriften, also der Notendruck, sowie die Reproduction der Skizzen von Malern, sei es durch Photographie oder Lithographie, enorme Kosten verursacht; der Preis eines solchen Werkes wäre ungewöhnlich hoch gekommen und die Anschaffung dieses immerhin interessanten Buches Vielen mehr oder weniger erschwert worden.

2. Eine vollständige photo- und autographische Ausgabe dieses Albums würde die Summe von 6000 bis 8000 Gulden erfordert haben, eine Summe, die mir (wie ich meinen Gönnern und Freunden nicht erst zu beeiden nöthig habe, sondern Sie mir gewiß auf's Wort glauben werden) nicht zu Gebote steht, noch zu erschwingen möglich ist.

3. Was die musikalischen Inscriptionen anbelangt, so sind es größtentheils „Scenen" und „Motive" aus den be-

kanntesten Compositionen der betreffenden Tondichter, und sie würden daher nur schon oft Edirtes und allgemein Bekanntes, ja oft ganz Populäres wiedergeben.

Ferner gebietet mir es die Discretion, einige, wenn auch nur sehr wenige Inscriptionen ausfallen zu lassen, weil sich dieselben ihrem Inhalte nach zur Veröffentlichung für die Gegenwart noch nicht eignen! — und ich dem Grundsatze Montaigne's huldige: „Die Wahrheit selbst hat nicht das Vorrecht, zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit gesagt zu werden!“

Trotzdem aber bin ich der vollsten Ueberzeugung, mit diesem Album meinen verehrten Gönnern und geliebten Freunden eine ebenso hochinteressante als geistvolle, oft mit Witz und Humor gewürzte Gabe zu bieten, die keine ephemere Erscheinung ist, die, wie jeder Gebildete einsehen dürfte, durch die Länge der Zeit nicht nur nicht „veralten“, sondern für immer einen Platz in jeder Bibliothek einzunehmen würdig sein wird.

Und somit empfehle ich das Werk der mir oft bewiesenen Theilnahme meiner Freunde. Möge ihr Wohlwollen, das mich während meiner fünfunddreißigjährigen, bescheidenen literarischen Wirksamkeit mit gerechtem Stolze erfüllte, mir auch jetzt, bei dem nun bevorstehenden Uebertritt in mein 61. Lebensjahr — den 19. Juni 1875 — zufließen und ferner, so lange die göttliche Vorsehung mir mein Dasein noch gönnt, erhalten bleiben!

Prag, am 6. November 1874.

Herrmann Josef Landau.

1839.

Der „Purim“ in Prag. M. G. Saphir. Mein erstes Stammblättchen.

Es war im Jahre 1839, als Saphir in Prag verweilte, und zwar im Monate März, gerade zur Zeit, wo die Juden ihren „Purim,“ den sogenannten jüdischen Fasching, feierten. Damals verstanden es die aufgeklärten Juden — und deren gab es zu jener Zeit schon sehr viele, mit dem jüdischen Rituale und den ihm anhängenden Ceremonien und insbesondere mit dem schönen patriarchalischen Familienleben Hand in Hand zu gehen, ohne daß dabei die geistige Berechtigung des Fortschrittes in Wissenschaft, im Gewerbe und Handel beeinträchtigt wurde.

Also es war zu jener „Purim-Zeit“ und die Judenstadt oder das „fünfte Hauptviertel,“ wie es genannt wurde, jetzt auch „Josefstadt“ genannt wird, prangte in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag, in welcher das eigentliche Hauptfest stattfindet, im festlichen Schmucke, d. h. es standen auf den Gassen Buden und Zelte, deren Besitzer oder Besitzerinnen süße Waaren, darunter, als Hauptartikel die allgemein beliebten „Pilsner Lebzelteln,“ zum Verkauf anboten. Man sah in fast jedem Hause, mindestens im ersten, oft auch im zweiten, dritten und vierten Stockwerke die „festliche Beleuchtung“

der Zimmer, wenn selbe auch nur aus vier bis fünf Talgkerzen bestand. Man hörte aus jenen festlich erleuchteten „Salons“ ein Clavier oder eine Harfe, hier und da, auch ein Orchester aus fünf bis sechs Musicis bestehend, Tanzweisen spielen, denn überall gab es „Maskenball.“ Christen und Juden, maskirt und nicht maskirt, durchwogten die engen Gassen; man hörte kein Schreien, kein Zanken, man sah keine Rauferei, und sehr selten fand ein Taschendiebstahl in diesem lebhaft lustigen Treiben der Menge, statt. Nun müssen aber die freundlichen Leser wissen, daß bei diesem Feste vollständige Gastfreiheit herrschte. Ja es ging so weit, daß sich einzelne Personen vor dem Hausthore postirten, abwartend, bis ein „Rudel“ Masken herangezogen kamen, und die dieselben à la Leporello in „Don Juan“ mit den Worten einluden: „Kommt, kommt da herauf! Ihr werdet euch gut unterhalten!“ welcher Einladung auch stets Folge geleistet wurde. Christen wie Juden, Freunde oder Fremde, ob maskirt oder nicht maskirt, konnten diese Maskenbälle besuchen; wohin sie kamen, konnten sie der besten und zuvorkommendsten Gastfreundschaft gewärtig sein, beim „Reichsten“ wie beim Mittelstande; und wo es eben den Gästen am besten gefiel, oder wo sie sich am meisten durch die „orientalischen Schönen“ angezogen fühlten, konnten sie bleiben, und so lange es ihnen beliebte, mitessen, mittrinken, mittanzen, kurz alles so thun, als ob sie zu Hause wären, aber auch alles nur in den Schranken des strengsten Anstandes. Wenn Jemand es sich beifallen ließ, sich auch nur die geringste „Unanständigkeit“ zu Schulden kommen zu lassen, sogleich mußte er erfahren: „wo der Zimmermann das Loch gemacht hat!“ — Gäste en masque, welche Witz, Humor und Satyre besaßen, konnten davon hier den schönsten Gebrauch machen, aber ohne persönliche Beleidigungen, und wahrlich, es fehlte bei dieser Gelegenheit nie an humoristischen Ein- und Zufällen. Die Witzfunken sprüheten

hin und her und zündeten, daß die Lachmuskeln der Zuhörer vollauf zu thun hatten.

Zu jener Zeit existirte in Prag der reiche und angesehene Kauf- und Handelsmann Salomon Kuh, Großvater des nun seit seiner frühesten Jugend in Wien lebenden, rühmlich bekannten Schriftstellers, Professor Emil Kuh. Auch bei diesem wurde ein Ball arrangirt, und wie es sich leicht denken läßt, hier war alles „noble“. Mehre große, elegante Zimmer prangten wirklich in fast feenhafter Beleuchtung; Speisen, natürlich streng nach den jüdischen Ritualgesetzen zubereitet, deshalb aber nicht minder schmackhaft, und selbst den strengsten Anforderungen eines Gourmands genügend, sowie Getränke aller Art wurden in Hülle und Fülle allen Gästen mit der freundlichsten Aufmerksamkeit präsentirt. Hier fand sich auch ein Theil der Elite der damaligen Juden ein — denn die andern reichen Juden gaben ebenfalls einen „Maskenball,“ wodurch sich die ganze Elite der damaligen Judenschaft nicht an einem Orte concentriren konnte. — An dem eben erwähnten Maskenball nun war Saphir als Gast; er konnte und wollte, trotzdem er zum Protestantismus übergetreten war, nie seine Abkunft verleugnen, und fühlte sich ungemein wohl und heiter, wenn er sich unter seinen früheren Glaubensgenossen bewegen konnte. Hier ließ er namentlich seinem „jüdischen Witz“ freien Lauf und schüttelte das Füllhorn seiner humoristischen Laune aus, daß alles sich erheitert, erlustigt fühlte, und das Zwerchfell der Zuhörer unaufhörlich erschüttert wurde. Es war nur zu bedauern, daß man alle diese ergötzlichen Wortspiele, satyrischen Einfälle, sarkastischen Zeitanspielungen nicht fürs Allgemeine konnte verständlich machen, denn die echten jüdischen Witze sind dem Nichtjuden eben so unverständlich oder mindestens sehr schwer verständlich, wie die Calembourgs einem Deutschen, und wenn es auch hier und da mit weitläufigen Commentaren geschieht, dann hinkt es, wird schwer-

fällig, und die eigentliche Würze des Ganzen geht doch verloren. Daß aber der Maskenball des Salomon Kuh an diesem Purim am meisten Zuspruch hatte, von Christen und von Juden, war Saphir einzig und allein zuzuschreiben, denn schon mehre Tage früher hatte es sich allgemein verbreitet, daß Saphir auf dem „Kuh'schen Ball" erscheinen wird, und keiner wollte die schöne Gelegenheit unbenutzt lassen, den „Großmeister des Humors," wie ihn Castelli zu jener Zeit nannte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihn zu sprechen und auch „einen Witz" von ihm zu hören. Kurz Alles und Alle schaarten sich um den Helden des Tages — Saphir. Auch ich maskirte mich und besuchte den Kuh'schen Ball, um dort Gelegenheit zu nehmen, Saphir's persönliche Bekanntschaft zu machen. Als ich in den Salon kam, wurde ich von vielen Gästen angesprochen, hin und her gezogen — aber ich hatte für nichts Ohr und Auge, mein Blick spähete umher, nur um unter der Menge der maskirten und nichtmaskirten Damen und Herren Saphir wahrzunehmen. Endlich sah ich ihn — und mit hervorgeworfener Brust trat ich an ihn heran und mit großem Pathos richtete ich die Worte an ihn:

„Ich bin lüstern
Ein Wort mit diesem Geist zu reden!"

„So wie Du Don Philipp bist, bin ich ein Geist!" war Saphir's Antwort; doch scheinst Du nicht ‚ohne' zu sein, bleibe bei mir, und vor allem überzeuge Dich, daß ich kein ‚Geist' bin, hier hast Du meine Hand!" — Wer war damals glücklicher, als ich — Saphir mir die Hand reichen! Saphir sich mit mir unterhalten! — Ich hätte in dem Augenblicke die ganze Welt umarmen mögen! — Vielseitiger Aufforderung Folge leistend demaskirte ich mich und blieb bis in den frühen Morgen im Kuh'schen Hause. Im Laufe des Gespräches mit Saphir lud er mich ein, ihn am anderen Tage in dem Hôtel, wo er logirte, zu besuchen, was auch geschah; und

ich hatte noch das Vergnügen, während seines mehrtägigen Verweilens in Prag einigemale mit ihm zu conversiren. — Kurz vor seiner Abreise von Prag nach Wien ersuchte ich ihn, mir einige Zeilen auf ein Blättchen Papier, als ein mir schätzbares ewiges Denkblatt zu schreiben. Mit seiner ihm eigenthümlichen humoristischen Liebenswürdigkeit kam er ohne die geringste Zögerung meinem Wunsche nach; er schrieb:

„Meine Tage sind gezählt, das Leben kurz, die Stammbücher gehen aber in's Unendliche! Gott sei allen armen Schriftstellern gnädig!"

Prag, im März 1839.

M. G. Saphir.

Dieses Stammblatt bildete den ersten Grundstein zu meinem heutigen reichhaltigen, mir unschätzbaren Handschriften-Album, welches mir auch fast die Stelle eines vollständigen Tagebuches einnimmt; indem stets bei dem Durchsehen dieser ungemein interessanten Sammlung, alle freud- und leidvollen Erinnerungen in meinem Gedächtnisse aufwachen. ——— Und dieses alles habe ich nur dem ersten Blättchen Saphir's zu verdanken. Eines eigentlichen Tagebuches, das ich genau bis zum Jahre 1848 führte, wurde ich im Jahre 1848 verlustig. — Saphir kehrte nach Wien zurück, bald darauf übersiedelte auch ich von Prag nach Wien. Daß hier meine erste Visite Saphir galt, ist selbstverständlich. Ich wurde sehr freundlich bewillkommt, und Saphir ging mir oft mit Rath und That an die Hand. Ich lernte bald darauf persönlich kennen: Adolf Bäuerle, Castelli, L. A. Frankl, Joh. N. Vogel, Baron Ditzele, Redacteur des „Oesterreichischen Morgenblattes"; Ferdinand Ritter von Seifried, damals Eigenthümer und Redacteur

des „Wanderer," den geistreichen Dr. Wilhelm Schlesinger, einen Intimus Saphir's und eifrigen Mitarbeiter seines „Humoristen," und F. Hausner, welcher für mich ein medicinisch-psychologisches Räthsel abgab; denn Hausner, ein liebenswürdiger Mann, war „stocktaub", doch dabei einer der geistvollsten Musikkritiker; er schrieb auch Referate für den „Humoristen". Um aber Hausner dem Leser doch etwas näher zu bringen, so mögen hier nur jene fünf Zeilen folgen, die er mir schrieb und in denen er sich selbst charakterisirte:

Ich gebe Dir hier Schwarz auf Weiß,
Daß ich Jacobus Hausner heiß',
Viel hab' zu thun mit Kunstgeschmeiß,
Das Gute lob', das Schlechte reiß',
Ob's von der Seine kommt oder Theiß.

Wien, d. 23. Febr. 1845.

Bei Bäuerle's „Theater-Zeitung", beim „Morgenblatt" und Seifried's „Wanderer" war ich ein zeitweiliger Mitarbeiter, auch dem „Humoristen" lieferte ich kleine Aufsätze und Notizen, und blieb überhaupt im freundlichsten Einvernehmen mit Saphir. Dieses alles aber hinderte den „Wiener Democritos" nicht, besonders als ich durch meine „humoristischen Vorträge" anfieng, in die Oeffentlichkeit zu treten, hier und da in seinem Blatte kleine satyrischen Ein- und Ausfälle über mich ergehen zu lassen. So stand eines Tages in einer Rubrik betitelt: „Große und wichtige Ereignisse in Wien!" unter anderem auch: „Herr Herrmann Landau wird nächster Tage eine humoristische Vorlesung abhalten!" — Nachdem ich meinen ersten Versuch mit einer humoristischen Vorlesung im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde mit sehr günstigem Erfolg abgehalten hatte, begegnete mich Tags darauf Saphir am alten Fleischmarkte. Er kam mir sehr freundlich entgegen, grüßte mich zuerst,

reichte mir die Hand und sagte mit sarkastischem Lächeln: „Guten Morgen, Herr Collega!“ —

Dieses alles beeinträchtigte unser freundliches Einvernehmen nicht im geringsten, im Gegentheil, es befestigte dasselbe noch mehr; denn als ich einst gelegentlich Saphir zur Rede stellte, weshalb er denn so oft seinen Sarkasmus über mich ergehen lasse, antwortete er mit Ruhe in sehr gemüthlichem Tone: „Was sind Sie für ein ‚närrischer Mensch‘, lieber Freund, wenn Sie sich durch solche unschädliche Nadelstiche beleidigt fühlen; ich gebe Ihnen die Versicherung, ich bin nicht Ihr schlechtester Freund; sehen Sie denn nicht von selbst ein, daß Ihre bisher sehr unbedeutenden journalistischen Arbeiten, zu denen Sie sogar oft nicht einmal Ihren Namen setzen, mir durchaus keine Gelegenheit bieten, ihrer in meinem Blatte Erwähnung zu thun; auf diese Art aber, wie ich es jetzt mache, erfährt am Ende doch das allgemeine Publicum, daß ein „Landau auf der Welt ist,“ und es dürfte Ihnen dies später, wenn Sie mehr hervortreten, weit eher nützen, als manches Lob Ihrer journalistischen Freunde, das nur wenig gelesen wird.“ — Und wahrlich, der auch in dieser Hinsicht wohlerfahrene Mann hatte vollkommen Recht; und ich habe daraus den richtigen Lehrsatz gezogen, daß es immer besser ist, von maßgebender Seite getadelt — als ignorirt zu werden, und daß das Lob eines Tageblättchens oft schädlicher wirkt, als die schärffste Kritik einer Autorität! — Und so blieb mir auch Saphir stets zugethan, war mir sogar oft ein Freund in der Noth, jedoch auf Saphir als Mensch und Schriftsteller komme ich noch später zurück.

1840.

Adolf Bäuerle.

Unmittelbar nach Saphir folgt das „Urbild“ eines echt vormärzlichen, österreichischen Patrioten. Das Spiegelbild der damaligen journalistischen Kunstliteratur, nächst Karl Meisl (Verfasser von: Julerl die Putzmacherin, das Gespenst auf der Bastei u. s. w.), des Schöpfers der damaligen komisch-dramatischen Volksmuse, was aber alles bereits in den Strom der Vergessenheit gerieth — ich meine Adolf Bäuerle. Nur seine Selbstbiographie und seine Romane, unter denen namentlich: „Therese Krones“ (später von Carl Haffner dramatisirt), „Ferdinand Raimund“ und „Director Karl“ als die hervorragendsten bezeichnet werden dürfen, sind wohl nicht vergessen. Bäuerle's Romane haben aber alle den Vorzug, daß sie so zu sagen drastische, lebensvolle Daguerrotyps der damaligen Zeit liefern, und in culturhistorischer Beziehung nicht ohne Werth bleiben werden.

Bäuerle stand sofort in erster Reihe, wo es galt, Armen, Leidenden, durch Wasser-, Feuer- oder Hungersnoth Verunglückten zu helfen, er war ein „Almosenier“ im weitesten Sinne des Wortes, er half Vielen, Allen, nur nicht sich selbst, denn er hatte den Fehler, nicht sparen zu können, und half oft aus eigenen Mitteln, selbst wenn er noch so wenig sein Eigen nannte. Es ist Thatsache, daß, als man ihn am 24. December 1844 durch die große gol-

dene Civilverdienstmedaille auszeichnete, ämtlich constatirt worden ist, daß Bäuerle bis zur obbenannten Zeit die Summe von einer Million und 200.000 fl. für humane Zwecke und dergleichen Anstalten aufgebracht hatte. Man beurtheile Bäuerle wie man wolle: Eines bleibt fest und unumstößlich, er war ein Mann, der ein gutes, fühlendes Herz besaß, und ein „Patriot“, wie man sich ihn „schwarzgelber“ nicht denken kann. Seiner Anhänglichkeit an Oesterreich und dessen Metropole gab er auch dadurch bleibenden Ausdruck, indem er der letzteren das treffende Epitaph widmete:

„'s ist nur a Kaiserstadt,
's ist nur a Wien!“

welches als Volkslied bald die Runde durch die ganze Welt machte. — Und was war sein Lohn für all' dies?

Er hatte das Schicksal eines Kriegers der Gegenwart. Er mußte flüchten, um den Klauen der Gläubiger, besser der Wucherer zu entgehen und starb, gleich dem großen, verdienstvollen und im Volke unvergeßlichen Helden Oesterreichs — Gablenz! in der Schweiz. Doch Bäuerle's irdischen Ueberresten wurde es doch noch gegönnt, in heimatlicher Erde zu ruhen, denn sein Sohn, Ritter von Bäuerle, ließ dieselben ausgraben, in die Heimat überführen und in der Familiengruft beisetzen. Das that freilich ein Sohn seinem Vater, aber immerhin ein Privatmann, sollte aber das dankbare, große österreichische Vaterland, dieses nicht auch seinem unvergeßlichen und verdienstvollen Sohne Gablenz thun? — Entschuldige, lieber Leser! wenn ich hier einige Schritte über die Tendenz meines Werkes hinausschritt, entschuldige dieses um so mehr, da es doch immerhin eine „Erinnerung“ aus meinem Leben, also Erlebtes ist.

Bäuerle schrieb mir Folgendes:

„Oft genügt eine kurze Zeit, einen wackern Mann für immer kennen zu lernen, ich habe die Erfahrung neuerdings bei Ihnen gemacht und freue mich recht herrlich darüber.

Wien, am 1. August 1840.

Adolf Bäuerle.



1841.

Ole B. Bull.

Ich kehrte wieder nach Prag zurück, wo zu jener Zeit der größte Sensationsmacher des Virtuosenthums, und wie er sich selbst damals auf den Annoncen mit Riesenlettern ankündigte, „Ritter" Ole B. Bull, concertirte.

Ich war ihm von Bäuerle empfohlen und ist es leicht begreiflich, daß diese Empfehlung das Beste „Passepartout" zu allen seinen Concerten war, daß Ole B. Bull stets im besten Einvernehmen mit mir blieb und daß es mir nicht schwer wurde, ein „Stammblättchen" von ihm zu erlangen. Er schrieb:

> „Der Künstler ist der Märtyrer der Kunst, aber seine Thaten sind der Segen Gottes auf Erden."
>
> Prag, 20. Februar 1841.
>
> Zur freundlichen Erinnerung
> von
> Ole B. Bull.



1842.

Servai. Fürst Rohan. Wrusel. Scholz. Johann Strauss Vater.

Ein Jahr später folgte Servai, dieser „Alleinbeherr=scher" des Cellos. Ich errinnere mich noch sehr genau, wie am Abend seines ersten Concertes, der selbst nicht allzugroße „Convict=Saal" von einer ungewöhn=lichen „Leere" strotzte. Servai, diese kräftig=männliche Gestalt, mit dem lang herabwallenden Haare, war, sofort als er zu spielen begann, durch und durch, mit Leib und Seele Künstler, es schien, als ob er mit seinem Instrumente zusammengewachsen wäre. Die öfteren Zuckungen seines Körpers, das Hin= und Herbewegen seines herrlichen Kopfes, wodurch sein schönes, langes Haar die Gesichtszüge deckte, bis eine Gegenbewegung des Kopfes ihm wieder den gewöhnlichen Platz anwies, dürfte Anfangs wohl Manchem „gemacht" erschienen sein. Diese „Eigenthümlichkeit" frappirte wohl im ersten Augenblick, aber sobald man die „Zaubertöne", welche der unvergleichliche Cellist seinem Instrumente zu entlocken verstand, hörte, so mußte man glauben, daß alle diese Bewegungen und Zuckungen mit zum Spiele ge=hörten, sie waren schön, sie berührten uns sogar ange=nehm, und erst dann, als wir Servai immer und länger hörten, als er uns zum Staunen, zur Bewunderung hin=riß, als er bald uns wehmüthig stimmte, ja oft durch Innigkeit seines Spieles unser Auge feuchtete, dann erst

begriffen und empfanden wir, daß all' sein Thun und Lassen keine virtuose Großthuerei ist, daß die Bewegungen seines Körpers und seines Hauptes durch die Seelentiefe seines Vortrags naturgemäß entstehen müßen. — Fast würde das „musikalische Prag" nicht das Glück gehabt haben, Servai zu hören, denn wie ich schon erzählt, war der Saal im ersten Concert am 28. April 1842 nur von so wenigen Personen besucht, daß der Betrag für die gelösten Karten kaum die Unkosten des Concertes deckte. Das Concert war zu Ende, einige der Anwesenden, größtentheils hervorragende Persönlichkeiten, becomplimentirten den Künstler, mußten aber mit Schrecken vernehmen, daß Servai sofort zu packen und abzureisen gewillt sei, trotzdem einige Concerte von ihm projectirt waren. Nur der liebenswürdigen Ueberredungskunst des ebenfalls im Concert anwesenden Fürsten Camil Rohan hatten es die Prager zu verdanken, daß Servai sich entschloß, ein zweites Concert zu geben. Der fürstliche Mäcen hatte gut vorausgesehen, daß erst dann, wenn das Publicum von der seltenen Meistererscheinung gehört und gelesen, dasselbe den weiteren Concerten zuströmen werde, indem Servai seine Rundreise in Oesterreich erst begann. — Viele Künstler und außergewöhnliche Kunstfreunde kannten ihn schon dem Namen nach, aber dem „Gros" des Publicums war er nicht bekannt. Das zweite Concert am 2. Mai 1842 war in der That auch schon ein ungemein besuchtes, so daß auf allgemeines Verlangen noch ein drittes am 7. Mai folgen mußte, bei welchem der Saal stets in allen seinen Räumen überfüllt war. Servai schrieb mir Folgendes:

Monsieur, je serais bien charmé, quand cette raillerie puise vous rapporter cent cinquante mille livres de rente.

Prague, le 7. Mai 1842.

F. Servai.

Bald darauf kam Wenzel Scholz nach Prag gastiren. Scholz, der König der Komik, das Prototyp des theatralischen Unsinns und Gallimathias, dabei aber in wahrhaft kunstvollendeter Form (wenn auch nur in Fresco-Strichen und nicht in feinen Farbentönen) eine Fülle der verständigsten Anschauungen in frappirenden Bildern aus dem vollen Volksleben darbietend. Man sah ihn nur und — man mußte lachen! Er konnte mit Stolz ausrufen:

Veni, vidi, vici!

Scholz schrieb Folgendes:

Lieber Freund!
Leihen Sie mir 500 fl. C. Mz. und vergessen Sie
Ihren Freund
Prag, d. 24. Juni 1842.
Wenzel Scholz,
Komiker am k. k. p. Theater a. d. Wien.

Nach dem König der Komiker folgt der sogenannte Walzerkönig. Es war im September 1842, als ich mich wieder in Wien befand und erneuerte Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Männern in Verbindung zu treten. Der erste unter denselben war Johann Strauß senior, oder wie man ihn auch sonst zum Unterschied von seinem Sohne Johann zu bezeichnen pflegte, Johann Strauß Vater! Er erfreute mich auch mit einem Stammbuchblättchen und wie selbstverständlich mit dem Anfang einer Composition aus dem Tonreiche, das er in so vorzüglicher Weise zu beherrschen verstand. So verdienstvolle Männer auch noch nach der Strauß-Lanner'schen Periode im Reich der Terpsichore für kürzere oder längere Zeit zur Herrschaft gelangten, keiner von allen hat so lange, mit so viel Anerkennung, mit so

vieler Ehre und Verehrung von Seiten eines „Weltpublikums“, die große Masse, die Forderungen seiner Zeit und selbst auch jene der Kunst zu befriedigen gewußt, wie Strauß und Lanner; selbst seine Söhne nicht ausgenommen, so sehr auch dieselben, wenn nicht ihrem Vater gleichgestellt, doch seine würdigsten Nachfolger sind und bleiben werden.

Es vergiengen beinahe zwei Jahre, ohne daß sich mein Album um ein Blättchen vermehrte. Meine freundlichen Leser werden daraus ersehen, daß ich selbst in jener Zeit, wo diese Sammlung erst im Werden war und für mich den Reiz der Neuheit hatte, zudem meine Connexionen in Wien mit hervorragenden Persönlichkeiten nicht als geringe bezeichnet werden durften, keine sogenannte „Jagd“ nach Authographen machte. Das habe ich damals und auch bis zum heutigen Tage vermieden. Ich bin der vollen Ueberzeugung, daß meine Stammbuchblätter — wenn ich, ohne auch nur im geringsten aufdringlich gewesen zu sein, in anständigster Weise die Sache angelegentlicher verfolgt hätte, heute mehr als das Doppelte der Zahl, die ich besitze, diejenigen von theatralischen Berühmtheiten sogar nach Legionen zählen könnte.

Es waren zwei Grundsätze, an denen ich dabei festhielt; der Erste, es müßte sich eine passende Gelegenheit dazu darbieten, der zweite Grundsatz war, ich mußte die Person, die ich um Inskription ersuchte, mehrmals gesprochen, kürzeren oder längeren Umgang mit ihr gepflogen haben. Nur in sehr vereinzelten Fällen, wo es eine ganz besonders hervorragende Persönlichkeit war, und wo es die Wahrscheinlichkeit voraussetzte, daß ich dieser Persönlichkeit nicht mehr im Leben begegnen dürfte, da machte ich wohl eine Ausnahme und wie ich mir schmeicheln darf, in höchst diskreter Weise.

1844.

Castelli. Franz Stelzhammer. Prof. Wolff. Der Eremit von Gauting. Siegfried Kapper. Adam Oehlenschläger. Johann Gabriel Seidl. Moscheles.

Erst im Jahre 1844 begann eine neue Saison für mein Album mit dem literarisch-klassischen Urbild des vormärzlichen gemüthlichen Wiens, J. F. Castelli. Indem ich zu jener Zeit Muth genug besaß, trotz Saphir den humoristischen Vorleser ohne Gleichen, ebenfalls mit „humoristischen Vorträgen" in die Oeffentlichkeit zu treten und zwar mit entschieden günstigem Erfolge, so konnte doch dieser „österreichische Anakron", wie Castelli von Saphir bezeichnet wurde, einen kleinen Ausfall nicht unterdrücken, er schrieb:

Worte an einen Vorleser.

Ein Wort dringt so tief
Als sieben Brief.

Der redet, rede so klar und haarscharf,
Daß man keines Zigeuners zur Auslegung bedarf.

Zu kurze Red' ist wie des Blitzes Licht,
Sie blendet, aber leuchtet nicht.

Ist deine Rede nicht ganz reif,
So pfeif'!

Wien, 17. April 1844.

Dr. J. F. Castelli.

Castelli hatte mir aber Glück gebracht, wenn ich es so nennen darf, d. h. in Bezug meiner Sammlung, denn das Jahr 1844 war ein für mich sehr ergiebiges. Noch im selben Monate April folgte der damals in Wien verweilende, echt poetische, zumeist in der obderensischen Mundart dichtende Franz Stelzhammer. Wenn ich mir denke, daß damals noch alle deklamatorischen und sonstigen Vorträge erst die Censur passiren mußten, bevor man solche öffentlich vorlesen durfte und daß selbst meine harmlosen Vorlesungen, diese Feuer- und Wasserprobe durchzumachen hatten, und daß z. E. das, in einer von mir verfaßten Vorlesung vorkommende Wort „Actus" ohne allen Nebengedanken, gestrichen und dafür „Vorgang" hingesetzt wurde und zwar von einem Censor, der selbst Schriftsteller und Redacteur war (nämlich von den noch in Wien lebenden Johann Umlauf, den Pragern als Redacteur und Herausgeber des „Novellisten", Zeitschrift für unterhaltende und moderne Lectüre, vielleicht noch bekannt), so wird man begreifen, daß mich Stelzhammer's Inskription in Erstaunen setzte und daß ich seine Verse nicht Jedermann zeigte in der Furcht, falls sie bekannt würden, des Blattes verlustig werden zu können und Stelzhammer vielleicht als rother Demokrat unter polizeiliche Aufsicht gesetzt zu sehen. Um so mehr, da die Worte frei und Freiheit damals vollständig verpönt waren und uns lammfrommen Oesterreichern eine Terra incognita bleiben mußten, denn auf dem Paniere der damaligen österreichischen Politik, prangte die Devise:

Metternich, Dein Wille geschehe!

Stelzhammer's Inscription lautet:

Frei g'lebt und frei g'storben,
frei g'sung'n sein G'sang
Und a nöd aweil b'sorgen,
Währts kurz od'r lang.
Wien, 22. Aug. 1844.
Franz Stelzhammer.

Während dieser Zeit verweilte auch in Wien der Improvisator, O. L. B. Wolff, Professor an der Universität zu Jena, dessen nähere Bekanntschaft ich gemacht hatte. Wolff war in seiner Weise ein Genie; seine Improvisationen waren wirklich vorzüglich und wenn selbe auch oft nur poetische Reime waren, die Verse, wie Saphir sich auszudrücken pflegte, „gleich den Füßen der Kinder unter den Schulbänken herumtummelten," so erhoben sie sich dennoch häufig über eine alltägliche Reimerei, zeugten doch von einem ungeheuern Wissen, vielfachem Studium und mannigfacher Gelehrsamkeit und unterschieden sich wesentlich von den Improvisationen seiner wässerigen Nachtreter. Aber in einer Beziehung hat sich Wolff sehr verdient gemacht und wird sein Name in der Literaturgeschichte für alle Zeiten einen sehr ehrenvollen Platz einnehmen und zwar durch Verfassung der Werke „Poetischer Hausschatz" (bereits einige zwanzig Auflagen erlebt), „Prosaischer Hausschatz", die heute noch unerreichbar in ihrer Art sind. Sie legen das glänzendste Zeugniß für seine staunenswerthen, reichhaltigen Kenntnisse der deutschen klassischen Literatur von der ältesten bis auf die neueste Periode, wie für seinen anerkennungswerthen Geschmack in der Auswahl ab. —

Auffallend war es mir, daß Wolff, dieser treffliche Improvisator, mir nichts Eignes schrieb; er wählte einen

Spruch, den Viele, welche ihn lasen, Göthe zuschrieben und Viele wieder für einen maurerischen Wahlspruch hielten, weil Meister, Geselle und Lehrling darin vorkommen. Die Inscription ist aber nicht maurisch und auch nicht von Göthe, sondern Göthe selbst hat denselben nur citirt, ohne die Quelle anzugeben. Der Spruch ist von Agricola, einem Poeten aus der Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie Wolff eigenhändig dazu bemerkte; er lautet:

Wer soll Meister sein?
Wer was ersann!
Wer soll Geselle sein?
Wer was kann!
Wer soll Lehrling sein?
Jedermann.

Wien, 24. April 1844.

Zur freundlichen Erinnerung von
O. L. B. Wolff.

Während dieser Zeit begegnete ich fast täglich in dem unmittelbar an der Donau liegenden, allbekannten Stierbeck'schen Café einen nicht allzugroßen, aber ziemlich kräftigen, alten Mann. Er hatte bereits graues Haar und schien auch schon das 60. Lebensjahr weit überschritten zu haben. Obzwar er in Civilkleidung erschien, hatte diese doch einen theilweise militärischen Anstrich, und aus seinem Knopfloche lugten einige Ordenbändchen hervor. Seine Kopfbedeckung bestand aus einem kleinen Hut, fast einer Kappe ähnlich. Sein Benehmen war gemessen, ruhig, er las viel Zeitungen, zog zwar die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, da aber dieselben demjenigen Stande angehörten, der sich besser auf Staatspapiere, Wolle und Getreide versteht als auf alles

andere, was nicht in diesen Bereich einschlägt, hatte er keine Ansprache. Mir fiel er besonders auf. Wir saßen durch einige Tage an einem Tische, wechselten hier und da miteinander gegenseitig die Zeitungen, was selbstverständlich auch gegenseitige Ansprache veranlaßte, der bald ein Gedankenaustausch folgte. In Folge dessen erkannte ich in ihm sogleich, daß er trotz seines martialischen Aeußern nicht blos in der Führung des Degens, sondern auch der Feder bewandert sein muß. Endlich faßte ich eines Tages Muth und frug ihn: Wen hab ich die Ehre zu sprechen, gewiß einen „Ritter des Geistes?" — Er lächelte und sagte, nun, ich bin „der Eremit von Gauting!" — Ich konnte mich ebenfalls eines Lächelns nicht enthalten und da mir dieses Prädicat schon oft vorkam, und daher auch bereits das Nähere nicht unbekannt war, setzte ich sofort hinzu: Herrn General Freiherrn von Hallberg? — Da freuete sich dieser höchst eigenthümliche, aber immerhin sehr gemüthliche berühmte Reisende und sprach: „Nun, Sie gehören vielleicht auch zu den Federhelden?" — „Feder-H e l d? Nein! Ich führe auch hier und da die Feder, aber zum Helden habe ich noch Zeit, noch habe ich keinen Sieg erfochten und wer weiß, ob es mir je gelingen wird zu siegen!" — „Sie sind bescheiden! Jetzt thut es mir leid, daß ich nicht länger das Vergnügen haben kann, ich verlasse morgen schon Wien!" — „Das thut mir auch leid, um so mehr, als es mir ein Vergnügen gewesen wäre, Ihnen vielleicht dienlich zu sein, da Sie hier fremd sein dürften. — „Ich danke Ihnen, aber ich habe mich schon hier ausgefunden, so ein herumwandernder Vogel wie ich, weiß sich schon zu helfen." Er reichte mir die Hand zum Abschied mit den Worten: „Leben Sie wohl, im Falle ich nicht mehr das Vergnügen haben sollte Sie zu sehen, behalten Sie mich in guter Erinnerung!" — Gewiß bleibt mir eine so, wenn auch nur kurze, aber immerhin sehr werthe Bekanntschaft in guter Erinnerung, dennoch, wenn ich es wagen dürfte, möchte ich Sie um Etwas er-

suchen. — Und das wäre? — Eine Zeile von Ihrer Hand! — O mit vielem Vergnügen; kommen Sie also heute noch zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags hierher, bringen Sie sich ein Blatt mit, ich will es gerne mit meiner Handschrift ausfüllen. Wir schieden, uns die Hände drückend und mit dem von uns beiden zugleich ausgesprochenem Wunsche: „Also heute Nachmittag hier im Caffé!" — Wir fanden uns beide zur bestimmten Stunde ein und Hallberg rief sogleich dem Marqueur zu, geben Sie mir für einen Augenblick Tinte und Feder! was mich um so freudiger überraschte, als ich dadurch der nochmaligen Aufforderung enthoben wurde. Ich reichte ihm das Blatt, er schrieb:

Zum Andenken!

Im Caffehaus zu Wien
am 17. May 1844.
Theodor Freiherr von Hallberg
aus München in Bayern.

Nun folgte der nunmehrige Med. Dr. Siegfried Kapper, mit dem trefflichen Spruch:

Daß wir Erfahrungen machen ist gut;
Daß wir Erfahrungen machen müssen — ist traurig.
Wien 15. Juni 1844.
Zur freundlichen Erinnerung von
Siegfried Kapper,
Med. Studiosus.

Dabei lugte aber schon damals der „Zukunfts-Tscheche" hervor, denn auf der Rückseite des Blattes schrieb er mit

Noten und unterlegtem slavischen Text eine „Slavische Melodie“ mit der angefügten Bemerkung:

„So gut und so schlecht ichs halt kann.“

Kapper.

Doch sei es wie es wolle, so wird Kapper (der Schwager und Freund des leider in der Blüthe seines Alters verstorbenen, durch und durch deutschen Dichters Moritz Hartmann und Intimus des leider allzufrüh hingeschiedenen ebenfalls deutschen Dichters der „Sensativen“ Friedrich Bach), als Dichter in deutscher Zunge sich für die Nachwelt ein besseres und dauerndes Andenken erworben haben, als durch sein slavisches Glaubensbekenntniß. Es streifte wahrlich ans Lächerliche, wollten etwa die Serben Kapper als den „Ihrigen“ bezeichnen, bloß weil er „die Gesänge der Serben“ deutsch wiedergab; so müßten die Engländer den bisher unerreichbaren Uebersetzer Byron's, Adolf Böttger, als Engländer bezeichnen, oder man müßte auch Carl Egon Ebert, Moritz Hartmann und Alfred Meißner als slavische Dichter anerkennen, nur weil sie sich zu ihren herrlichen Dichtungen wie „Vlasta“, „Břetislaw und Juta,“ „Žiška“ und „Kelch und Schwert“ Vorwürfe aus der Geschichte Böhmens wählten. Meine Wenigkeit, und wie ich fest überzeugt bin, mit mir alle Gebildeten echt deutscher Gesinnung werden Kapper als Dichter, Begründer und Herausgeber des Jahrbuchs für deutsche Belletristik, achten und schätzen — was das Andere anbelangt, singe ich mit Figaro:

„Das Uebrige, das Uebrige verschweig ich, doch weiß es die Welt!“ —

Nun folgt ein wahrhaftes Phänomen in der Dichterwelt, ein Dichter „Zweier Zungen“ (der dänischen und deutschen), und so ausgezeichnet derselbe in seinem Berufe stand, so bescheiden und liebenswürdig war er als Mensch

im Umgange; ich meine Adam Oehlenschläger. — Erst jetzt bei meinem letzten Verweilen in Wien, wo ich den berühmten Maler Amerling besuchte, wurde in mir der Aufenthalt Oehlenschläger's in Wien neu erweckt, denn ich fand im Atelier, oder besser in der unschätzbaren Gallerie der Meisterwerke des genannten Künstlers das ebenso sprechend-ähnliche, als musterhaft ausgeführte Bildniß des verewigten Dichters des „Coreggio" und „Alladin" nach der Natur aufgenommen. Auch der Dichter des „Camoens" des „Habsburgliedes", L. A. Frankl, ein warmer Freund und unendlicher Verehrer Oehlenschlägers ist im Besitze eines in Oel ausgeführten Bildnisses Oehlenschläger's, das, wenn auch nur Copie des obgenannten Bildes, immerhin aus dem genialen Pinsel Amerlings stammt. Oehlenschläger's Inscription hat namentlich für mich persönlich einen unschätzbaren Werth, und wie ich glaube mit vollem Rechte, doch lieber Leser entscheide Du selbst; er schrieb:

Eh' ich wieder aus Wien muß fort
Schreib ich Ihnen ein herzliches Wort:
Wir lieben beide die Poesie
Und scheiden also im Leben nie.

Wien, d. 3. Juli 1844.

A. Oehlenschläger.

Eines Tages machte ich einen Ausflug von Wien nach dem naheliegenden Curorte Baden, woselbst zur Erholung und zum Curgebrauch der, was Herz und Gemüth betrifft, unter den ausgezeichnetsten Männern des österreichischen Parnasses zählende Johann Gabriel Seidl verweilte. Ich hatte das Vergnügen, diesen Dichter schon früher gekannt zu haben, und da es auch meine Zeit erlaubte, stattete ich demselben meinen Anstandsbesuch ab. Er schien

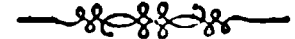
sehr erfreut darüber, wir sprachen lange Verschiedenes und über Verschiedenes. Im Verlaufe des sehr animirten Zwiegespräches erinnerte ich Seidl an das schon früher gegebene Versprechen, mir ein Stammbuchblättchen zu widmen. „Ja wohl, sehr gerne, das kann sogar gleich geschehen," war die Antwort. Er holte ein Oktavblättchen Papier, setzte sich an den Schreibpult und verabfolgte mir sodann das Blatt mit der gemüthlichsten Freundlichkeit, worauf er folgendes Impromptu geschrieben hatte:

Ueberrascht vom Augenblicke
Schreib ich, was mein Herz mir nennt:
Rüstig vor in Leid und Glücke,
Poesie — dein Element!
Baden d. 15. August 1844.
Johann Gabriel Seidl.

Im selben Jahre kam nach langer Zeit und fast am Schluß seiner glänzendsten Periode, der erste der reisenden, modernen Claviervirtuosen, wir möchten sagen, der Begründer des modernen Clavier-Virtuosenthumes in Oesterreich, der nicht genug zu hochschätzende klassische Clavierspieler, ausgezeichnete Componist und Lehrer für sein Instrument, Ignatz Moscheles nach Wien. Er gab ein Concert, und wenn ich nicht irre, zum Besten eines humanen Zweckes. Daß dasselbe ungemein besucht war, läßt sich leicht denken und daß man in seinem Vortrage noch immer den hochgebildeten, wahrhaft vollendeten Spieler erkannte, ist auch Thatsache, allein die „Alt-Meisterschaft" trat doch in hohem Grade hervor, es fehlte, wenn auch nicht Verständniß, welches im Gegentheil noch mehr als früher sich kundgab, doch immerhin die jugendliche, Herz und Gemüth

des Zuhörers erweckende Kraft, die eben nur mit wallendem, jugendfrischem Blut und fantasievollem Geiste vereinbart ist.

Was ihm trotz alledem zu so glänzendem Erfolge half, war nicht die Pietät allein, die man dem Altmeister und Bahnbrecher des Virtuosenthumes schuldete, sondern die wahrhafte Bewunderung, die man den damals schon fünfzigjährigen Künstler angedeihen lassen mußte. Wenn auch Moscheles der „erste Virtuos" von seinen Nachfolgern und Nachäffern, was Fertigkeit und Modernisirung des Vortrages betrifft, überragt und sogar in vielen Momenten des goldenen Zeitalters des Virtuosenthums in den Hintergrund gedrängt wurde, aus der Geschichte der Musik konnten sie ihn nicht verdrängen und wird er auch nie verdrängt werden. Was seine Compositionen betrifft, so ragt er heute und für immer weit hinaus noch über Alle seine Aposteln, mögen sie heißen wie sie wollen. Es werden Viele, wenn nicht die meisten seiner Nachfolger längst in den Strom der ewigen Vergessenheit gesunken sein, aber der Name Moscheles als Componist und Lehrer wird ewig glänzen am Firmament der h. Musica! Moscheles mit einer enharmonischen Cadenz, schloß die Periode d. J. 1844 für mein Album, und so würdig dieser Schluß war, ebenso würdig begann die neue Periode d. J. 1845.



1845.

Molique. Thalberg. Laube. Jos. Netzer.

Kein Geringerer war es, der im Monat April des letztgenannten Jahres mir ein Blatt widmete, als Bernhard Molique, „der König der Violinspieler," wie man ihn mit vollem Rechte nannte. Viele der großen Geiger jener Zeit, selbst der unvergeßliche Spohr, dürften ihn in dieser oder jener einzelnen Richtung überragt haben, was aber Universialität, Vielseitigkeit und Gediegenheit anbelangt, steht Molique als eine für sich abgeschlossene Größe da. Ebenso groß wie Molique als Virtuos in der Kunstwelt steht, ebenso vollendet ragt er als Componist fast über alle seine Collegen hervor. Er verschmäht durch Nipptisch- und Kunststückchen dem großen Haufen zu imponiren, seine Compositionen sind nicht gemacht, was er hervorbrachte, trug den Schöpfersiegel des Genius an sich, und er hat sich auch neben den Virtuosen zum Meister und mannigfaltigen Tondichter emporzuschwingen verstanden. Molique war zudem ein liebenswürdiger Mensch, ein Deutscher voll Kraft und Biederkeit; ihm war die Kunst keine melkende Kuh, er war gegen alle seine Nebenbuhler ohne Neid, er huldigte aber auch nicht wie die „Halbheiten und Mittelmäßigkeiten" im Bewußtsein ihrer Schwäche, stets in der Furcht, leicht überragt zu werden, dem

absoluten Grundsatz: „Wir dulden keine Nebengötter!“ Er erhöhte mein Album mit einem Notensatze.

Nach Molique folgt Thalberg, diese personificirte Eleganz des Virtuosenthumes, aus dessen Spiel man leicht schließen konnte, daß ein aristokratisches, fürstliches Blut in seinen Adern fließt. Ich habe Thalberg aus früherer Zeit nur flüchtig gekannt, die etwas nähere Bekanntschaft mit ihm führte ein Zufall herbei. Thalberg, lange Jahre von Wien abwesend, kam nämlich 1845 wieder zu Besuch in die Residenz und veranstaltete ein Concert. Kaum war dasselbe annoncirt, so waren auch schon, besonders von der höheren Aristokratie, alle Sitzplätze vergriffen, es wurde Agio, hohes Agio angeboten. Einen Tag vor dem Concerte passirte ich das Hôtel zum Lamm, noch heute das Beste und auch noch heute das Besuchteste. Da stand vor dem Thor Herr Baptist Haubtmann, Inhaber und Leiter desselben und unstreitig eine in ihrer Branche hervorragende Persönlichkeit, auch in Wien sehr gekannt und beliebt. „Herr von Landau! schrie er mir mit Stentorstimme zu, sehr gut, daß ich Sie sehe. Ich habe eine Bitte! heute Morgens ist eine serbische Herrschaft hier angelangt, und als sie erfuhr, daß Thalberg morgen Concert gibt, verlangte sie zwei Sitze — aber prosit Malzeit! Kein Sitz ist zu erlangen, nicht für den doppelten und dreifachen Preis. Da es aber auf den Preis nicht ankommt, würden Sie mich sehr verbindlich machen, wenn Sie vielleicht durch Ihre ausgebreitete Connexion im Stande wären, irgendwie gegen „Gold“ zwei Sitze zu verschaffen. Freund! Ich stehe Ihnen zu Gegendiensten!“ — Ich versprach nichts, sagte aber, daß ich es an Nachforschungen und Ermöglichung der Sache nicht werde fehlen lassen. Mein erster Weg war zu dem damals noch lebenden Musikalien-Händler und Custos oder Verwalter des Vereins der Gesellschaft der Musikfreunde, Glöggl. Der gute Mann pflegte bei ähnlichen Gelegen-

heiten, wie die bei Thalberg, jene Vorsicht zu gebrauchen: die Reservirung von Sitzen, um im äußersten Nothfalle sich „die Dankbarkeit“ derjenigen zu erwerben, die kein Geld scheuen, wenn es galt, etwas Außergewöhnliches zu hören oder zu sehen, und Glöggl war nicht „unfehlbar.“ Jedoch hier kam ich bereits zu spät, auch trotz meiner nachdrücklichen, aber in sehr zarter Weise gemachte Bemerkung, „der Preis kann sein so hoch er wolle!“ — Als ich aus dem Thore des Musikvereins-Gebäudes trat, fiel mir die große Annonce des Concertes in's Auge, ich blieb stehen um das ausführliche Programm zu lesen. Unter den anderen Pieçen las ich auch Lieder vorgetragen von Staudigl. Der Name Staudigl zündete auch hier. Ich verfügte mich sogleich sofort in seine Wohnung trotz der außergewöhnlichen Stunde, die zu einer Visite nicht passend war. Als ich eintrat, sah ich einen Herrn daselbst, dessen Physiognomie mir sehr bekannt war, ich konnte mich aber im Augenblicke nicht entsinnen, wo ich diese schönen, bleichen, echt aristokratischen, feinen Gesichtszüge schon gesehen. Staudigl, mir die Hand reichend, empfieng mich mit seiner ihm eignen schlichten, aber um desto liebenswürdigeren Zuvorkommenheit und mit den Worten: Was verschafft mir das Vergnügen? — Ohne mich weiter um die Anwesenheit des obbezeichneten Herrn zu kümmern, erzählte ich ihm den ganzen Vorgang und schloß mit dem Ersuchen an ihn, als Mitwirkenden im Concerte mir womöglich zwei Sitze zu verschaffen. Er bedauerte, es verneinen zu müssen, trug mir aber auch sogleich einen Sitz — den seine Frau benützen sollte — mit Bereitwilligkeit an, und bemerkte hinzu mit Lächeln: meine Frau schieb ich schon durch's Künstlerzimmer irgend wohin auf's Podium. Ich schlug dies so günstige Anerbieten, wie selbstverständlich, ab, um so mehr ein Sitz nicht dem Verlangen des fürstlichen Verehrers Thalberg's entsprochen hätte. — Da frug Staudigl: „Lieber Freund!

kennen Sie denn nicht den Thalberg, wenden Sie sich an ihn!“ Ich habe nicht das Vergnügen ihn genauer zu kennen, frühere Jahre habe ich ihn wohl einige Male flüchtig gesprochen, er würde sich meiner gewiß nicht mehr erinnern, und dann wäre das eine eigenthümliche Zumuthung von mir. — Nun, da kann abgeholfen werden, sagte Staudigl, wandte sich etwas näher zu dem in stiller Hingezogenheit auf dem Sopha ruhenden Herrn, und sprach: „Erlauben Sie, daß ich die Herren einander vorstelle: Herr von Thalberg — Herr Schriftsteller Landau!“ Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, Thalberg, welcher sich bei der gegenseitigen Vorstellung von seinem Sitze erhoben hatte, griff in die Seitentasche seines Frackes, holte ein elegantes Portefeuille aus derselben, öffnete es, und überreichte mir zwei Karten mit den Worten: „Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen damit zu dienen!“ — Jubel im Israel! Ich dankte recht herzlich, verweilte noch einige Minuten, empfahl mich mit den Worten zu Thalberg, ich werde mir noch das Vergnügen machen, Ihnen meinen persönlichen Besuch in Ihrer Wohnung zu machen, was mit den Worten: „Es wird mir ein Vergnügen sein!“ beantwortet wurde. Mit Storchesfüßen, in freudigster Aufregung, ich möchte sagen, mit einem gewissen Stolz, das erlangt zu haben, was anderen selbst gegen blankes Gold nicht gelungen, schritt ich der Leopoldstadt, dem „goldenen Lamme“ zu, und übergab Herrn Baptist Haubtmann die beiden Karten. Mit Freude und mit dem Ausdruck: Sie sind doch ein Tausendsassa: nahm er selbe an und frug mich, was ich dafür bezahlte. „Nichts!“ war meine Antwort, „ich habe die Karten geschenkt bekommen, und anständiger Weise kann ich dieselben nicht verkaufen! — Sie sind ein närrischer Mensch, lieber Freund! sagte Baptist, wozu das — !? — Nichts, nichts und abermals nichts, sagte ich, wandte mich um, empfahl mich und verließ hastig sein Comptoir. Einige Tage später erhielt

ich ein sehr werthvolles und anständiges Cadeau, welches ich, da es eigens für mich bestimmt war, nicht refusiren konnte. Die schwere Noth der Zeit und die schwere Zeit der Noth im Jahre 1848 nöthigte mich dasselbe zu „versilbern“. Das einzige Andenken an diesen Vorfall, an die Freundlichkeit des unvergeßlichen großen Virtuosen Thalberg ist und blieb ein „Stammbuchblättchen“ (Noten), das er mir schrieb, als ich einige Tage darauf meinem Versprechen gemäß Besuch abstattete.

Eines Tages, als ich Mittags ins Hôtel Lamm ging um dort zu speisen, natürlich nicht im Salon, sondern nur im „Extra-Zimmer“, und in der schönen, geräumigen Flur des Hôtels eintrat, stieg eben ein Herr aus einem ebenfalls erst angekommenen zweispännigen „Numerirten“ aus, schwarz in Galla gekleidet, mit einer weißen Cravatte versehen. Mein Staunen war nicht gering, als ich in dem eben bezeichneten Manne den mir bereits bekannten Heinrich Laube erkannte. Ich ging sogleich auf ihn zu, reichte ihm die Hand mit der Ansprache: „Willkommen, Herr Doctor! Wie kommen Sie nach Wien?“ — Laube antwortete, ich komme soeben von einer Audienz beim Metternich! — „Bei Metternich? Was haben Sie bei Metternich zu thun, Sie und Metternich, diese Antipoden?“ — „Ich war bei ihm, um die Aufführung meines „Struensee“ zu bewerkstelligen!“ war die eben so rasche als kurze Antwort. Viele werden sich gewiß daher gedacht haben: Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Ich aber konnte „Laube und Metternich“ nicht aus dem Sinne bringen, ich citirte mir die Müllnerische Phrase:

Erklärt mir Graf Oerindur
Diesen Zwiespalt der Natur!

Ein Laube, welcher seinen „Politischen Briefen“ (Leipzig, 1833, Liter. Museum) das Motto ohne Gänsefüßchen, also sein geistiges Eigenthum: „Es gibt einen Gott, denn

es gibt den Gedanken der Freiheit — Freiheit, Dich bet' ich an!" voransetzte, kann im J. 1845 nicht nur unangefochten in der Metropole eines Metternich-Sedlnitzky'schen Systems verweilen, ja sogar mit dem absolutesten Unterdrücker der geistigen Freiheit in Oesterreich verkehren. So damals! — Heute? Citire ich die Schlußworte der Vorrede zu den oberwähnten „Politischen Briefen": „Ach, ich darf nichts Richtiges sagen — o ich bitt' Euch, les't zwischen den Zeilen, da stehen charmante Dinge." — —

Zur selben Zeit schrieb mir Heinrich Laube Nachstehendes ins Album, was ich mir factisch als einen wohlweislichen Spruch beherzigte, so daß ich von da anfing, meiner literarischen Wirksamkeit eine andere, mir persönlich mehr zusagende und meinem Talente geeignetere Richtung zu geben; der Spruch lautet:

Jeder Mensch hat ein Talent, dieses an sich aufzufinden und dann rücksichtslos auszubilden, dieses ist seine Aufgabe. Möge sie Ihnen leicht gelingen!
Wien, 19. November 1845.

Laube.

Es war im J. 1868, als ich in meinem mir, von meinem Aufenthalte 1849—50, sehr liebgewordenen Leipzig wieder einige Wochen verweilte. Zur selben Zeit kam auch Laube dahin, wegen der Directionsübernahme des Stadt-Theaters. Wir begegneten uns bei der Table d'hôte im Hôtel Baviere, damals der Sammelpunkt aller fremden Schriftsteller, Künstler, besonders jener, welche der dramatischen Kunst angehörten. Eines Tages während des Speisens gab mir das gegenseitige Gespräch eine passende Gelegenheit, Laube an das in Wien gegebene Versprechen, mir eine

Photographie zukommen zu lassen, zu erinnern. „Das Glück kann Ihnen sogleich zu Theil werden“, sagte Laube lächelnd, kommen Sie nach der Table d'hôte mit mir auf's Zimmer. Es geschah, Laube gab mir eine der höchst gelungensten Photographien; sie stammt aber auch von einem der vorzüglichsten Photographen Wiens, der factisch als Künstler in seiner Art bezeichnet zu werden verdient, von Fritz Burkhardt. Laube schrieb rückwärts darauf:

> Man kommt endlich wieder zu seinem Ausgangspunkte zurück; es fragt sich nur mit wie viel Gepäck? Sorgen Sie für Ueberfracht!
>
> Leipzig, 11. Juli 1868.
>
> Laube.

Wahrlich, Laube hat Recht! Denn kein dramatischer Dichter, kein Novellist, kein Kritiker und kein politischer Schriftsteller, welche alle Eigenschaften Laube vereinigt, hat es so verstanden, in so ausgedehnter Weise, mit so anerkennungswürdigem Fleiße, mit solcher staunenswerthen Gewandtheit „sein Talent aufzufinden und rücksichtslos auszubilden“, wie Laube selbst, so daß man mit vollem Rechte sagen kann: Er sorgte für Ueberfracht!“ — Denn es steht fest, daß Laube zu den reichsten deutschen Schriftstellern gezählt werden darf; — möge es Ihm wohlbekommen, er hat sich's durch Fleiß — selbst erworben! Eines nur ist zu bedauern, daß Laube seit der Zeit, wo er sich auf das Directionsführen allein warf, die dramatische Feder leider fast gänzlich aus der Hand legte. Die deutschen Bühnen entbehren Laube's Feder, wir haben außer ihm keine Dramatiker der Jetztzeit, denen der Effect für die Bühne, das Packende für's Publicum, so geläufig ist und

die uns Stücke bieten können, wie: „Struensee“, „Karlsschüler“, „Essex“, „Rococo“, „Monaldeschi“ u. n. v. a. Ich glaube, es dürfte bald die Zeit herannahen, wo das Publikum die Demimonde-Jahrmarktswaare der französischen dramatischen Fabrikanten satt bekommen wird, und die Herren Theater-Directors ausrufen werden: „Ist kein Laube da!“

Das Jahr 1845 schließt mit einem „Noten-Blatte“ von dem verstorbenen Kapellmeister und Componisten Joseph Netzer.

1846.

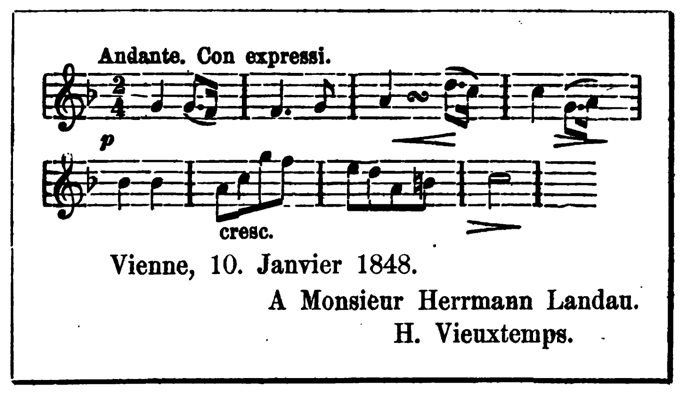
Alexander Dreyschock. Vieuxtemps. Alfred Meissner. Hector Berlioz. — Intermezzo: Mein Vater; mein Grossvater und Kaiser Franz I. — Adalbert Gyrowetz.

Den Reigen des Jahres beginnt „der Doctor beider Rechte" des modernen Virtuosenthums, nämlich Alexander Dreyschock. Das obige Prädicat stammt von Saphir her, er legte es Dreyschock bei, als dieser in Wien concertirte, mit seinen Variationen mit linker Hand allein zuerst hervortrat und alles so in Erstaunen setzte, daß man beinahe glauben konnte, Dreyschock besitze keine linke Hand, sondern zwei Rechte.

Die Verehrer des hingeschiedenen Virtuosen Dreyschock, und diese sind gewiß heute noch zahlreich, dürften sich auch im Besitze eines vorzüglich getroffenen Portraits desselben, von dem Meistergriffel Kriehuber's ausgeführt, befinden, und denen wird der darauf sich befindende wortspielende Vers Saphir's nicht unbekannt sein; für Diejenigen jedoch, die ihn nicht kennen, möge er hier ein bescheidenes Plätzchen finden:

Welcher Titel, der nicht hinke —
Man dem Meister geben möchte,
Der zur Rechten macht die Linke,
— Nennt ihn „Doctor beider Rechte!"

Von Dreyschock erhielt ich ein Blättchen Noten und das eben erwähnte Bild mit einer eigenhändig geschriebenen Widmung. Nach Dreyschock concertirte in Wien Henry Vieuxtemps, durch seine Solidität im Spiele, wie durch seine Compositionen für sein Instrument, die sich ungemein über das Niveau der alltäglichen Paradestückchen seiner Collegen erheben, zu den vorzüglichsten Geigern der Neuzeit gehörig. Vieuxtemps verstand es nicht allein durch Fertigkeit die Bewunderung und den Enthusiasmus seiner Zuhörer zu erwecken, sondern auch durch die Innigkeit seines Vortrages das Gemüth zu erbauen. In seinem Character verband sich französische Elegang und deutsche Schlichtheit. Er schrieb mir nicht mit der oft gebrauchten künstlerischen Non chalance ein Stammbuchblättchen, sondern mit größter Zierlichkeit, und befrug mich zuvor, was mir denn am meisten von seinen gespielten Piecen gefallen habe? Ich bezeichnete ihm dieselbe und er schrieb sie mir mit der Widmung:



Vienne, 10. Janvier 1848.

A Monsieur Herrmann Landau.

H. Vieuxtemps.

Was mich aber hoch erfreute und für mich eben so schmeichelhaft war, ist, daß Vieuxtemps, mit dem ich durch volle 18 Jahre nicht zusammmengetroffen war, im Jahre 1864, als er mit Ullmann nach Prag kam, unter dessen ganzer Künstlergesellschaft, nächst der unvergeßlichen Concert-

sängerin Charlotte **Patti**, Schwester der noch immer hochgefeierten Adeline **Patti**, die hervorragendste Größe bildete, sich meiner noch errinnerte und mich mit derselben freundschaftlichen Zuvorkommenheit aufnahm, wie im Jahre 1846. Er gab mir dieses auch schriftlich kund, indem er mir seine Photographie überreichte, auf der mit fester, deutscher Schrift geschrieben steht:

Meinem alten Freunde Herrmann Landau.

Die Hauptveranlassung zu unserer ersten und fortdauernden Bekanntschaft lag eigentlich darin, daß wir **damals** in unserem Aeußern eine frappante Aehnlichkeit gehabt haben. Ich sage gehabt haben, also mit bestimmter Weise, denn es muß wirklich **so** gewesen sein, und es geschah mir namentlich in Wien, zu wiederholten Malen auf der Straße begrüßt und angesprochen zu werden, als: Ah, Mr. Vieuxtemps qu'est-ce que vous méne à Vienne, comment allez-vous? — Selbst der damals bekannte Schriftsteller Franz von **Branau**, mit dem ich selbst befreundet war und häufig zusammenkam, der aber an Kurzsichtigkeit litt, begegnete mir einst auf dem Graben in Wien, lief auf mich zu, wie in Staunen versetzt, mit der an mich gerichteten Ansprache: Soyez le bien venue, Mr. Vieuxtemps. Ich lachte herzlich — er mich näher ansehend, lachte ebenfalls aus voller Brust — diese Aehnlichkeit! ausrufend. Jetzt sind freilich wieder 10 Jahre verflossen, seit wir uns nicht gesehen, Vieuxtemps zählt bereits 54 und ich 59 Lebensjahre; ob wir uns jetzt noch ähnlich sehen? In allen Fällen zählt die Bekanntschaft mit Vieuxtemps, dem großen Geiger und herrlichsten Menschen, zu einer der schönsten Erinnerungen in meinem Leben. — Nun folgt der „Beethoven der Franzosen", wie sie jenseits des Rheins Hector **Berlioz** gerne nennen.

Ich bin nicht Musiker vom Fache, und verstehe mich eben so wenig auf musikalische Noten, wie auf diplomatische,

am allerwenigsten aber auf Banknoten, mit solchen habe ich nie größere Bekanntschaft gemacht; doch ernstlich, ich verstehe die musikalischen Noten nicht und dennoch habe ich viel, sehr viel über Musik „recensirt", habe aber dabei immer mein Ohr, mein Herz, mein Gemüth zu Rathe gezogen, und ich glaube noch heute fest, daß, wer diese „Dreieinigkeit" bei der Musik streng beibehält, wenn er auch nicht zu geweihten Priestern der h. Cäcilie gehört, wenn auch nicht unfehlbar, aber immerhin das Richtige zu verehren im Stande sein wird. So erging es mir auch bei Berlioz. Ich zähle mich noch heute zu den größten Verehrern der Berlioz'schen Compositionen, achte und schätze ihn als den größten Instrumental-Componisten der Neuzeit, er ist ein Genie in seiner Art und Weise, das nie einen Vorgänger hatte, denn was er schrieb, ist das Schaffen seiner eigenen exaltirten Phantasie, der aber auch keinen Nachfolger haben dürfte, weil eben eine solche Phantasie keine alltägliche ist, sondern vielleicht nur in Jahrhunderten, und da auch nur einmal wieder zum Vorschein kommen könnte, wenn sie je wieder am Horizont der Instrumental-Musik erscheinen sollte. Trotzdem konnte ich mich eines Lächelns nie enthalten wenn man Berlioz und Beethoven in einer Paralelle ziehen wollte. Der Abstand ist zu groß — Beethoven ist der Meister, der was ersann, Berlioz jedoch nur ein tüchtiger Geselle, der was kann, und weil wir in Wirklichkeit keinen derartigen Gesellen mehr haben, müssen wir ihm die Ehre eines substituirenden Meisters angedeihen lassen. Ich hatte auch in d. J. 1850—51 in Weimar das Vergnügen, Berlioz' Oper „Benvenuto Cellini" zu hören; sie gefiel im Allgemeinen, und ich muß gestehen, sie sagte auch mir im hohen Grade zu, es ist ein imposantes Werk und es ist Unrecht, daß man den „Benvenuto Cellini" nicht dem deutschen Publikum vorführt, deshalb, weil man unserem Repertoir der heroischen Oper ein tüchtiges Werk

entzieht. Wir wundern uns nur, daß es Lißt bisher vermieden hat, Berlioz' Oper am ungarischen National-theater und an der großen Hofoper zu Wien zur Aufführung zu bringen, denn was man dem großen und liebenswürdigen Virtuosen Lißt gerne zu Liebe gethan, würde man dem „Abbé“ Lißt nur mit um so sehr größerer Bereitwilligkeit zu Liebe thun, und von Lißt wäre dieses ein diplomatisches Kunststückchen, denn er würde dadurch seine Gegner verstummen machen, die da sagen: „Mit dem Componisten Berlioz schied auch der Journalist und Musikkritiker Berlioz, und wir können nun nicht mehr auf seine „dankbare Feder“ rechnen! —

Die Veranlassung zu Berlioz nähere Bekanntschaft gab ein „Handschuh“. — Im März und April 1846 nämlich, als Berlioz in Prag seine Compositionen zur Aufführung brachte, dieselben auch persönlich dirigirte, verweilte und concertirte auch daselbst sein Freund und Verehrer Franz Lißt. Zu einem Concerte des Letztern im Convictsaale am 16. April erhielt ich eine Saalkarte. Als ich die Räume des Concertsaales betrat, begegnete ich den damaligen Secretär Lißt's, wurde von ihm, durch Lißt gekannt, begrüßt und befragt: Wo haben Sie ihren Platz? Nirgends und überall! — Warum nicht gar, kommen Sie gütigst, sagte er, führte mich auf's Podium und wies mir einen Sitzplatz neben Berlioz und unmittelbar in der nächsten Nähe des Instrumentes an, das Lißt benützte. Lißt trat auf, den Hut in der Hand, natürlich mit glänzend weißen Handschuhen, verbeugte sich und da er keine Stelle fand, seinen Hut niederzulegen, warf er ihn mit künstlerischer Gleichgiltigkeit unters Clavier, setzte sich, zog die blanken Handschuhe ab und — warf selbe hinter seinen Sessel. Im Nu bog sich Berlioz und ich nieder, wir brauchten nur die Hände auszustrecken, und Berlioz erhaschte den rechten, ich den linken Handschuh. Wir lachten,

alle die es sahen, lachten ebenfalls, wir wurden sogar von einigen schönen Nachbarinnen beneidet, und da Berlioz als Franzose nicht so galant war, den Handschuh einer Dame zu präsentiren, dachte ich als Deutscher noch weniger galant sein zu müssen und steckte den Handschuh ruhig ein. Ich bewahre diesen Handschuh zwar nicht im Rahmen und Glas (wie einst Saphir einen Schuh von Fanny Eßler's Füßchen in Rahmen und Glas in seinem Salon zur Schau aushing! —), aber im Besitze desselben bin ich noch heute. Vielleicht füllt er einst ein bescheidenes Plätzchen — im ungarischen Museum aus. — Alles ist möglich! — Dieser gemeinschaftliche Handschuhfang, so wie, daß der Secretär noch zu mir kam, sich angelegentlichst mit mir unterhielt, machte, daß auch Berlioz zutraulicher wurde, und wir auch später mehrmals verkehrten; und so kam es, daß ich denselben öfters in seinem Hôtel „blaue Stern" besuchte. Als ich eines Tages, in Gegenwart meines seligen Vaters die Absicht aussprach, Berlioz wieder eine Visite abzustatten, sagte mein Papa: Wahrlich, ich möchte auch gerne diesen berühmten Mann persönlich kennen lernen! — Nichts leichter als das, war meine Antwort, kommen Sie mit, ich werde Sie demselben vorstellen. — Nun war mein Vater ein vielseitig hochgebildeter Mann; er verstand es, wie nur irgend ein Weltmann, sich in jeder hochahnsehnlichen Gesellschaft zu bewegen; ihm waren auch die italienische, englische, russische und französische Sprache sehr geläufig, und besonders die letztgenannten zwei Sprachen hatte er sich so zu eigen gemacht, daß man ihn oft für einen geborenen Russen und oft wieder für einen Franzosen hielt; er würde also bei dem Besuche Berlioz Gelegenheit gehabt haben, wieder einmal so recht con amore französisch zu sprechen, was ihm damals selten vorkam und worüber er, wenn sich Veranlassung dazu darbot, immer hoch erfreut war.

Mein Vater war ein, für die Verhältnisse des Judenthumes in Prag im Jahre 1835 schon zu aufgeklärter Kopf und jovialer Lebemann, so daß man es nicht für „opportun“ hielt, ihn im Rabbinats-Amte, welches zuerst von seinem berühmten Vater Samuel Landau bekleidet wurde, nachfolgen zu lassen, trotzdem er auch in der talmudischen und jüdisch-theologischen Wissenschaften, wie nur irgend ein „Rabbi“ bewandert war.

Noch zögerte mein Vater, ob er denn doch mit zu Berlioz gehen sollte, bis ich endlich sagte: Kommen Sie mit, lieber Papa! Sie erweisen mir auch eine Gefälligkeit dadurch, denn, wie Sie wissen, „radebreche“ ich das Französische, gerathe hie und da in Stockung, und so würden Sie Gelegenheit nehmen, wenn ich ein „Bock schieße“, zu interverniren, und der Vater würde — wie schon so oft — wieder das gut und besser machen, was der Sohn verdorben hat. Die Bombe traf, er lachte herzlich und sagte entschlossen: Nun, so komm, ich gehe mit. Wir gingen; ich stellte gleich beim Eintritt meinen Vater vor, er selbst entschuldigte sich sofort in französischer Sprache, daß er sich die Freiheit nahm, mitzukommen. Ein Wort brachte das andere, die Conversation kam immer mehr und mehr in Fluß und im Verlaufe des Gesprächs frug ihn Berlioz: „Sie sind wohl ein geborener Franzose?“ Nein, ich war wohl in Frankreich, aber auch lange Zeit in Rußland, besonders in Petersburg, da hatte ich eine treffliche französische Schule durchgemacht. Eine volle halbe Stunde dauerte das Zwiegespräch ohne Unterbrechung, denn ich selbst machte den stummen Zuhörer und erfreuete mich hauptsächlich in der Beobachtung des fröhlich-glänzenden Ausdruckes in den Gesichtszügen meines, damals schon fast 70 Jahre alten Vaters, den diese Conversation immer stärker hervortreten ließ. Beim Abschied zeigte sich Berlioz wieder als ein hochgebildeter Künstler und den über-

aus galanten Franzosen gleich, begleitete er uns bis zur Flur, ging nochmals auf mich zu, reichte, schüttelte und drückte mir die Hand, sagte offen, so ohne den geringsten schmeichelnden Anstrich — ich fühlte, wie wahr er es meinte — „wie sehr er mir zu Danke verpflichtet sei, daß ich ihm die Gelegenheit bot, meinen „charmanten" Papa kennen zu lernen." —

Armer Vater! Jetzt ruhest Du seit fast 16 Jahren in kühler Erde, aber Dein Geist umschwebt mich stets und das Andenken an Dich, die treue Kindesliebe, die ich Dir bewahrt, kann nur mit dem letzten Schlage meines Herzens enden!

Mein Vater beschäftigte sich auch gerne mit Literatur, er las täglich bis nach Mitternacht die älteren Klassiker, selbst die ihm schon bekannt waren, zu wiederholten Malen, und alle ihm damals zugänglichen neuen literarischen Erscheinungen. Er schrieb selbst Manches, hielt es aber in seiner bescheidenen Weise nicht für so gut, um es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Nur die von meinem seligen Großvater, seinem Vater, dem Rabbiner Samuel Landau in hebräischer Sprache abgehaltenen „Gelegenheits-Predigten" übersetzte er ins Deutsche und es wurden dieselben auch durch den Druck vervielfältigt. So bin ich noch im Besitze einer Trauerrede, welche mein Großvater bei Gelegenheit der Trauerandacht für Se. Majestät den Kaiser Franz I. im März 1835 abhielt, und die von meinem Vater ins Hochdeutsche übertragen und veröffentlicht wurde. Dieser öffentliche Vortrag war die letzte Function meines Großvaters in dieser Sphäre, denn bald darauf im selben Jahre 1835 starb auch er, 83 Jahre alt, geehrt und betrauert nicht nur in der ganzen Judenheit, sondern auch von Nichtjuden, von Allen, Allen, die ihn kannten. Für mich, der ich damals im Jünglingsalter war, hatte der fast gleichzeitige Tod des verewigten Monarchen und meines

Großvaters etwas Denkwürdiges, denn der erwähnte hochselige Monarch hegte eine besondere Vorliebe für meinen Großvater und so oft der Kaiser Prag damals mit Seiner Gegenwart beglückte, wurde der „Rabbi Samuel Landau zu einer Audienz beschieden, und der gute katholische Monarch verschmähte es nicht, sich von ihm „Benschen" (segnen) zu lassen. So oft aber mein Großvater eine solche „Audienz" hatte, zog er einen Ring an. Die damaligen „alten" Juden und Frauen meinten, in diesem Ringe liege eine Zauberkraft, daß demjenigen, der ihn trägt, nichts „Ungebührliches" widerfahre. Daß dem nicht so war, brauche ich meinem Leser nicht erst zu versichern, und mein Großvater, ein strenger Talmudist und hochfrommer Rabbi, zählte dennoch nicht zu den Unaufgeklärtesten. Aber es hatte folgendes Bewandtniß mit dem Ringe: er bestand nämlich aus einem schweren, goldenen Reif, in dem eine Camee eingefaßt war, worauf sich ein Papagei, umzogen von folgender Inschrift in hebräischen Buchstaben und in derselben Sprache befand:

Chajim wemaweth bejad laschon.

„Leben und Tod hängen von der Zunge (Sprache) ab!"

Also ein Mahn- und Warnungsspruch, daß man im Umgange oder bei dem Zusammentreffen mit hohen Persönlichkeiten wohl erwäge, wie und was man spricht. — Bei einer der ersten Audienzen, die mein Großvater hatte, fragte ihn der verewigte Monarch: „Nun, mein lieber Rabbi, wie geht es Ihnen? Was beziehen Sie für einen Gehalt? — „Ew. Majestät! Ich bin wie ein Postillion, und lebe von Trinkgeldern!" — Zur damaligen Zeit hatten nämlich die Rabbinen noch kein festes Jahreseinkommen, sie ernährten sich nur von den damals üblichen „Neujahrs- und Purim-Geschenken" der „Reichen Gemeindemitglieder", ferner von dem „Honorar", welches sie für

Functionen, wie Trauungen ꝛc. erhielten. Heute freilich ist es anders, da werden die Rabbiner und Prediger mit Tausenden jährlich besoldet, aber die Trinkgelder — haben doch nicht aufgehört!

Und nun, verehrter Leser! Verzeihe, wenn ich hier zu sehr in die Ferne meiner Erinnerungen gegriffen habe, sie dürften doch für Viele nicht ohne alles Interesse gewesen sein. Ferner erlaube ich mir die Frage: Wer, der, wenn er Herz, Gemüth und Pietät genug besitzt, verweilt nicht gerne bei der Erinnerung an seine Ahnen, oder überhaupt an Personen, die ihm nahe standen, ihm lieb und werth gewesen sind? Und somit appelire ich an Dein Herz, an Dein Gemüth, an Deine Pietät, und Du wirst gerne das: „In die Weite schweifen!“ verzeihen.

Berlioz schrieb eine Scene aus seiner Symphonie: „Romeo und Julie“.

Während dieser Zeit verkehrte ich viel mit Alfred Meißner, welcher damals seinen permanenten Aufenthalt in Prag hatte. Er wohnte bei seinem Vater, der Doctor der Medicin war, in späteren Zeiten jedoch keine Praxis mehr ausübte, da er schon an Jahren vorgerückt war, sondern als Rentier lebte. Im Jahre 1862—65 kam ich öfter ins Haus und nachdem Alfred Meißner mir selbst die frühen Vormittagsstunden als die ihm am liebsten zum Empfang eines Besuchenden bezeichnet hatte, so geschah es häufig, daß ich ihn im Zimmer seines Papas traf, den er damals nie oder selten verließ, dem er ungemein herzlich zugethan war, er las ihm Zeitungen vor, besprach Manches und Vieles mit ihm, was auch Jedem, welcher den alten Dr. Meißner kannte, sehr einleuchtend schien, denn der jetzt leider verstorbene Arzt besaß auch vielseitige Bildung und beschäftigte sich bis in die letzten Tage seines Lebens geistig. Bald nach dem Ableben Meißners des Vaters sagte auch Alfred Meißner Prag Valet! Bei seinem Scheiden dachte ich mir:

„Fallen seh' ich Zweig' auf Zweig',
Kaum noch hält der morsche Stamm!“

Denn zahlreiche, tüchtige, poetische Kräfte besaß einst Prag, es war ein rühriges, frisches literarisches Leben. Da waren noch: W. A. Gerle, Uffo Horn, Friedrich Bach, Julius Seidlitz, Bernhard Gutt, unstreitig einer der tüchtigsten Kritiker, den Prag je besaß, eingehend scharf, aber nie verletzend, Rudolf Glaser, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek und Redacteur von „Ost und West“ (ein damals tüchtiges und maßgebendes Journal der deutschen Literatur und der deutschen Kunst in Böhmen), dessen jetzt in strenger Zurückgezogenheit noch lebende Gattin Juliana Glaser (geb. Ebert, Schwester des Dichters C. E. Ebert), eine geistreiche Frau, die sich auch mit Glück selbst in der Poesie versuchte. Sodann Graf Schwirnding, Theodor von Grünwald, M. J. Landau, Friedrich Sacher, Carl Ludwig Lippmann, diese alle sind leider schon todt. Zu denen gesellten sich aber die jetzt noch Lebenden: Siegfried Spinner oder auch Karl von Wald, unter welchem Namen derselbe in der neuesten Zeit als tüchtiger Romanschriftsteller bekannt wurde, der aber in Wirklichkeit Wenzel Předak heißt, und die Stelle eines k. k. Oberlandesgerichts-Rathes bekleidet, und Isidor Heller, damals vielversprechend, jetzt ein gänzlich verschollener Novellist; dann die literarischen und poetischen Diletanten, welche bald der literarischen Laufbahn ein „Lebe wohl!“ zuriefen und sich ihrem Brodstudium mit allem Eifer zuwandten, um sich „practisch“ eine Existenz zu gründen, wie Med. Dr. Lucca, jetzt Senior der Badeärzte in Marienbad, dann die beiden bei den Pragern noch immer in schönster Erinnerung lebenden tüchtigen Mitglieder des deutschen Landestheaters, Franz Brava nnd Preisinger (Letzterer ist leider auch schon dem Erdensein entrückt). Alle diese haben mir ebenfalls „Stammbuchblätter“ gewidmet, und

zählen sie auch nicht zu den „Capacitäten“ in der Literatur und Kunst, so mögen dennoch drei von den Inscriptionen ein bescheidenes Plätzchen einnehmen, in der Voraussetzung, daß sie, da es ihnen weder an Geist, noch weniger an wahrheitlichen Inhalt mangelt, für die Lehrer im Allgemeinen nicht ohne Interesse, meinen heimathlichen Freunden aber gewiß nicht unwillkommen sein werden. Sie lauten:

I.

Wie sich Jener, unkundig des Schwimmens, dem Wasser vertraut,
Sorglichen Schrittes prüfend den überflutheten Boden
Daß eine gähnende Tiefe, klaffend, ihn nicht verschlinge:
Also prüfe, forschenden Blicks, bei der Wahl eines Freundes;
Denn das Gewässer gibt ein treffend Bild zu den Menschen:
Heitere Ruhe im Antlitz, doch innen — verderblicher Abgrund,
Traue nicht blindlings, und Du wirst Gefahren begegnen,
Dies beherzige o Freund! in diesem Leben voll Scheins.

Den 24. Jänner 1839.

Franz Brava.

II.

In engen stets und engeren Kreisen bewegt das Alter sich, in weiten und weiteren Kreisen umzieht die Jugend den einen Kerngedanken des Lebens: Wirken und Schaffen und die Mahnung an das jugendliche Herz zieht sie hinaus in die Ferne, die voll von schönen Welten mit dem Isisschleier der Zukunft umhüllt vor unserer Hoffnung daliegt; allein die Ferne wird Nähe, die Sehnsucht gestillt, der Isisschleier gelüftet, aber unser Hoffen nie Wirklichkeit und die Flaggen der bangen Erwartung wehen heimwärts.

Prag, 24. April 1839.

Ein Wort aus der Erfahrung Ihres Freundes
Med. Dr. Lucca.

III.

Freund! gib Acht, es kommt auf allen Wegen
Eine lächelnde Larve Dir entgegen,
Die Freundschaft zu sein, sich brüstet.
Doch legst Du ein prüfend Werk ihr auf,
Fort flieht sie in möglichst schnellen Lauf,
Zu dem sie stets gerüstet.

Die Erfahrung nie zu machen, wünscht Dir
Dein
Siegfried Spinner.

Prag, im Februar 1842.

So war's damals in Prag, und jetzt? Dr. Ambros, der ebenso hervorragende, als maßgebende Musik-Kenner und Schriftsteller so wie gediegene Kunst-Kritiker; Salomon Heller, der Dichter des „Ahasverus", der Kritiker mit der „spitzen Feder", sind nach Wien übersiedelt; Dr. Joseph Bayer, der geistreiche Aesthetiker, dessen herrliche Vorträge im „deutschen Casino" wir sehr vermissen, ist ebenfalls nach Wien übersiedelt, woselbst er sich als Professor der deutschen Literatur an der Handelsakademie und als fleißiger Feuilletonist der „Presse" sehr behaglich fühlt. Ein einziger Stern erster Größe leuchtet uns nur noch in Prag, Carl Egon Ebert, aber der greise Dichter lebt sehr zurückgezogen, und wenn er noch heute wie in seinem schönsten Alter, in seinem Aeußern, elegant und jugendlich einherschreitet, so dürfte doch die Last der Jahre sehr deprimirend auf ihn wirken. Möge aber immerhin der allverehrte Dichter und treffliche Mensch C. E. Ebert noch lange zu unserer und zur Freude aller deutschen Gebildeten lange leben und sich des besten Wohlseins erfreuen. —

Eine Hoffnung ist gegenwärtig vorhanden, daß in Prag das literarische und Kunstleben wieder einen neuen Aufschwung nehmen wird durch die Gründung des Vereins

„Concordia.“ Zwar hat dieser im Fortschritt begriffene Verein einen nicht leicht zu ersetzenden Verlust erlitten nämlich durch das Hinscheiden des allgemein hochgeachteten Dr. Carl Ritter von Zdekauer, eines Mannes von Geist und Gemüth, von dem man im vollen Sinne des Wortes sagen konnte: „ein Ritter ohne Furcht und Tadel!“ Er war sofort bei Gründung der „Concordia,“ derselben eine geistige und materielle Stütze wie sonst nicht viele; und hier und da und dort, überall wo er geistig und materiell alles Schöne begründete, förderte und befestigte, so wie bei sonstigen zahlreichen Freunden und Verehrern wird er unvergeßlich bleiben. Gegenwärtig sind es die „Ritter des Geistes“. wie: J. U. Dr. Anton Görner, J. U. Dr. Prof. C. Th. Richter, Prof. Dr. Benndorf, Prof. Dr. Henke, Dr. Richard Ritter von Helly, die an der Spitze dieses Vereines stehen, ferner findet die literarische Abtheilung ihre Vertreter in Prof. C. Marquard Sauer, Tobisch, dem geistreichen Kritiker und Redakteur des „Tagesboten aus Böhmen“, sodann dem Nachfolger Salomon Heller's, bei der Bohemia, Alfred Klar. In gleich würdiger Weise ist in diesem Vereine die Musik, durch den verdienstvollen ersten Capellmeister am deutschen Landestheater, Slansky vertreten, dem der allgemein beliebte Sänger Hartmann und Theodor Wahle, mit Eifer und Fleiß zur Seite stehen. Letzterer ist zwar Kaufmann von Beruf, aber ein durch und durch vielseitig gebildeter Mann und ein Claviervirtuose von großer Bedeutung. Würde Herr Theod. Wahle heute die Musik allein pflegen, wir sind der vollsten Ueberzeugung, daß er, selbst jetzt, wo die Zeit des Virtuosenthumes im tiefen Schlummer ruht, dennoch Sensation zu erregen befähigt wäre. Die Leitung der rethorischen, respective theatralisch-declamatorischen Section befindet sich in den bewährten Händen unseres ersten Helden und Liebhabers Edmund Sauer, und des vorzüglichen Oberregisseurs Emil Claar, und auch die bildende

Kunst hat in diesem Vereine einen würdigen Repräsentanten in dem rühmlich bekannten Bildhauer Emanuel Max, dem Onkel des rühmlichst bekannten Malers gleichen Namens, der neuesten Schule.

Ich habe mich absichtlich hier mit Namen-Anführung befaßt, um zu zeigen, daß die Prager Concordia wirklich dazu angethan ist, ein passendes Pendant zu dem, nach allen Richtungen segensreicher Wirksamkeit nicht genug zu würdigenden Schriftsteller-Verein Concordia in Wien zu bieten, wozu freilich Zeit und — Theilnahme gehören, und eben was das Letztere betrifft, gestatte ich mir ein wohlgemeintes „Erinnerungswort" an meine zahlreichen Gesinnungsgenossen in meiner theueren Vaterstadt Prag zu richten, auf daß dieselben jedweden, leider bei derartigen Gelegenheiten oft hervortretenden Indifferentismus bei Seite werfen und mit der ihnen mehr als Andern zu Gebote stehenden Intelligenz und Bildung, den Wahlspruch unseres allverehrten Monarchen: Viribus unitis! beherzigen mögen; denn nur so ist die Concordia geeignet, jenen materiellen und geistigen Zusammenhalt zu erreichen, der diesen Verein zum Sammelpunkte aller „deutschen Ritter des Geistes" in Prag in vollkommenster Weise gestalten kann.

Doch nun komme ich wieder auf unseren Dichter des „Žižka" zurück, welcher, da ich im J. 1846 mich noch viel mit Humoristik beschäftigte, mir ins Album schrieb:

Sie sind ein Humorist
Und ich bin leider keiner,
In viel Gestalten ist
Der Gott der Dichtung Einer.

Prag, am 26. April 1846.

Alfred Meißner.

Als Meißner mir das Blatt gab, ich dasselbe gelesen, konnte ich es nicht unterlassen, ihm folgendes Impromptu sofort niederzuschreiben:

Du sagtest, ich wär' ein Humorist,
Und bedauerst, daß Du keiner bist?
Freund! dadurch zeigt sich's klar und rein,
Du kannst auch humoristisch sein!

Nach Meißner folgt und beschließt das J. 1846 einer der fruchtbarsten Componisten, Adalbert Gyrowetz. Von allen seinen zahlreichen Compositionen, sie zählen in die Hunderte, waren es besonders die kleineren Opern oder auch Operetten genannt, welche zu seiner Zeit die glänzendste Aufnahme fanden; von denselben sind heute noch bekannt und tauchen hier und da noch am Opernrepertoir auf: „Agnes Sorel", „der Augenarzt" und „Helene". Als ich Gyrowetz persönlich kennen lernte, war er schon ein Greis in den 80 Jahren, aber noch immer rüstig und voll gemüthlicher Laune, dennoch muß Gyrowetz, in dem Bewußtsein dessen, was er für die musikalische Welt geleistet, ganz eigenthümliche Empfindungen gehabt und auch gefühlt haben: Wie wenig die Welt bei Lebzeiten derer, denen sie nach ihrem Tode Denkmale oder wenn auch nur Votiv-Tafeln setzt, an eine Bethätigung der Dankbarkeit denkt, so lange sie den zu Ehrenden selbst noch nützen könnte! — Denn er schrieb mir Folgendes:

Angenehm ist oft das Künstler-Leben,
Oft ist es süß wie Mandeln und Zibeben,
Doch gibt es auch manche Bittern daneben!

Den 12. August 1846.

Adalbert Gyrowetz.



1847.

Conradin Kreutzer. Joh. Nestroy. Nochmals Saphir. Ludwig Löwe.

Im J. 1847 verweilte ich wieder in meiner Vaterstadt, zu welcher Zeit sich auch Conradin Kreutzer in derselben aufhielt, um seine Oper „die Hochländerin" zur Aufführung zu bringen, die er auch selbst dirigirte.

Kreutzer war im Umgange sehr lieb und einnehmend, er hatte im Aeußern viel Aehnlichkeit mit Oehlenschläger. Wir wurden immer näher und näher bekannt, und würde Kreutzer nur noch länger in Prag verweilt haben, ich bin überzeugt, es wäre zwischen uns die intimste Freundschaft entstanden. Kreutzer war überhaupt ein Wandervogel, es duldete ihn nirgends allzulange, bis er in Riga leider die „ewige Duldung" erlangte. Er ist todt, aber seine Thaten leben fort, ja sie leben im — Volke, denn selten hat ein Componist so für Alle geschrieben, wie Kreutzer. Abgesehen von seiner ewig jungen Oper: „Das Nachtlager in Granada" haben sich seine Lieder und Vocal-Compositionen so ins Fleisch und Blut des Volkes eingelebt, wie selten derartige Compositionen anderer Meister. — Kreutzer ließ mir die Wahl, ihm zu bestimmen, was er mir ins Album schreiben soll, ich sagte, entweder das Lied: „Ein Schütz bin ich ꝛc." oder: „Die Kapelle"; er entschied sich fürs Erstere und schrieb es. —

Im Mai desselben Jahres gastirte der „Aristofanes" des Volksschauspiels, Johann Nestroy, in Prag. Wir kannten uns schon von Wien aus, und ich kann sagen, Nestroy war mir ein Freund; daß er mir dies war, bewies er auch dadurch, daß er mich einst in Hamburg, wo ich von 1851 bis 1862 mein festes Domicil hatte, aufsuchte, aber nicht etwa, als er dort gastirte (das war sein Zweck damals nicht) sondern als er eine Erholungsreise machte, in deren Verlaufe er nach Helgoland fuhr, um die Seebäder zu gebrauchen. Ich erinnere mich heute noch mit vielem Vergnügen an die heiteren und für mich angenehmen Stunden, die ich mit ihm verlebte. Die geehrten Leser werden gleich zu Anfang meiner „Erinnerungen" wahrgenommen haben, daß ich stets ein Verehrer und Freund Saphir's war, und auch als solcher mich in einer von mir veröffentlichten Brochüre offen bekannte. Ich halte dieses „Bekenntniß", wobei freilich die Dankbarkeit, die ich dem verewigten Humoristen schulde, keine kleine Rolle spielt, noch heute aufrecht. Man glaube aber ja nicht, daß ich ein „blinder" Verehrer Saphir's bin, man muß Gelegenheit gehabt haben, den trefflichen „Moritz" als Mensch so zu beobachten, wie ich solche hatte. Kein Armer, sei er gewesen wer er wolle, ging unbeschenkt von ihm fort; Hunderte von armen Schriftstellern und Schauspielern wurden von ihm mit vollen Händen unterstützt, da verstummte seine Satyre und sein Gemüth hatte die Oberhand. Vom Schriftsteller Saphir weiß ich, daß er viel zu viel geschrieben hat, daß daher Vieles darin schon veraltet, Vieles auch mittelmäßig ist; es bleibt aber bei einer Auswahl seiner „Massenschriften" immerhin noch so viel des Trefflichen, des Herrlichen, Freude und Lust Erregenden, Herz und Gemüth Ergreifenden übrig, daß er als Dichter und Schriftsteller für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz einnehmen wird. Seine Declamations-Piecen sind heute noch zum dankbaren Vortrage die hervor-

ragendsten; freilich fehlt es uns heute an Louise Müller's, Julie Rettich's, Louise Reimann's, Mathilde Wildauer's und Ludwig Löwe's. Saphir's declamatorische Schriften wollen nicht nur „gesprochen", sie wollen auch verstanden und empfunden sein. Saphir hatte nur einen Fehler und den wollte man ihm nicht verzeihen, nämlich daß häufig sein Humor von bitterböser Satyre und ätzend scharfer Lauge überfluthet war; ferner war er „nicht unbestechlich". — Gut! zugegeben! Er selbst hat mir dieses frei und offen zugestanden, er hat mir eines Tages gesagt: „Warum sollen wir Männer der Feder unseren Geist anstrengen, um nur „unser täglich Brod" zu erwerben, während X. Y. sich Tausende ergeigt, A. B. Tausende ertrillert, N. N. wieder Tausende ertanzt; wer macht diese Leute groß —? wir! Während solche Leute in einem Abend für zwei oder drei virtuos vorgetragene Clavierpieçen, oder für zwei oder drei trefflich gegurgelte Gesangnummern, oder aber für zwei oder drei mechanisch einstudirte Pas's und Fußspitzen-Bewegungen Tausende einstreichen, sollen wir „Spalten" füllen um den Ruhm, die „Unübertrefflichkeit", das „Niedagewesene" auszuposaunen, ihre Ausrufer machen, die da schreien: Herein da! Herein da! Hochverehrtes Publikum! Hier wirst Du das Schönste, Beste, Herrlichste der Kunst sehen und hören!" — ? — So war das vollinhaltliche Bekenntniß Saphir's in dieser Richtung, das er persönlich offen darlegte. Wie trat aber Saphir auf, galt es einem humanen Zweck, einem Künstler, besonders vom Theater, der mittellos war, der keine große Gage hatte, der, um seine Familie zu erhalten, kämpfen mußte, um „ehrlich zu bleiben"? Da war er stets der Aufmunternde, der Fördernde, der Nachsichtige, der Protektor; da war seine Feder ohne „Spitz", da ließ er seinem Herzen, seinem Gemüthe freien Lauf; ohne allen Nebenzweck, gereinigt von allem Eigennutz. Ja, was seine Parteilichkeit anbelangt,

könnte man in Versuchung kommen, jenen „Tages=Feder=Helden“, die nach seinem Hinscheiden wie „wüthende Bestien über den todten Löwen“ über ihn herfielen, zuzurufen:

„Wer sich frei von Sünden weiß, der hebe den ersten Stein auf!“

Man muß auch die damaligen Verhältnisse der österreichischen belletristischen Journalistik berücksichtigen. Saphir's „Humorist“ und Bäuerle's „Theaterzeitung“ waren die gelesensten und tonangebendsten der Wiener, ja sogar aller österreichischen Journale, und in ihren Händen lag das „Mehr oder weniger Lob“, das besondere Hervorheben dieser oder jener Persönlichkeit, dieser oder jener Erscheinung im Bereiche der Kunst und besonders im Virtuosen= und Theaterthume. Damals wurde in Kunst „gemacht“, in der Gegenwart wurde und wird noch in „Gründung“ und „Politik“ gemacht. Und wahrlich, die damalige Kunstkritik hat nicht im entferntesten so viel auf ihrem Gewissen, als viele unserer Journale der Jetztzeit. Nennt mir auch nur drei Journale von Dies= und Jenseits des Rheins, von Dies= und Jenseits der Leitha, die thatsächlich unparteiisch, unbeeinflußt, ja sogar unhonorirt wären? Nochmals: Wer sich frei von Sünde weiß, der hebe den ersten Stein auf! — Ein unbestreitbares, und nicht genug zu hochschätzendes Lob müssen wir der Feder Saphir's zollen, das ist die Keuschheit derselben und diese ist bei einem Humoristen und Satyriker um so höher anzuschlagen. Nehmt seine gedruckten Schriften von Beginn seiner Wirksamkeit bis zu seinem Hinscheiden zur Hand und weiset mir darin ein „Zote“, eine „Zweideutigkeit“; Ihr kennt Saphir's Werke euren Frauen und Töchtern zu lesen geben, ohne daß Ihr dabei Gefahr läuft, daß sie dabei erröthen. Und so wie er selbst es strenge vermied „unanständig“ zu sein, so strenge war er auch gegen alle Schriftsteller, die die damaligen Verhältnisse in Oesterreich benützten, wo die „löbliche“

Censur eher Unflätiges schreiben und von der Bühne herab verkünden ließ, als daß sie auch nur eine geistreiche Anspielung auf die politische Lage oder der Politik angehörenden Personen gestattete. Wir erinnern hier nur an des seligen Nestroy dramatische Werke, durch welche so immens-schweres Geschütz auf die Bühne kam, und sich in einer Art und Weise von da entlud, daß es nicht nur auf die Keuschheit und Unschuld des schönen Geschlechtes verderblich wirken, sondern auch das Herz und Gemüth eines jeden gebildeten Mannes verletzen mußte. Was Wunder dann, daß Saphir mit aller Kraft seiner Feder gegen Nestroy auftrat und daß beide lange Zeit in nicht sehr erbaulicher Freundschaft standen. Dieses Letztere hat auch Nestroy zu dem nachstehenden Impromptu für mein Album veranlaßt; es lautet:

Was man selbst kann, darüber staunt man an Andern nicht;
Sie sind Dichter; auch ich bring' zu Stande ein Gedicht;
Doch wunderbarer Mann!
Ob etwas And'rem staun' ich Sie an:
Sie haben eine ganze Brochüre Lob auf Saphir gemacht,
Beim Styx! Das hätt' ich nie zusammengebracht.

Prag, 26. 5. 47.

J. Nestroy.

Nun folgt der „deutsche Garrik" unserer Schauspielkunst, der liebenswürdige und unvergeßliche Ludwig Löwe, eine der schönsten und bis heute in ihrem Fache noch unersetzlichen Zierden des k. k. Hofburgtheaters. Wenn ich so recht nachdenke, und alle theatralischen Künstler die Revue passiren lasse, mit denen ich während eines vieljährigen Zeitraumes meiner recensentlichen, und sogar redactio-

nellen Wirksamkeit kennen gelernt habe, von denen viele, wenn auch todt, mir doch in lieber, werther Erinnerung bleiben, und andere, die noch am Leben mir sehr werth und schätzbar sind, so gibt es unter den bereits hingeschiedenen doch nur sehr Wenige, die heute noch frisch und unvergeßlich in meinem Gedächtniß, in meinem Herzen fortleben und diese sind: Sophie Schröder, Therese Peche, Carl Fichtner und dessen Frau Betty, Moritz Rott, Wilhelm Kunst, Herrmann Hendrichs und — ich hätte ihn in erster Reihe nennen sollen — Ludwig Löwe. Mit dem Hinscheiden Löwe's verlor ich nicht einen Gönner, nein, einen Freund! im wahrsten Sinne des Wortes. Wo er konnte, ließ er sichs Zeit und Mühe kosten, um entweder für mich Propaganda zu machen oder auch mich an gebildete und hervorragende Persönlichkeiten zu empfehlen. Als ich eines Tages volle Ursache fand, Löwe zu interpelliren: In welcher Weise ich mich für seine Güte und Liebenswürdigkeit revanchiren könnte? antwortete er mir mit dem ihm eigenthümlichen Bonhommie: „Was Dank? Was Revanche? Was ich thue, ist nicht der Rede werth, zudem geschieht es, um wie möglich Ihnen behilflich zu sein, daß Sie, mit ruhigerem Fleiße arbeiten können und weil ich — Sie halt gern hab'!" — „Trefflicher Mensch! Trefflicher Künstler! Ehre Deinem Andenken!"

Löwe schrieb mir ins Album:

Garrik sagt von der Clairon: „Kunst über allen Ausdruck, und auf die feinste Art, aber auch nur Kunst." — Wehe dem Künstler, wo das bewegte Herz nicht mehr sagt!

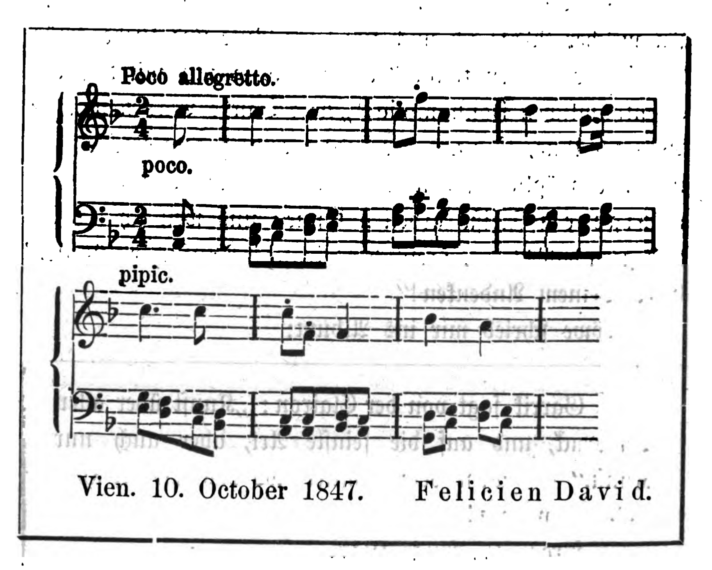
Prag, 17. Aug. 1847.

Zur freundlichen Erinnerung
Ludwig Löwe.

Das Jahr 1847 beschließen vier aus dem Bereiche der Musik und zwar sämmtlich mit Noten; so H. W. Ernst:



Felicien David mit einer Scene aus seiner „Wüste":



Friedrich Flotow mit einer Stelle aus „Martha" und Leopold von Mayer, der größte Lärm-Virtuose des Claviers, dem als „die größte Anerkennung" jene erscheint, die ihm

von Sr. Majestät dem Sultan zu Theil geworden ist; wahrscheinlich auch deshalb, weil es ihm durch diese „Auszeichnung" gelungen ist, sich in Constantinopel 2c. die meisten seiner „goldenen Lorbeeren" erspielt zu haben, auf denen er schon seit Jahren, fern allen Kunstleben in Wien ausruht. Leopold v. Mayer zählt übrigens zu den größten Hassern aller „Recensenten", die haben es ihm schrecklich „angethan" und wenn man selbe darüber zur Rede stellte, so sagen dieselben: „Er hat uns durch sein Spiel taub gemacht, so daß, wenn er wirklich einmal etwas „feinere Seiten aufzog", ihn nicht mehr kannten, und dafür sollten wir ihn noch loben?" Herr von Mayer, warum sind Sie auch so scharf ins Zeug gegangen? — —



1848.

Jellinek. Salomon Sulzer. Friedrich Hebbel. Fried. Halm. Lortzing. — Wien kurz vor Beginn der Revolution.

Nun komme ich zu einem in der allgemeinen Geschichte und speciell in der Geschichte Oesterreichs ereignißreichen Abschnitt, nämlich „dem 48er Jahr!", wie derselbe allgemein bezeichnet wird. Ich zähle zu Denen, welche diese Periode miterlebt haben von dem Zeitpunkte, wo sich nur so kleine Vorzeichen der Revolution kundgaben, bis zum Schluß der Hauptaction, welche mit der Hinrichtung: Wenzel Messenhauser's, Julius Alfred Becher's, Hermann Jellinek's und Robert Blum's ihr trauriges Ende erreichte.

Indem die „Stammbuchblätter" so zu sagen die Haupt- und Grundbasis zu meinen Erinnerungen geben sollen, so liegt mir jedwede politische Tendenz ziemlich fern, wenn ich auch viele, und wie ich glaube, hochinteressante in das politische Feld eingreifende Erinnerungen mitzutheilen in der Lage wäre. Ich werde nur hier und da, wo selbe so zu sagen zur Erläuterung und zu „meinem eignen politischen Glaubensbekenntniß" beitragen, einige davon berühren. — So möge gleich von Vornherein der eine, ich möchte sagen denkwürdige Umstand, vielleicht durch Zufall, vielleicht aber auch in Absicht hervorgerufen, hier erwähnt sein, daß nämlich „die Begnadigung zu Pulver und Blei" der eben erwähnten Märtyrer der Freiheit, keinen Unterschied der Con-

fession in sich schloß. Denn vier Religionen oder Glaubensbekenntnisse, wie es der Leser zu nennen belieben mag, sind dabei vertreten:

Messenhauser . . . . Römisch-katholisch.
J. A. Becher . . . . Protestant.
Robert Blum . . . . Deutsch-Katholik.
Herrmann Jellinek . . . Jude.

Diese Wahrnehmung hatte ich sofort nach der traurigen Catastrophe gemacht und dieselbe hier und da Anderen mündlich mitgetheilt; sie dürfte sich vielleicht traditionell, vielleicht auch später durch Journale verbreitet haben, ist aber immerhin von mir ausgegangen und in ihrer Weise soweit interessant, daß sie wohl eine neuerliche Anführung hier verdient. —

Durch die Zusammenstellung der genannten Personen liegt auch der leicht anzunehmende Schluß vor, daß es der „Camarilla" traurigen Andenkens, nicht nur darum zu thun war, die physische Macht zu unterdrücken und zu vernichten — denn diese wäre hinlänglich durch Messenhauser und Consorten, die ersten hervorragendsten Oberhäupter, vertreten gewesen — sondern auch die geistige Kraft niederzutreten und als Opfer fallen zu lassen. Und wahrlich Keiner von den Genannten, selbst Becher und Blum nicht, haben das Philosophisch-Freidenken in so hervorragender Weise repräsentirt, wie Herrmann Jellinek. Und fast unumstößlich wurde es von in dieser Richtung maßgebenden Persönlichkeiten aller Parteien ausgesprochen, daß mit Jellinek's Tod wir für die Zukunft wahrscheinlich einen der größten Philosophen, epochemachenden Denker, verloren haben. Jellinek zählte im J. 1848 erst sein 26. Lebensjahr (geboren den 22. Januar 1822 zu Droslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren), stand also in der schönsten Blüthe seines Alters, erregte schon damals auch durch seine journalistischen Arbeiten, freilich im radicalsten Sinne, die allgemeine Aufmerksamkeit, kurz und gut Jellinek war alles, nur kein — Held; und

nur moralisch richtig bemerkt F. A. Brockhaus: „Obgleich er (Jellinek) an den Octoberkämpfen nicht persönlich theilgenommen, ward er doch kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt.“ Ich sagte eben zuerst, daß Jellinek kein Held war und daß nur moralisch richtig sei, daß er nicht mitgekämpft. Ich bin in der Lage Beides durch Selbsterlebtes zu behaupten, und glaube dem auch sonst als Mensch edlen Charakter Jellinek's nicht zu beeinträchtigen, wenn ich Beweise liefere, daß er kein Held war und die October-Revolution doch „mitgemacht“ hat. —

Wir patrouillirten an einem Tage des Oktobers, mein Nebenmann war der jetzt in Prag lebende (durch seine merkantilisch-journalistische Thätigkeit in der Kaufmannswelt vortheilhaft bekannt) Herr Sebastian Lochner. Auf der „Biberbastei“ kam uns eine andere patrouillirende Gruppe, unter welcher sich Jellinek befand, entgegen. Wir begrüßten uns gegenseitig, machten „Beim-Fuß“ und sprachen von den Ereignissen des Tages. Im Verlaufe des Discurses frug mich Jellinek: Freund! Was haben Sie für ein Gewehr? Ich habe noch eines vom alten System, mit Stein- und Stahl-Vorrichtung, war meine Antwort. Ah! das ist gut! wechseln wir aus; ich habe eines vom Zeughaus neuern Systems, mit Zündnadeln; und weiß nicht damit zu hantiren! — Sehr gerne, mir ist es gleichviel, ich verstehe mich auf die Zündnadelgewehre, geben Sie mir das Ihrige — hier nehmen Sie das Meinige. — Wir wechselten die Waffen und gingen uns gegenseitig grüßend in entgegengesetzter Richtung ab. Kaum war ich aber zwanzig Schritte gegangen, hörte ich meinen Namen rufen, ich wandte mich um, meine Begleiter mit mir, und Jellinek kam Sturmschrittes auf mich zu, fragend: Freund! Ist Ihr Gewehr geladen? — Ich lachte und sagte: Das ist doch selbstverständlich, wir gehen alle nicht ohne geladene Waffen. — Nun, dann bitte — behalte ich doch lieber mein Zündnadelgewehr, denn

es ist doch zu gefährlich, stets mit geladenem Geschoß umherzugehen. Wir wechselten wieder — behielten beide unsere frühern Waffen und — gingen. — Ein tüchtiger Kerl ist der Jellinek, die Feder weiß er zu führen wie nur Einer — aber Soldat könnte er nicht sein! — war die fast gleichlautende, von allen Begleitern ausgesprochene Meinung. Und doch starb Jellinek auf dem Felde der Ehre — er hauchte seine edle Seele für die geistige Freiheit aus. Dies legt wohl sprechendes Zeugniß dafür ab, daß, wie ich schon bemerkte, zu den Hauptzielen des eingetretenen Absolutismus die Ausmärzung der geistigen Macht, der oft weit schärfere Waffen zu Gebote stehen, mit gehörte.

Wenn ich von dem Schriftsteller Messenhauser, von dem geistreichen Musikkritiker und Componisten Becher, von dem Gelehrten und Philosophen Herrmann Jellinek und von dem dramatischen Schriftsteller (Blum schrieb im J. 1836 ein Schauspiel in Versen: Die Befreiung von Canada. Leipzig bei C. H. F. Hartmann) keine Stammbuchblätter besitze, so wird man sich gewiß nicht darüber wundern, denn die damalige Zeit war eine allzu ernste, jeder Tag, jede Stunde förderte immer und immer neue, wichtige, oder wenn auch nur für den Moment wichtig erscheinende „Ereignisse" hervor, so daß selbst bei einem gesellschaftlichen Stelldichein auch nur die Erwähnung eines „Album-Blättchens" entweder als Absurdität oder gar Lächerlichkeit erschienen wäre; und da ich gerne das Absurde und Lächerliche vermieden habe, so mangeln meinem Album die vier glänzenden Namen:

Messenhauser, Becher, Jellinek und Blum.

Nur vom Letzteren besitze ich eine Handschrift in Form eines Stammbuchblattes, da ich aber dieselbe nicht direct von Blum erhielt, habe ich sie auch nicht unter seinen Namen eingereiht, komme aber später noch darauf zurück.

Der Januar des J. 1848 beginnt in meinem Album mit dem leuchtenden Stern des Cultus der Judenheit, dem Regenerator des mosaischen Gottesdienstes, dem (nächst wailand Standigl) vortrefflichsten Interpreten Beethoven'scher und Schubert'scher Lieder, dem in seiner Art das Gehör erfreuenden, das Herz und Gemüth bis in die tiefsten Fasen ergreifenden, bisher unerreichten Sänger, mit einem Worte, dem großen Künstler, dem trefflichen Menschen Salomon Sulzer. Er schrieb mir:

> **Rab loch al thaschibh dabher!**
> Wozu der Worte viele?
> Muß ich Dir erst sagen, daß ich Dein Freund bin?
> Sulzer.

Und nun welche Abstufung! Welches eigenthümliche Zusammentreffen in Welt und Leben. Wer prangt in meinem Album neben dem Verkünder des Glaubens und der Verherrlichung Gottes? Der Schöpfer der „Maria Magdalena"; der hoch und hehr dastehende moderne Recke der deutschen Poesie: Friedrich Hebbel! — Zu jener Zeit war meine persönliche Bekanntschaft mit Hebbel so zu sagen noch im Werden; erst später und namentlich als wir uns in Hamburg wiederfanden, auf welche köstliche Zeit ich noch zu sprechen komme, trat ein freundlicheres Verhältniß ein. Hebbel schrieb:

> Der Mensch ist der bloße Stoff des Zufalls, so lange
> er sich nicht sittlich frei gemacht hat,
> Es liegt daher nicht allein im Interesse des All's,
> daß er dieß thue, sondern auch in seinem eignen.
> Wien, den 8. Februar 1848.
> Friedrich Hebbel.

Wie sehr aber Hebbel sich zu jener Zeit darüber zurückgesetzt fühlte, daß man seinen herrlichen Dramen nicht jene Anerkennung und namentlich von Seite der Theater-Intendanzen, angedeihen ließ, die sie doch wahrlich in hohem Grade verdienten, beweiset eine Inschrift, die er mir auf sein wohlgetroffenes, vorzüglich lithographirtes Bild von E. Kaiser schrieb; sie lautet:

Längst erschienen die Geister auf unser'm deutschen Theater,
Wann wird endlich dem Geist zu erscheinen erlaubt?

Wien, Januar 1848.

Friedrich Hebbel.

Weit besser ging es, und sofortigen Eingang, besonders am k. k. Hofburgtheater, den romantisch-poetischen Dramen Friedrich Halm's — eigentlich: Eligius Franz Joseph Freiherrn von Münch-Bellinghausen — welcher den unmittelbaren Nachfolger Hebbel's in meinem Album bildet.

Der größte Fehler unserer modernen dramatischen Dichter ist der, daß sie ihre Helden und Heldinnen unter Aufgebung jener Objectivität, welche das antike Drama so erhaben macht, mitten in die Zeitströmung tauchen und dadurch ihren Werken einen mehr oder minder tendenziösen Charakter aufprägen, oder daß sie gar — was sehr häufig der Fall ist — aus Vorliebe für irgend einen hervorragenden Darsteller demselben die Hauptrolle so zu sagen an den Leib passen und die ganze Handlung um diese Rolle, die immer eine ganz eigenthümliche sein muß, gruppiren. In beiden Fällen kann das Drama nur ephemer erscheinen, eine vorgeschrittenere Generation wird wohl an den überholten Tendenzen der Vergangenheit ebenso wenig Gefallen finden, wie an den Formen einer lang zuvor abgelegten Modetracht und die Anpassung der für einen dahingeschiedenen Künstler eigens niedergeschriebenen Rolle für andere Darsteller wird ebenso wenig glücken, als die Umänderung eines alten Kleidungsstückes, in dem sich der neue Träger

beengt fühlen oder das an ihm herumschlottern muß. Wenngleich von dem letzteren der characterisirten Fehler auch Halm nicht ganz freigesprochen ist, indem er Manches schrieb und deshalb schrieb, wie wir es heute besitzen, weil es ein Löwe, ein La Roche, eine Rettich darzustellen vermochte, so werden doch seine Dramen, selbst wenn sie einst zufolge des Mangels gleich befähigter Darsteller von den Brettern, die die Welt bedeuten, verschwinden sollten, der wirklichen Welt dennoch erhalten, und ob ihres hochpoetischen Inhaltes, ob ihrer literarischen Bedeutung als „Buchdramen" werth bleiben. Dieses ist meine unmaßgebliche Meinung über Halm den Dichter. Halm als Mensch — nun er war ja Baron und da fängt ja eben nach einem bekannten Ausspruche der Mensch erst an! — Halm war oder konnte wenigstens freundlich gegen alle sein; er war es auch gegen mich; und so sehr ich auch von Anfang an — also im J. 1848 — den Aristokraten von Kopf bis zur Zehe wahrgenommen, machte ich dennoch die — wie ich glaube — nicht unrichtige Beobachtung, daß Halm nach dem Tode seiner „intimsten Freundin", der plastischen Verherrlicherin seiner dramatischen Gestalten Julie Rettich niedergedrückt und mehr als früher verschlossen war, dafür aber bei ihm viel mehr menschlichere als aristokratische Gefühle zum Vorschein kamen. Halm's Inskription lautet:

Es trägt ein Doppelantlitz Welt und Leben
Und wem der Blick fürs Heitere nicht gegeben,
Sieht selten auch das Ernste hell klar.

Wien, d. 12. Januar 1848.

Fried. Halm.

Nach Halm dem Dichter folgt Carl Czerny, der Premier aller Clavier-Schul-Meister; der fruchtbarste daher auch der populärste der Componisten, für alle Alten und Jungen, welche je die Schule des Claviers durchgemacht haben. Ich sagte fruchtbar, denn Carl Czerny war der Döbler für Musikfreunde, er theilte gleich dem einst beliebten Escamoteur, seine musikalischen Sträußchen mit unerschöpflicher Geschwindigkeit nach allen Seiten aus. Hier ein Sträußchen! Hier noch ein Sträußchen! Sie wünschen auch ein Sträußchen? Und Sie auch? Hier haben Sie zwei und drei! — Und so ging dieses fort. Er ermüdete nie und kam nie in Verlegenheit. Freilich, sind unter diesen Sträußchen manche Brennesseln, manches Feldblümchen, aber auch viele nette Blümchen, ja sogar duftende Veilchen und liebliche Rosenknöspchen, die, wenn auch schon hier und da ihres frischen Duftes verlustig, ihrer blühenden Farbe beraubt und ihre Jahreszeit längst vorüber, doch noch immer ein Herbarium seltener Art bilden, das stets einen Werth behalten wird. — Zu jener Zeit hatte Czerny zwar schon sein 59. Lebensjahr zurückgelegt, war aber noch rüstig und frisch an Körper und Geist. Er besaß auch eine nicht kleine Dosis von Humor; und als ich ihn endlich um ein schriftliches Andenken ersuchte, sagte er: „Kaum kann ich die Zahl der Blätter mehr genau angeben, die ich für Liebhaber von Stammbüchern geschrieben; meine Schüler und Schülerinnen allein zählen schon nach fast Hunderten, und nun kommen erst meine Freunde, meine Verehrer, wie sich Viele nennen, um allenfalls durch Complimente ein Blättchen zu erlangen; ferner jene hohen Herrschaften, die sich Handschriftsammlungen anlegen, blos weil es zur Liebhaberei oder zur Mode des Tages gehört. Doch ich weiß, Sie zählen nicht zu den „Haschern" von Albumblättchen, ich habe doch schon so lange das Vergnügen Sie zu kennen und dennoch haben Sie bis heute Ihren für mich immerhin schmeichelhaften Wunsche keinen Ausdruck

gegeben. Nun frisch heraus mit dem Blatt!“ — Hier, verehrter Herr von Czerny! — „Da soll aber auch kein Fleckchen weiß bleiben,“ sagte er lächelnd, „voll soll es werden; Sie lieben es doch auch, wenn der Becher überschäumt!“ Und Eins! Zwei! Drei! Schnell ein Sträußchen herbei! Uebergab mir der schlagfertige Componist das Blatt mit der Bemerkung, es sollen aber auch Alle die es sehen, wahrnehmen, daß dieses Blatt eigens für Sie, bester Freund! bestimmt ist. Er schrieb mir ein ganzes Blatt Noten, mit der unten beigefügten Bemerkung: Für das Album des Herrn Herrmann Landau.

An Czerny schließt sich, wenn auch nicht der Begründer, doch immerhin der erste Componist der deutschen komischen Oper, dessen Werke nie veralten, nie mit der Zeit untergehen, und stets eine Zierde der deutschen Opernbühne bleiben werden: Albert Lortzing an, der Schöpfer des „Czar und Zimmermann“, der überaus liebenswürdige Mensch, der musterhafte Gatte, der zärtlichste der Väter, der treueste Freund, aber auch der hartgeprüfteste aller deutschen Componisten! Unvergeßlicher Freund! Nie erlischt die Erinnerung an die schönen Stunden, die ich mit Dir in und außer Deinem Hause verlebte. Die herrlichen Stunden, wo wir beisammen saßen mit Herloßsohn, Oettinger, dem noch lebenden trefflichen Sänger, gegenwärtigen Theaterdirector Beer (das Muster für alle „Bürgermeister von Saardam“), dem trefflichen Oberregisseur Bartls und dem herrlichen Komiker Ballmann (die zwei Letzten leider schon gestorben) in Dänes Glas-Halle in Leipzig, um dort die 11 Uhr Messe weinend zu begehen.

Es war vor nicht allzulanger Zeit, wo das Studium, aus den Handschriften den Character eines Mannes oder einer Frau zu erkennen en vogue war und das Weltblatt „Leipziger Illustrirte Zeitung“ von J. J. Weber hat uns

vor Jahren oft und Vieles höchst Interessantes und nach dieser Sphäre viel Animirendes mitgetheilt und was auch später unter dem Titel: Die Chirogrammatomatie ꝛc. von A. Henze mit 1000 facsim. Handschriften erschienen ist.

Ich glaube, diese Sache hat viel für sich, und ich habe bei manchem meiner Stammbuchblätter dieses Studium mit ziemlich richtigem Erfolge gemacht; aber bei keinem so mit unumstößlicher Wahrheit, wie bei Lortzing's Blatt; denn sein schönes, ich möchte sagen streng reinliches Aeußere, der glänzende, freundliche Blick seines Auges, der gemüthliche, herzinnige Ausdruck seiner Gesichtszüge, die sein Inneres wiederspiegelten, giebt sich auch in seiner Handschrift kund. Er schrieb mir, wie er sich selbst bei der Uebergabe des Blattes äußerte, sein: „Schönstes und Liebstes", das bis in den entferntesten Winkel der weiten weiten Welt, in Pallast und Hütte gedrungene Lied:

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Es ist allbekannt, daß Lortzing bei seinem schlichten, geraden Character nicht dazu geeignet war, als Componist „politisch" zu handeln, ferner war Lortzing so durch und durch von der Kunst und insonders von der Musik inspirirt, daß ihm alle Gedanken zur Politik überhaupt fehlten, und dennoch glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß er in dem obenbenannten Liede sein politisches Glaubensbekenntniß mit Kraft und Schärfe zu Tage förderte, indem er so zu sagen mit demselben allen Potentaten ein Memento mori! zurief:

„Und endet dies Streben und endet die Pein,
So setzt man dem Kaiser ein Denkmal von Stein;
Ein Denkmal im Herzen erwirbt er sich kaum,
Ach irdische Größe erlischt wie ein Traum!"

Zu den wehmüthigsten, aber dennoch zu den schönsten Erinnerungen zähle ich jene Tage, wo ich von Hamburg

aus im August 1851 einen Ausflug nach Berlin machte. Wie selbstverständlich, besuchte ich daselbst das Grab des hingeschiedenen Meisters, ein Blümchen, eigenhändig daselbst gepflückt, schmückt mein „Herbarium“ von den Gräbern der „Unsterblichen.“ Ferner ging ich zu seiner, damals noch immer in Berlin domicilirenden Familie, die mir auf's innigste zugethan war. Es war ein traurig-freudiges Wiedersehen! Wie freudig tief war ich aber bewegt, als beim Abschied die Tochter Lortzing's, Bertha (ich glaube jetzt verehelichte Frau Kraft) an mich herantrat und mir eine Feder überreichte mit den Worten: „Hier! Sie waren stets ein treuer Freund und aufrichtiger Verehrer unseres seligen Vaters, nehmen Sie diese Feder als Andenken, es ist dieselbe, mit der er noch am Abend vor seinem Hinscheiden schrieb!“ — Auch diese Reliquie habe ich bis auf den heutigen Tag mit gebührender Pietät bewahrt. — Lortzing's Blatt hat auch für mich einen politischen Anstrich, denn es ist das letzte der „vormärzlichen“ Periode. Es war Ende Februar, es fing schon zu dämmern an, und den strengen, feinen Beobachter dürfte schon der Odem der Geistesfreiheit im Stillen angeweht haben. Bereits Sonnabend den 11. März 1848, als Jenni Lutzer-Dingelstedt im k. k. priv. Theater a. d. Wien sang, wurde während den Zwischenacten im Parterre schon „gemunkelt,“ daß Verschiedenes in den nächsten Tagen sich ereignen soll. Der schon früher erwähnte Musik-Referent des Saphir'schen Humoristen war mein nächster Nachbar im Theater, und da, wie ich ebenfalls bereits erwähnte, er schwerhörig war, so hielt ich mich stram an sein Ohr, ihm zuflüsternd: „Haben Sie auch schon gehört, was Neues in Wien vorgeht?“ — „Ja,“ sagte er, „Montag bekommt Metternich eine Katzenmusik!“ — Wie ein elektrischer Funke durchzuckte mich das Wort „Katzenmusik,“ trotzdem mir ein derartiges Concert dem Namen nach aus

dem Studentenleben nicht unbekannt war, und trotzdem es mir auch ganz harmlos, ohne alle politische Bedeutung erschien. Jedoch der Sonnabend und Sonntag verflossen, aber nicht ohne daß man eine schwüle, drückende Gewitterluft, die sich über das „alte Wien“ hinzog, verspürte und der Montag — der 13. März 1848 — kam heran.

Es ist derselbe Tag — unauslöschlich in der Geschichte Oesterreichs, an welchem es den Kampf für die Freiheit begann und noch bis zum heutigen Tage fortführt.

Freilich heute nicht mit Pulver und Blei, wie damals, aber mit der unverwüstlichen Macht des Geistes und der Aufklärung. Das Blut des ersten Gefallenen, des 18jährigen Technikers Karl Heinrich Spitzer aus Bicsenz in Mähren und das Blut seiner 12 Aposteln, der 12 Mitgefallenen, hat dem Boden des großen Kaiserstaates die Taufe, der heiligen Dreieinigkeit: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“ für alle Zeiten verliehen. Der Glaube an das allgemeine Menschenrecht: Er! ist neuerstanden, er hat seine Aposteln gefunden; — man konnte ihn eine Zeit lang wieder niederdrücken, seine Apostel und Gläubiger vernichten, aber ausmärzen konnte man ihn nicht wieder — immer und immer erhob er sein von der goldenen Strahlenkrone der allgemeinen Menschenliebe umleuchtetes Haupt und verbreitete seine erquickende Wärme und sein wohlthuendes Licht nach allen Gegenden und wirkte so lange, bis der große Schandfleck „Concordat“ vernichtet, der von der Scheinheiligkeit des Jesuitismus herabbeschworene „Glaube“ — der unbefleckten Empfängniß und der „Unfehlbarkeit“ von den erleuchtesten Anhängern der reinen Christuslehre in seiner ganzen Hellheit erkannt und verurtheilt worden. — Der 13. März 1848 ist auch der Tag, an dem die ersten Strahlen der confessionellen Freiheit herangebrochen waren,

denn: die für Recht und Freiheit Gefallenen Juden, Katholiken und Protestanten, allen wurde zu gleicher Zeit von je einem israelitischen, katholischen und protestantischen Priester das Geleite gegeben, woselbst diese geistlichen wahren Ehrenmänner Hand in Hand, mit dem Blick in das unendliche Firmament des Himmels, ihnen den letzten Segen spendeten, und in welchem Grabe sie auch gemeinschaftlich ruhen. Der Denkstein, der ihre Ruhestätte für alle Zeiten bezeichnet, ist zugleich der Grundstein zur confessionellen Freiheit!

Daß diese Periode des Kampfes für die Rechte der Menschheit, wo die Oelzweige des Friedens und der Seelenruhe nur spärlich und nur momentan auftauchten, um sodann wieder rasch zu verschwinden, nicht geeignet war, die Kunst und Literatur zu fördern, die in jener Zeit nur mit vielem Ringen und Mühen sich hier und da bemerkbar machen konnte; daß überhaupt das Schöne und Erhabene in der Kunst und Literatur nicht auf dem mit Blut befleckten Felde emporsprossen kann und nur im Haine des Friedens und auf den Fluren der Zufriedenheit gedeihen könne, ist unumstößliche Wahrheit. Und somit ist es auch selbstverständlich, daß ich zu jener Zeit mit Künstlern, Dichtern wenig, ja fast gar nicht in Berührung kam. Erst später, wo ich in das Rad der Zeit mit meinen schwachen Kräften miteingriff, um vereint mit vielen Tausenden, es nach Möglichkeit nicht zum Stillstand kommen zu lassen, da hatte ich erst wieder Gelegenheit, mit hervorragenden Persönlichkeiten in Contact zu kommen.

Aber der Anfang war auch einer der glänzendsten, und wird auch das erhaltene Blatt nicht nur eine der schönsten Zierden meines Albums für alle Zeiten bilden, sondern auch mich, so lange ich lebe, mit gerechtem Stolze erfüllen, denn es stammt von keinem Andern, als dem „großen Patrioten“: Franz Deák!

Ich kenne überhaupt nur drei Männer in der Geschichte der Neuzeit, die als Patrioten so vollständig frei von allen Nebengedanken des Egoismus und des eitlen Ehrgeizes, so „unbefleckt" von allem Staube des Eigennutzes, gleich drei hellglänzenden Sonnen am Firmamente der Freiheit für alle Zeiten leuchten werden, und diese sind: Josef Garibaldi, Emilio Castellar und Franz Deák!

Was meine Ansicht des Patriotismus im Allgemeinen betrifft, so dürfte sich Cavour den obgenannten würdig anreihen; und selbst Bismark wird man als solchen stets mit Bewunderung und Dankbarkeit nennen müssen; denn nicht nur jeder Germane, selbst der beste Deutsch-Oesterreicher, und mit Stolz sage ich es, daß ich zu den tiefstfühlendsten Anhängern eines großen, deutschen, starken Oesterreichs unter der glorreichen Regierung unseres allverehrten constitutionellen Kaisers Franz Joseph I. zähle — wird eingestehen müssen, daß durch die Wiederherstellung eines einigen Deutschlands auch wir zum Bewußtsein unserer Stärke erwacht, und so auch gekräftigt wurden; ferner, daß nicht nur Oesterreich, nicht nur Europa, nein, vielleicht eine ganze, ganze weite Welt, Bismark es einzig und allein zu danken haben wird, daß wir uns, wenn auch nur schrittweise, aber immer mehr von dem Drucke des römischen Jesuitismus erleichtert und einst befreit fühlen werden.

Wie Deák 1848 und wohl auch schon früher gedacht und gehandelt, so dachte, so handelte er auch bis heute; er blieb jener Devise, die er mir in's Album schrieb, treu; sie lautet:

> Brüder in der Liebe für Freiheit und Vaterland!
> Wien, den 19. September 1848.
> Fr. Deák.

Er schrieb dieses in deutscher Schrift und Sprache, mit fester Hand. Aber unvergeßlich bleibt mir auch die abermalige Zusammenkunft mit Deák, im J. 1865 in Pest, und sie werde ich zu den schönsten Stunden meines Lebens zählen. Also es war im schönen Mai 1865, als ich in Pest längere Zeit verweilte, und eines Tages mich entschloß, Deák zu besuchen. Ich konnte mich zwar nicht des Gedankens entwinden, daß Deák schon meiner gänzlich vergessen haben wird, und daß er kaum sich noch meines Namens erinnern dürfte; ich tröstete mich aber damit, daß mir Deáks Leutseligkeit noch in frischer Erinnerung blieb, daher ich keineswegs ein unfreundliches Wiedersehen zu erwarten brauchte, ferner, daß ich selbst, im Falle ich seinem Gedächtnisse entfallen wäre, immerhin in der Lage war, ihn an Dies und Manches zu erinnern, was gewiß seiner Rückerinnerung zu Hilfe gekommen wäre. Wie war aber mein Erstaunen, wie freudig durchzuckte es meine Seele und meinen Körper, als ich beim Eintritt — woselbst Deák sofort vom Sopha aufstand und mir entgegentrat — mich ihm vorstellte und meinen Namen nennen wollte, der große Patriot aber seine Hand auf meine Schulter legte und sprach: „Nicht sagen den Namen! Warten Sie!“ — Und mit offenem Blick mich ansehend, freundlich lächelnd, sagte er nach einer kleinen Weile: „Sie sind der Landau von Wien, wir kennen uns von 48!“ — Wenn man bedenkt, daß seit der Zeit unseres ersten Zusammentreffens 17 Jahre verflossen sind, mit wie vielen verschiedenartigen Persönlichkeiten dieser edle Ungar während eines solchen Zeitraumes zusammengetroffen ist, und daß dabei sein ewiges Denken für das Wohl seines Vaterlandes, seine immerwährenden diplomatischen Unterhandlungen, seine geistigen Kräfte und sein Gedächtnißvermögen in steter Thätigkeit erhielten, und daß ein Mann wie Deák wirklich viel wichtigere und hervorragendere Persön-

lichkeiten in Erinnerung behalten muß; wenn man dieses Alles in Erwägung bringt, so muß man zu den andern vielen vorzüglichen Eigenschaften dieses Mannes auch jene, eines bewunderungswürdigen Riesen-Gedächtnisses beizählen. — Durch diese so liebenswürdige freundliche Aufnahme und durch die besondere Ehre, daß Deák mir damals einen Gegenbesuch abstattete, aufgemuntert, unterließ ich es nicht, denselben noch einigemale zu besuchen. Ich begegnete auch oft Deák, und namentlich im sogenannten „Stadtwäldchen", das bei schöner Witterung dem Publicum, abgerechnet des Staubes, bevor man hinauskömmt, seiner schönen Lage und seiner üppigen Vegetation wegen zur sommerlichen Erholung dient und auch zahlreich besucht wird.

Ein characteristischer Zug möge hier gelegentlich erwähnt sein, wie weit nämlich sich in jener Zeit der Patriotismus der Ungarn erstreckte und wie ungemein die Verehrung für Deák bis in die untersten Schichten sich fortgepflanzt hatte. Die Omnibusse nämlich (die, nebenbei bemerkt, nicht sehr elegant waren und es noch heute nicht sind), welche vom Innern der Stadt bis in's „Stadtwäldchen" das Publicum befördern, fahren nicht eher von ihrem Standplatze ab, bis die gehörige Anzahl — 12 Passagiere — das Fahrzeug füllen; und oft ist es der Fall, ich selbst habe ihn mehrmals mitgemacht, daß eilf Personen den Wagen bereits occupirt haben, und darin eine ganze Viertelstunde, zuweilen auch noch länger, warten müssen, bis die zwölfte erlösende Person kommt, die erst den Ausschlag zur Abfahrt giebt. Wenn aber Deák kam und einen solchen Omnibus bestieg, um nach dem Stadtwäldchen zu fahren, und wenn auch noch kein einziger Passagier sich sonst darin befand, sofort bestieg der Kutscher den „Bock" und fuhr dem — Pester Prater zu, wie ihn die Bewohner der ungarischen Metropole gerne bezeichnen. Nur

bei passanten Passagieren, die während der Fahrt einsteigen wollten, hielt der Omnibus an und ließ selbe „einsitzen.“ Sehr häufig trug es sich zu, daß dieser Omnibus, trotzdem er leer abfuhr, dennoch voll wurde, denn selbst Passanten, die nicht beabsichtigten, in's Stadtwäldchen zu fahren, oft in die entgegengesetzte Richtung gehen wollten, aber wahrgenommen hatten, daß Deák da fährt, gaben sogleich das Zeichen zum Anhalten und machten „die Spazierfahrt wider Willen,“ nur um die Ehre gehabt zu haben, in der Nähe des großen Patrioten gewesen zu sein, und in seiner Gesellschaft, wenn auch nur eine „stumme“ Fahrt gemacht zu haben. Ich habe Deák öfters besucht und zu wiederholten Malen äußerte er in meiner Gegenwart: „Ungarn kann nicht ohne Oesterreich sein, wir müssen mit Oesterreich „Hand in Hand gehen“; aber ein Oesterreich kann auch nicht ohne Ungarn sein!“

Ich könnte noch Manches, Vieles über diesen Ehrenmann mittheilen, es würde aber für jetzt die Tendenz dieses Buches überschreiten, nur noch eine kleine Episode, die mir nie aus dem Gedächtniß kam, und auch historisch merkwürdig ist, will ich erwähnen, aber auch nur zu dem Zwecke, daß einer oder der andere meiner freundlichen Leser, der vielleicht diese Episode schon früher gelesen haben könnte, und nicht wissen sollte, woher sie stammt, erfahre, daß ich es war, dem gegenüber sich der große Patriot im J. 1865 so geäußert hat.

Bei Gelegenheit eines Besuches bei Deák erlaubte ich mir im Verlaufe eines politischen Gespräches die Frage zu stellen: „Herr von Deák! Was halten Sie jetzt von uns in Oesterreich? Wie lange kann es noch so seinen Bestand haben?“ — „Ja, lieber Freund! Dieses zu beantworten, muß ich weit ausholen. Sehen Sie, ich hatte eine Besitzung, in dieser Besitzung war eine Anhöhe, auf der sich ein „altes Preßhaus“ befand, das auch bau-

fällig war, sich überhaupt in sehr schlimmem Zustande befand. Ich ließ einen Baumeister holen, und ersuchte ihn, das alte Preßhaus zu besichtigen, und da ich gesonnen war, meine Besitzung zu verkaufen, würde ich gerne die Kosten zu einem neuen Gebäude ersparen, er solle mir daher sagen, ob das alte Preßhaus noch zu repariren ist, und wenn man es reparirt, wie lange es noch halten kann. — Der Baumeister besichtigte das Object und als ich ihn dann frug, wie es aussieht, so sagte er: Ja, es kann noch reparirt werden und es kann auch noch ein, zwei und auch drei Jahre aushalten, aber — kein Sturm darf kommen!" —

Im Jahre 1866 kam der Sturm!

Als ich Deák mittheilte, daß ich ein Stammblatt von ihm besitze, worauf er sich selbst auch noch sehr gut zu erinnern wußte, äußerte ich den Wunsch, auch noch ein Bild mit seiner Unterschrift zu besitzen. „O ja, lieber Freund! Meine Unterschrift können Sie haben, die kostet nichts, aber mein Bild gebe ich nicht; denn sehen Sie, ich habe mich einzig und allein stets nur unter der strengen Bedingung photographiren lassen, daß das Reinerträgniß der verkauften Bilder den Waisenkindern zufalle. Kaufen Sie sich ein Bild, bringen Sie mir es, zu jeder Zeit, wenn es beliebt und meine Feder ist bereit. Ich kaufte ein Bild, legte es Deák vor, er freute sich — mit den Worten äußernd: „Haben meine armen Kleinen wieder Etwas!", ergriff sogleich die Feder und schrieb vorn unter dem Bilde: Deák Ferenz, und als ich äußerte, dieses Bild wird mir nun ein Abschieds-Angedenken sein, wandte er es um und schrieb auf der Rückseite mit deutscher Schrift und in gleicher Sprache:

Frohes Wiedersehen!

Pest, den 10. Juni 1865. Deák.

„Ein abermaliges frohes Wiedersehen!“ gabs im J. 1872 in Pest. Doch traten schon hin und wieder bei Deák die Mahnungen an das Heranrücken des Alters hervor. Ich behalte mir für die Zukunft nähere Mittheilungen über mein damaliges Zusammentreffen mit dem „alten Manne“ vor. Doch so viel sei nur in Kürze hier erwähnt, daß Deák mir derselbe geblieben ist, was er mir durch ein abermaliges „frohes Wiedersehen“ schriftlich kundgab.

Nur drei Tage, nachdem ich im Besitze von Deák's Stammblatt war, also im September 1848, erhielt ich ein solches von Julius Fröbel, dem Mitgenossen Robert Blum's im Gefängniß. Im Gefängniß — ja! aber sonst? Sie wurden wohl Beide begnadigt, mit dem Unterschied, Blum zu Pulver und Blei, Fröbel in Wirklichkeit zum Leben. Sonderbar sind doch Beide Hand in Hand gegangen, haben doch Beide ein und dasselbe Princip verfolgt, Beide waren also Gesinnungsgenossen, Beide waren bewaffnet und haben mitgekämpft. Mitgekämpft, ich sah es selber, ich war dabei und auch Fröbel gesteht es in der Inscription, die er mir gab; sie lautet:

Wenn endlich wir im offenen Kampfe stehen,
Im offenen Kampfe gegen all' das Schlechte —
Das Jahre lang die Seele uns empört,
Dann ist der Kampf Genuß und höchstes Glück
Und diese Stürme sind die beste Zeit!
Wien, den 22. Sept. 1848.
Julius Fröbel.

Und doch — doch wurde Fröbel die ewigstrahlende Krone des Märtyrerthums für die Freiheit entzogen. Sollen wir ihn beneiden oder sollen wir ihn bedauern? — —

Fröbel lebt noch, möge es ihm wohlergehen! Der Rest ist — Schweigen!

Der Nachfolger Fröbel's in meinem Album ist Johannes Ronge, der muth- und verdienstvolle Verfasser des Briefes an den Bischof Arnold von Trier: „Die Ausstellung des h. Rocks zu Trier" betreffend, der, fast könnte man sagen, als das erste furchtbare Geschoß seinen zündenden und vernichtenden Inhalt in das finstere Reich des Aberglaubens, in das stehende Heer der römischen Finsterlinge geschleudert hatte. Johannes Ronge war bekanntlich der Stifter des Deutsch-Katholicismus, welcher Glaube wohl jetzt, gleich einem bescheidenen Veilchen, im Stillen fortblühet, aber immerhin die Avantgarde zu dem nun stehenden und tapfer ausharrenden Heer der „Altkatholiken" bildet. Der Altkatholicismus ist keine exotische Pflanze, denn sie ist deutschem Grund und Boden entsprossen, und wird von dem großen Gärtner des einigen deutschen Reiches Kaiser Wilhelm wohl gehütet und gepflegt, und zudem stehen ihr Botaniker, wie: Bismark, Huber, Reinkens, Schulte und — Döllinger zur Seite, die es trefflich verstehen die Giftpflanzen aus dem reinen Christenthume auszujäten und zu vernichten.

Johannes Ronge ist in vielen Hinsichten nicht als „unfehlbar" zu bezeichnen und wir und Viele müssen dem Manne manches zum Vorwurfe machen, was er sich als Mensch in seiner Handlungsweise zu Schulden kommen ließ; aber seine Idee war schön, erhaben und sogar durch und durch christlich, er war kein Gottesleugner, er blieb der Tradition seiner ihm angeborenen Religion treu; doch besser, hier sein Glaubensbekenntniß, wie er es in meinem Album schriftlich niederlegte:

Jeder einzelne Mensch muß wie Christus die Leidenswoche der Selbstverleugnung durchleben und den Kelch der Schmerzen trinken, bevor er einen neuen Auferstehungsmorgen feiern kann.

Wien, den 3. October 1848.

Zur freundlichen Erinnerung an
Johannes Ronge.

Volle dreizehn Jahre sind verflossen und ich kam mit Ronge nicht wieder in Berührung, erst — auch in einem October — aber des Jahres 1861, trafen wir in Frankfurt a. M. zusammen und die Erinnerungen der im J. 1848 durchlebten Octobertage bildeten, wie selbstverständlich das Hauptthema unserer Unterhaltung. Im Geiste blickten wir nach dem flammenden „Odeon" (einem kurz vor Beginn der Revolution erst neu erbauten großen Saale Wiens, der 12 bis 15000 Menschen faßte), wie die Israeliten nach den Trümmern des zerstörten Jerusalems. Und wer war der eigentliche Brandstifter dieses pompösen und bis jetzt nach seinem Umfange und seiner vielen seltenen Herrlichkeiten noch nicht ersetzten Vergnügungslocales? Kein anderer als Johannes Ronge selbst, d. h. freilich indirect. Ronge übte damals seine deutschkatholischen Vorträge und religiösen Functionen im Odeon aus, weil bei allen den großen Localitäten, welche Wien besaß, doch keine andere die Menge gefaßt hätte, welche sich herandrängte, um seine Vorträge zu hören. Dem zu Folge wurde das „Odeon" als ein entchristlichtes und ketzerisches Gebäude von den Pfaffen und ihren pfäffischen und soldateskischen Anhängern angesehen und deßhalb ließen sie durch die „Rothmäntler" das vandalische Werk der Vernichtung dieses Prachtbaues vollführen. Es ist ein Glück, daß der Saal der Gesellschaft der Musikfreunde sich mitten in der Stadt befand (und noch

heute als „Strampfer-Gallmeyer-Theater besteht), in welchem Ronge ebenfalls seine Vorträge abhielt, jedoch, eben wegen Mangel an Raum, sich später nicht als geeignet zeigte, denn sonst wäre auch dieses Gebäude zur Vernichtung durch Flammen verurtheilt worden. Die alte Geschichte wiederholt sich oft, nur mit Varianten. Einst ließen die Römlinge den „Hus“ verbrennen, aber seine Kirche nicht; 1848 verbrannten sie die Kirche, aber den — Ronge nicht; denn selbst die Nürnberger hängen keinen, als bis sie ihn haben. Und Ronge selbst schien keine Lust zu besitzen sich „windischgrätzen“ zu lassen, und wenn er auch nicht wie einst der Prophet Elias auf seinem Mantel zum Himmel flog, so verstand er doch selig ein Jenseits zu erreichen, wo ihm der Wechsel seines irdischen Lebens, sogar bis auf heute prolongirt wurde; wir hoffen, die Prolongation wird nicht so rasch zu Ende sein. Am Tage meiner Abreise von Frankfurt besuchte mich Ronge, um Abschied zu nehmen, und überreichte mir bei dieser Gelegenheit sein damals neuestes Opus: „Zur Religion der Humanität. Acht Reden v. Ronge gehalten vor der freireligiösen Gemeinde in London 1860.“, mit der Inscription: „Zur freundlichen Erinnerung an den Verfasser. — Ich zeigte ihm das obenerwähnte Stammblatt; dabei frug er mich: „Fahren Sie wieder nach Wien? — Ja! wohl dürften noch einige Monate verfließen, denn ich mache noch eine kleine Rundreise, aber Wien ist mein Ziel, ich sehne mich dahin, denn mehr als 12 Jahre sind es, daß ich Wien nicht gesehen; war meine Antwort. „Nun, so geleite Sie folgender Wunsch.“ — Er wandte das Blatt um und schrieb darauf:

Möge Wien bald seinen neuen Auferstehungsmorgen feiern, seine Leidenswoche war hart und lang!

Frankfurt, den 27. Oct. 1861.

Auf schnelleres Wiedersehen
Johannes Ronge.

Und wieder ist mehr als ein Decenium verflossen und sachte und schwer umkreist die Sonne der Aufklärung und Freiheit unser Firmament; aber es tagt, die Morgenröthe ist sichtbar und hier und da fallen einzelne Strahlen dieser Sonne nieder, erwärmen, erfreuen und beleben uns; möge sie bald zum schönsten Glanze gelangen, auf daß wir den vollen Auferstehungs-Morgen feiern können!

Doch verlassen wir das J. 1861, auf welches ich später wohl zurückkommen werde, und lassen wir auch die Gegenwart und kehren in unseren Erinnerungen zum J. 1848 zurück, in welchem ich auch den Geschichtsschreiber Eduard Duller kennen lernte. — Duller war eine lange, hagere Gestalt, hatte ein sanftes einnehmendes Gesicht, war gemessen, fast ruhig im Umgange, und dennoch konnte man ihm Energie nicht absprechen. Er zählte zu den „Deutschkatholiken," wurde später der Biograph des „Helden von Aspern". Die Zeit, in der wir uns kennen lernten, war eine sehr bewegte, eine zu Thaten animirende. Auf seinem mir als Andenken gewidmeten großen Bilde hatte Duller den Wahlspruch: „Wahrheit, Freiheit, Liebe!" niedergeschrieben. Wenige Tage darauf, als wir im Verlaufe des Gespräches gegenseitig die Bemerkung ausgesprochen, daß Viele, mit denen wir verkehrten, und sich in den ersten Tagen als Helden, die nie vom Platze weichen, gerirten, nach und nach schweigsam und niedergedrückt erschienen, Einige sogar gänzlich vom Schauplatze verschwunden, so sagte Duller: Lassen Sie diese, und declamirte, nicht mit Pathos, aber in sehr erregter Stimmung:

Wer nicht kühnen Muthes werben,
Wer nicht handeln kann, nur fleh'n,
Wer nicht freudig geht zum Sterben,
Wird des Geistes Sieg nicht seh'n!

Als wir einige Tage später wieder zusammentrafen, bat ich Duller, obzwar er mich bereits, wie ich schon oben bemerkt,

mit seinem Bilde erfreuet hatte, doch noch mir einige Zeilen „extra" zu widmen. Was soll ich Ihnen schreiben, lieber Landau? — Ich citirte sofort seinen Spruch: „Wer nicht kühnen Muthes werben ꝛc." Sie haben ein gutes Gedächtniß — aber fort! fort! dictiren Sie mir weiter — ich schreibe dann meinen Namen darunter, und so erspare ich Neues auszusinnen und Ihnen ist — geholfen. So geschah es. — Duller schloß die Periode d. J. 1848 in meinem Album, denn bald darauf zogen die Rothmäntler, die herrlichen Landsleute und würdigen Kampfgenossen Jellaciz's in Wien ein: „der Vandalismus hatte freien Lauf, die Unmenschlichkeiten — oft gröbster Art — waren in voller Blüte" und: Ruhe war die erste Bürgerpflicht!

Ruhe! Ja Ruhe des Gefängnisses, Ruhe des Friedhofes, Ruhe des echten Spießbürgerthumes; nur eines war im vollen Gange und förderte vieles unschuldige Leben zur Qual des Gefängnisses und zum Tode, und das Eine war das: Denunciantenthum!

Dieses einzig und allein war es, was auch mich veranlaßte Wien, dann Prag und endlich Oesterreich valet zu sagen; denn glaube mir, lieber Leser! nicht Windischgrätz und Consorten, nicht die auf den Basteien aufgestellten Kanonen, die den vernichtenden Inhalt ihrer vollgepfropften Rachen gähnend uns vors Auge hielten, nicht die in allen Straßen und Enden pyramidenmäßig aufgepflanzten Gewehre waren so Gefahr drohend wie die lieblichen Denuncianten. — Spione sind auch saubere Gesellen, aber sie sind „Kriegsgebrauch" und müssen immer eine bedeutende Dosis Muth und Lebensverachtung besitzen, denn sie setzen immerhin bei ihrem nicht beneidenswerthen Handwerk ihr eigenes Ich auf's Spiel. Aber Denuncianten, dieses feige, sich wurmartig, heuchlerisch-krümmende Gezücht, oft mit Honig auf den Lippen und Dolche im Herzen, diese sind die Henkersknechte in einem absoluten Staate, die Ver-

richter eines ehrlichen freien Bürgerthums. Und wie viele solche Denuncianten haben damals durch Schein, List und Trug ihren Beutel und ihre Knopflöcher gefüllt? Und das Brod, das sie aßen, war in bittere Thränen, in frisches, unschuldig dahingeflossenes Blut getaucht; die „Auszeichnungen für dem Staate treu geleistete Dienste" wurden zu Schandmalen.

Unter den zahlreichen Personen, welche dem Schandhandwerk der Denuncianten anheim fielen, wurden viele mehr oder weniger hart verurtheilt und nur Diejenigen sind als „unschuldig" entlassen worden, welche sich herbeiließen, „Aufklärungen" zu geben. Und diese Zwangsjacke des Absolutismus hat so manchen bisher ehrlichen Menschen, in der schwebenden Angst zwischen Leben und Tod, gedrängt, „Aufklärungen" zu geben, um nur mit heiler Haut davon zu kommen. — Ich liebe und ehre stets die Aufklärung, und werde ihr treu und ehrlich dienen bis zu meinem letzten Pulsschlage, aber von „Aufklärungen", wie selbe in jener Zeit üblich waren, war und blieb ich Feind und Verächter, und ich hielt mir den Spruch des Evangeliums vor Augen: „Herr, führe mich nicht in Versuchung!" — Ich ließ mich nicht in Versuchung führen, ich wich aus, reiste am Tage nach dem Tode Blum's nach Jamnitz (bei Mährisch-Budwitz), verweilte dort einige Wochen bei Anverwandten, dann wurde ich von meiner Familie aufgemuntert, nach Prag zu kommen, welche Metropole Böhmens von dem drückenden Alp des Belagerungszustandes noch nicht heimgesucht war, reiste dahin und verweilte daselbst bis zum 10. Mai 1849, an welchem Tage auch die Gefilden der Moldau von dem eisernen Joche des militärischen Despotismus umschlungen wurden.

Am letztgenannten Tage verließ ich meine väterliche Wohnung, um mir Prag im Belagerungszustande anzusehen, denn er kam so gelassen, so unerwartet, so voll-

kommen überraschend, daß man aus dem starren Erstaunen nicht herauskam. Alles war wohl vorbereitet, dennoch war nicht die allerwinzigste Erscheinung des kommenden Zustandes, selbst am Abend zuvor bemerkbar.

Ich war nur eine halbe Stunde vom Hause entfernt, war schon im Begriffe heimzukehren, als mir, die „Eisengasse" passirend, mein alter Vater keuchend und blaß entgegen kam. Kaum als ich seine Aufregung wahrgenommen, fragte ich: „Was ist Ihnen passirt, lieber Vater? Warum gehen sie so rasch und sehen so bleich aus?" — „Ich laufe schon eine Viertelstunde alle Straßen auf und ab und suche Dich, Du hast eine Vorladung bekommen!" — „Nun! Nun! Beruhigen Sie sich, lieber guter Vater!" antwortete ich ihm mit Ruhe und Fassung, „die Sache wird nicht so arg sein, würde man mich für gefährlich und wichtig halten, so sendete man mir nicht erst eine Vorladung, sondern man möchte mir die Ehre einer persönlichen Abholung wiederfahren lassen. Im Uebrigen, auf wann ist die Vorladung ausgestellt?" „Auf morgen den 11. März, 11 Uhr Vormittags," war des etwas beruhigten Greises Antwort. — „Nun morgen, ja morgen" sagte ich lachend, „kann ich nicht erscheinen, denn morgen bin ich — nicht mehr in Prag!" —

Ich ging mit dem Vater nach Hause, packte alles — alles, was ich hatte, zusammen. Ein „Gubernial-Paß," also auch für's „Ausland" giltig, den ich mir schon im Anfang des Jahres 1848 verschaffte, und der drei Jahre Giltigkeit hatte, kam mir, wie selbstverständlich, sehr gut zu statten. Also am andern Morgen, den 11. März, 2 Uhr früh, fuhr ich mit einem, am Abend vorher bestellten Einspänner nach Obřistwi an der Elbe, von wo das Dampfschiff nach Dresden abging. — Die Trennung, der Abschied war hart und traurig. Ich verabschiedete mich von allen meinen Geschwistern, endlich vom Vater.

Er wollte durchaus aufstehen, und mich bis an's Schiff begleiten, ich gab es nicht zu. „Bleiben Sie ruhig im Bette, lieber, guter Vater — ruhen Sie aus, und wozu die nochmalige Aufregung. Adieu! Und noch einmal trat ich an's Bett, der Vater legte seine Hand segnend auf meinen Kopf, ich küßte ihm die Hände, den Mund, die thränenden Augen, Alles! Alles! Und noch bei der Thüre stehen bleibend sah ich weinend und tief bewegt mir nochmals sein mildlächelndes, aber von Schwermuth überfluthetes Gesicht scharf an, prägte mir's bis in's tiefste Innerste ein, und verließ, hellauf schluchzend und weinend, das väterliche Haus. — Es waren die letzten kindlichen Grüße, es waren die letzten herzinnigen, ehrerbietigen Küsse, die ich ihm gegeben, es war der letzte Moment, wo ich ihn noch lebend sah. Denn im Jahre 1858 ging er in ein besseres Sein, und mir war das Glück nicht gegönnt, ihm die Augen zuzudrücken. Schlummere sanft!

In Dresden angelangt mußte ich einige Stunden verweilen, bis der nächste Zug nach Leipzig fuhr; ich sah damals den „noch rauchenden Zwinger;“ verweilte einige Zeit in Gedanken an die Heimath auf der Brühl'schen Terasse, die herrliche Aussicht daselbst, das Leben und Treiben an der Elbe, Alles war mir neu, that mir wohl, beruhigte mich, ich wurde gefaßter und faßte Muth um im Eldorado des deutschen Buchhandels eine literarische Position zu erlangen.

Bevor ich jedoch diese Periode vollständig schließe, kann ich es nicht unterlassen, noch einen Blick in die ersten Tage nach dem Falle-Wiens zu werfen, um meinen verehrten Lesern für die allzuernsten Mittheilungen meiner letzten Erinnerung eine kleine heitere Revanche zu bieten; zudem ist es eine allzucharakteristische Episode, die ich selbst erlebte.

Ich stattete in den ersten Tagen des November 1848 einer Künstlerfamilie einen Besuch ab. Dieselbe wohnte damals in einem Hause, dessen Fenster unmittelbar nach der — zu jener Zeit noch bestehenden — Bastei gingen, auf welcher, wie ich schon früher bemerkte, die schweren Geschütze mit brennender Lunte aufgepflanzt waren. Ich befand mich im Zimmer mit dem einen Sohne des Hauses, dem ich damals sehr befreundet war, und der gegenwärtig eine große Rolle an einem großen Hoftheater spielt. Als wir so im Gespräche uns befanden, rief die „Mama": „Du . . . . . komme doch einmal herein zu mir, ich will Dir etwas zeigen!" Der Sohn: „No, das wird was Schönes sein!" ging hinein, forderte mich auf, ihm zu folgen; ich thats. Als wir in's Zimmer der „Mama" traten, führte sie uns zum Fenster und sagte: „Siehe . . . . . wie diese Kanone da herein in mein Toilettzimmer guckt — sie koquetirt förmlich mit mir!" — No, Mama, die Kanone muß wirklich vernagelt sein! — war die liebenswürdige Antwort des liebenswürdigen Sohnes! — —

1849.

Julius Schanz. Oppolzer. Louise Aston. Herloßsohn.

Mein schönes Leipzig, das ist ein klein Paris, und bildet seine Leute!" So sprach einst Göthe von der Universitäts-Stadt Leipzig, von der Metropole des deutschen Buchhandels und dem Ver- und Einkaufs-Sammelort für die industrielle und kaufmännische Handels-Welt. Leipzig war aber lange Zeit der Mittelpunkt vieler alten deutschen Dichter und Schriftsteller und bildete bis zum Jahre 1848—50 noch so ziemlich ein „Hauptquartier" für viele Männer der Feder in allen Branchen. Ich konnte aber trotzdem damals schon sagen: Ich zähle die Häupter meiner Lieben, und siehe — gar so Viele fehlen mir. Nur zwei waren es, mit denen ich nähere Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatte: Carl Herloßsohn und Eduard Maria Oettinger. Später lernte ich auch die zu jener Zeit in Leipzig lebende Louise Aston kennen. Im Verlaufe der Zeit wurde ich auch mit einigen als Gelehrte und als Schriftsteller hervorragenden Persönlichkeiten, wie dem Geschichtsschreiber Prof. Wutke, dem Literarhistoriker und Bibliothekar Gerstorf und Professor Oswald Marbach flüchtig bekannt. In näherer Verbindung stand ich mit dem Redacteur des damals in Leipzig erschienenen democratischen Blattes „Leipziger Reibeisen,"

Robert Binder und dessen fleißigem Mitarbeiter Julius Schanz, Letzterer jetzt Professor in Italien. — Julius Schanz verschwand bald vom Schauplatze, denn als die Reaction auch in Sachsen immer mehr und mehr die Oberhand gewann, mußte auch er unter den „Mai-Gefangenen" auf der Festung Königsstein mehrere Jahre verbringen. Später zählte er unter die Amnestirten, und diese Amnestie verursachte, daß man die Aechtheit seines politischen Charakters zu bezweifeln anfing. Ich — weit entfernt davon, hier für Julius Schanz eine Lanze einlegen zu wollen — gehöre zu Denen, und diese sind nicht Wenige, die Julius Schanz eine politisch-unehrenhafte Handlung, noch dazu durch „Aufklärungen," also zum Unheil für Andere, nicht zutrauen. Ich combinire: Ehe ist seine Amnestirung durch den Einfluß seines in Chemnitz lebenden Bruders Moritz Schanz, einer in ganz Sachsen, besonders in den besten Kreisen allgemein bekannten, hoch achtbaren und vielverehrten Persönlichkeit bewerkstelligt worden. Zudem frage ich; weshalb sollte sich Julius Schanz, der als Schriftsteller, Dichter und Polyglottist sich in vortheilhaftester Weise bekannt machte, also in allen Fällen ein geistvoller Mann ist, sich erst mehrere Jahre besonnen haben, bis er sich entschloß, „gewünschte Geständnisse" zu machen; dies konnte er doch schon gleich vom Anfang thun, und sich wohlweislich ersparen können, erst viele Jahre im Gefängniß körperlich und geistig zu schmachten. Oder sollte er auch zu jenen Opfern gehören, denen man das Marterwerkzeug „Kerker und Festung" so lange angedeihen ließ, bis es „mürbe" gemacht, endlich in das Stadium jener menschlichen Verzweiflung geräth, in welcher man alles vergißt, nur um sich selbst zu retten? Gesetzt, es wäre so! Dann freilich müßte man Schanz bedauern, aber nicht verdammen, und wäre ich Papst, so würde ich die Urheber solch' unmenschlichen Vorganges verfluchen

und in die Hölle wünschen; Altkatholiken, Protestanten, Juden und Freimaurer aber ungeschoren lassen, und ich bin überzeugt, die ganze Welt würde mich dadurch erst als einen wirklichen heiligen Vater aller Menschen — verehren. Aber ich bin nicht Papst, kann und möchte es nie werden, ich zähle mich überhaupt nicht zu den Heiligen, rede mir selbst nicht ein, und lasse mir auch von Andern nicht einreden, daß ich unfehlbar bin, im Gegentheil, ich bin nur ein Mensch, und Fürsten, ob weltliche oder kirchliche, sollten auch bedenken, daß sie nur Menschen, daher auch nur — fehlbar sind. Und so will ich auch hier in meiner Ansicht über Julius Schanz nach seiner Richtung hin als unfehlbar gelten; aber für mich persönlich bleibt Schanz ein lieber, guter Freund; ihm bin ich dankbar für so viele, in seiner Gesellschaft verlebte geistigvergnügte Stunden, und nie wurden dieselben getrübt, so lange ich auch Schanz kenne, durch die geringste Erfahrung einer unehrlichen Handlung von seiner Seite. Obwohl ich mit Schanz in sehr intimer Freundschaft stand, besitze ich merkwürdiger Weise dennoch weder Photographie noch Stammbuchblatt von ihm, nur sein Werk: „Fünfzig Lieder für Componisten und Freunde des Gesanges; nebst einem Vorwort: Ueber die Anforderungen an einen Liedertext," das er mir vor Jahren mit einer freundschaftlichen Dedication zugesendet, bildet das sichtbare Andenken an ihn. —

Ich war nicht lange in Leipzig, als auch der leider schon verewigte Professor J. Oppolzer an die Universität dahin berufen wurde. Ich hatte schon von Prag aus das Vergnügen, Oppolzer persönlich zu kennen, und zwar durch die Vermittlung des damaligen am polytechnischen Institut Professors der Chemie Pleischl, mit dem ich öfter in Berührung kam. Oppolzer freute sich ordentlich, in Leipzig „auch einen bekannten Landsmann" zu finden;

Leipzig aber freute sich nicht lange, diese medicinische Capacität zu den Seinigen zu zählen, denn schon nach einem Jahre verließ Oppolzer die Leipziger Universität, um einem ehrenvollen Rufe nach Wien Folge zu leisten. Als wir Abschied nahmen und ich ihn um „einige geschriebene Worte zum Andenken" ersuchte, erfüllte er mit Bereitwilligkeit meinen Wunsch; aber die wenigen Worte, die er mir schrieb, sind „allzu schmeichelhaft" für mich, so daß ich selbe zu citiren unterlasse, damit nicht etwa „gute Freunde" Gelegenheit finden, mich der Unbescheidenheit zu zeihen. —

Im selben Jahre bis 1850 verweilte auch in Leipzig die Schriftstellerin Louise Aston. Diese Dame, konnte man sie auch nicht schön nennen, war doch eine äußerst angenehme Person von ungemein reizender Anziehungskraft, die sie zudem im Umgang durch ihr zwar emancipirtes, aber immerhin geistig durchwehtes Benehmen zu erhöhen wußte. Ihre Gespräche, ohne hochpoetisch zu sein, erhoben sich stets über das Niveau der Alltäglichkeit und zeigten immer das schriftstellerische Talent, welches jedoch keineswegs von „blaustrumpfigem Prosaismus" durchzogen war. Am allermeisten wußte sie von sich reden und schreiben zu lassen während des Schleswig-Holstein'schen Krieges, den sie als „Freischärlerin" vom Anfang bis zum Schluße mitmachte, und wodurch sie, wie selbstverständlich, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Sie konnte auch häuslich sehr romantisch sein; denn ihre Wohnung war zu jener Zeit prachtvoll eingerichtet und ihr „Boudoir" näherte sich jenen, die wir in „Tausend und eine Nacht" so einladend geschildert finden. Daß sie dies Alles nicht durch ihre Feder erschwingen konnte, ist leicht zu begreifen, aber es gab Männer, die sie in ganz besonderer Weise verehrten, und namentlich der Sohn einer geachteten Patricier-Familie Leipzigs, der zwar nicht Ferdinand hieß, aber doch für diese „blasse Louise" ungemein schwärmte, scheute

keine Opfer, um seiner Schwärmerei auch den thatsächlichsten Ausdruck verleihen zu können. Endlich mußte sie Leipzig verlassen, und wie man dazumal sagte, auf dringliche Veranlassung der obbezeichneten Familie, die Alles aufbot, um endlich der kostspieligen Romantik ihres Sohnes, die noch dazu einen etwas ernsthafteren Charakter nahm, eine Gränze zu setzen.

Es scheint, als ob sie ihre schwärmerischen, aber immerhin von „Liebe" durchflutheten Gefühle poetisch kund geben wollte, denn sie schrieb mir zum Abschied:

So flüchtig das Leben — so dauernd die Liebe;
So flüchtig die Freude — so dauernd der Schmerz.
Und wenn Freud' und Liebe nun länger auch bliebe,
Befriedigt's das Sehnen? — erfüllt es das Herz? —
Nein! — nimmer und nimmer befriedigt's die Erde,
Das Dasein wird endlich zur bängsten Beschwerde.

— — — — — — — — — — —

Leipzig, den 24. October 1849.
Louise Aston.

Nun folgt der liebliche Sänger des Liedes „Abschied":
„Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Wenn die Rosen nicht mehr blüh'n," ꝛc.,
welches der treffliche Componist Franz Abt so herrlich schön, so durch und durch volksthümlich in Musik setzte, und das zu jener Zeit die allgemeinste Sensation erregte, wodurch aber auch, wie wir glauben, der nun reichbelorbeerte Componist sich seinen ersten und populärsten Lorbeer erwarb.

Herloßsohn hatte eine Aesopische Gestalt, die aber eine poetische und edle Seele in sich schloß. So trefflich

reizend, oft hinreißend und fesselnd Herloßsohn sich in seinen Dichtungen und Romanen kundgab, eben so fast unerreicht steht er als Mensch vor uns. Ich habe viele, viele Poeten und Schriftsteller kennen gelernt, unter denen wieder sehr viele auch liebenswürdig und voll Herzensgüte waren, aber selten ist mir ein Dichter begegnet, der so ohne alles Falsch, so voll Aufmerksamkeit, wo es galt Andern zu helfen, sich zeigte, in dessen Umgang sich Freunde und sonstige Umgebung so wohlthuend hingezogen fühlten, wie dies bei Herloßsohn und Melchior Mayer (auf den ich auch später näher zurückkommen werde) der Fall war.

Herloßsohn, Oettinger und ich kamen fast täglich zusammen. Nach Tische auch zum „Blümchen-Caffee" im Rosenwäldchen (in dem es Alleen gibt, die zu einer gewissen Sommerzeit von der angenehmsten Knoblauchduft durchweht sind), wo wir auch zuweilen en trois eine Partie Domino spielten; natürlich gings hoch her, denn unter zwei bis drei Pfennigen wurde keine Partie gemacht; aber wahrlich nicht für blanke „Gott segne Sachsen" konnte man sich die geistige, humoristisch durchwehte, gemüthliche Unterhaltung erkaufen, die wir selbst beim „Domino" hatten. — Abends wieder vor dem Theater traf ich stets, dem „Rendezvous pflichtschuldigst nachkommend," mit Herloßsohn in „Harring's Bierkneipe" zusammen, um uns, wie es die Vorschrift gebot, durch Vertilgung von 1 bis 2 „Töpfchen Waldschlößchen" für den bevorstehenden Kunstgenuß zu stärken.

Bei Harring, Hainstraße vis à vis der „Tuchhalle" und in der nächsten Nähe des alten Theaters, war zu jener Stunde stets der sogenannte Künstlertisch reservirt, denn es gesellten sich zu uns hier und da auch Lortzing, der damalige Oberregisseur Bartls, der Komiker Ballmann, dem man das Prädicat „Leipziger Scholz" bei-

legte u. n. v. a. — Trotzdem Gespräche: von leidigem Geschäft (vom Theater), von Wuthausbrüchen und exaltirten Expectorationen über schlecht oder ungerecht vertheilte Rollen und über die Geheimnisse hinter den Coulissen, strenge verpönt waren, ging es dennoch lustig und heiter, und um so mehr geistessprühend einher. Später gesellte sich im Rosenwäldchen und bei Harring auch Ferdinand Mikowec bei, der damals nach Leipzig kam und längeren Aufenthalt nahm. Schade um den in der Blüthe seines schönsten Mannesalters hochbegabten Schriftsteller! — Einige Minuten vor 7 Uhr fand der allgemeine Aufbruch statt und alles verfügte sich ins Theater. Herloßsohn wohnte damals und schon durch lange Jahre vis à vis von Harring, im unmittelbar an die Tuchlaube gränzenden Erkerhause, im 3. Stock. So einfach, schlicht er wohnte, und so sehr man auch eine gewisse „Junggesellenwirthschaft" und eine geniale Unordnung daselbst wahrnehmen konnte, so war es doch stets gemüthlich und reinlich bei ihm. Herloßsohn war fleißig, er schrieb viel, er verdiente auch mehr, als er brauchte, aber er besaß ein zu gutes Herz, half, wo er nur helfen konnte, hatte auch Mitesser und Mittrinker, und so geschah es, daß er selbst oft in Verlegenheit gerieth, ohne aber dabei seine heitere Laune, seinen Humor zu verlieren; er starb, ohne daß er es nöthig hatte über seine Hinterlassenschaft testamentarisch zu verfügen. Als er krank wurde und gezwungen das Bett zu hüten, mangelte es ihm nicht an Besuchen, denn er hatte viele Freunde und Verehrer, aber gewiß keinen einzigen Feind in Leipzig, und war im wahrsten Sinne des Wortes „allgemein" beliebt. — Auch ich ging täglich zu ihm; nur am 9. December war ich ungemein beschäftigt, es waren Angelegenheiten, die keinen Aufschub erleiden konnten, so daß ich es versäumen mußte, ihn zu besuchen — es schmerzt mich heute noch! Denn als ich am 10. December in der frühesten

Morgenstunde in seine Wohnung kam, trat mir eine dort befindliche Frau entgegen und frug mich, wohin ich will. „Zum Herrn Dr. Herloßsohn!“ — „Ach! da müssen Sie ins Spital gehen, es ging ihm schon zu schlecht, er mußte eine bessere und strengere Pflege haben, als hier in seiner einsammen Kammer.“ Diese Kunde that mir im Innersten weh! Ja! Ja! Freund Herloßsohn! Warum zähltest Du nicht zu jenen „Dichtern und Schriftstellern,“ die sich die Titel: K. Rath, Hof-Rath oder gar Ritter-Orden und so auch einträgliche Pfründen, bessere Honorare durch der Mode und der Gesinnung der Zeit huldigende Werke zu erdichten und zu erschreiben verstehen? — Warum? Weil Du ein zu ehrlicher Mann in Gesinnung und That warst. — Ich ging, in traurigste Stimmung versetzt, schleunigsten Fußes ins Spital, um dort noch den verehrten Dichter, den theuren Freund zu sprechen. Als ich zu dem betreffenden Krankenwärter äußerte, daß ich Dr. Herloßsohn zu sprechen wünsche, antwortete mir derselbe: „Sprechen können Sie ihn nicht mehr, wollen Sie ihn aber noch sehen, so kommen Sie mit, ich führe Sie in die — Todtenkammer — er ist bereits gestorben — blieb nicht lange bei uns!“ — Ich folgte ihm und sah den „nun für ewig hingeschlummerten Dichter“ auf der Bahre liegend; noch waren die Züge seines Angesichtes nicht entstellt, sie waren noch die freundlich lächelnden, wie bei seinem Leben, sein Auge war offen, nicht matt, ja sogar noch glänzend, und es schien mir, als ob er mir den letzten Scheideblick gespendet. Mein Auge feuchtete sich, und so gefaßt ich mich auch benahm, dennoch konnte ich es nicht hindern, daß volle Thränen meine Wangen netzten, und leises, tiefes Schluchzen meiner von Trauer beklommenen Brust entquoll. „Sind Sie sein Bruder oder ein Anverwandter von ihm?“ fragte mich der Krankenwärter. „Keines von Beiden! Ich beweine nur den Verlust eines treuen Freundes!“ — „Nun

ja," sagte der schlichte, wohl durch langjährig verübte traurige Pflicht schon etwas abgehärtete Mann, „Sie haben Recht, er hat viel Schönes geschrieben, es hat mir selber gefallen — „seine schönen Geschichten," und ich höre allgemein, er soll auch ein guter Mensch gewesen sein." — Hierauf empfahl ich mich, nochmals die kalte Hand des hingeschiedenen Dichters fassend, und als er lebte, drückte ich sie ihm, und seufzte ihm noch ein stilles Lebewohl zu. — Ich ging nach Hause und blätterte in meinem Album, da fand ich:

Das letzte Lied.

Also glaubt ihr wirklich, daß ich
Schon mein letztes Lied gesungen,
Daß der Quell der Harmonien,
Daß das Saitenspiel verklungen?

Nein, doch nein! So lang noch Blumen
Auf dem Feld', im Walde sproßen,
Und so lang' beim Becherklange
Lustig singen die Genossen,

Und so lang' noch Herzen lieben,
Herzen noch in Gram vergehen,
Und so lange Sonn' und Sterne
Immer leuchtend auferstehen,

Und so lang' sie noch erklingen,
All' die Nachtigallenzungen,
Ist die Leier nicht zerbrochen,
Nicht mein letztes Lied verklungen!

Leipzig, den 22. September 1849.

C. Herloßsohn.

Am 10. December 1849 starb er!

Ich las sein „Buch der Lieder," darin befindet sich auch ein Gedicht „Mein letztes Lied," welches aber durchaus nicht identisch ist mit dem oben angeführten; ich fand das mir gewidmete Gedicht überhaupt nicht gedruckt, und es dürfte vielleicht original sein; in allen Fällen ist es mir schätzbar und werth, es ist die einzige sichtbare „Erinnerung" für mich an den mir unvergeßlichen Dichter und Freund — Herloßsohn! *)

Zur selben Zeit verweilte in Leipzig der sogenannte „Karlsbader Strauß" Josef Labitzky, der sich durch sein herrliches, musikalisches Talent, in seiner wirklich musterhaften Eigenschaft als Dirigent, wie in der Auswahl der Piecen, einen europäischen Ruf erworben hat. Er verdient auch eine ehrenvolle Anerkennung deswegen, weil er der klassischen Musik in seinem Repertoir einen Platz einräumte. Josef Labitzky ist der Begründer der sogenannten Cur-Musik, und ihm ist hauptsächlich zu danken, daß auch die Dirigenten anderer Cur-Capellen durch sein Beispiel angeregt, zur Entwicklung einer besseren Musik und zu einer sorgfältigeren Auswahl der Piecen wesentlich beigetragen haben und somit, was die böhmischen Curorte anbelangt, die Trefflichkeit der „böhmischen Musikanten" wieder zur Wahrheit machten. Gegenwärtig ist August Labitzky,

*) Es wäre interessant über die Geburt Herloßsohn's etwas Näheres zu erfahren; darüber schwebt ein gewisses Dunkel, das uns die Verlagsbuchhandlung Rober's lichten könnte und dürfte. Nach Brockhaus ist Herloßsohn als Jude geboren; Rober aber in seiner Biographie Herloßsohn's bemerkt blos: „Seine näheren Familienverhältnisse und Jugendjahre taugen nicht viel für die Oeffentlichkeit." — Nun fragen wir, wenn der hingeschiedene Dichter vor 70 Jahren in Prag, im Kleinseitner Viertel geboren wurde, wie kam zu jener Zeit und in jenes für alle Nichtchristen verschlossene Stadtviertel eine Judenfamilie dahin; ferner, wie ist es möglich, daß zur damaligen Zeit ein Judenknabe die St. Niklas-Pfarrschule besuchen durfte. Jedwede Aufklärung über die Abstammung Karl Herloßsohn's, sie laute wie immer, würde weder den Charakter des edlen Menschen, noch den Ruhm des Dichters auch nicht im Geringsten beeinträchtigen.

der Sohn des obgenannten, der als würdiger Nachfolger seines Vaters, in Carlsbad, die Capellmeister-Stelle bekleidet.



Leipzig, den 5. December 1849.
Josef Labitzky.

Eine der interessantesten „Erinnerungen" bildet der Besuch in Leipzig bei der Wittwe Robert Blum's. Zu jener Zeit bewohnte sie noch immer die Wohnung, die ihr Mann lebend verließ, ohne selbe je wieder betreten zu haben. Sein Arbeitszimmer befand sich noch in unveränderter Einrichtung, wie er es verlassen hatte, Alles war noch am selben Orte und an derselben Stelle, nichts wurde beseitigt — Bücher, Schriften, Büsten, Bilder füllten noch dieselben Räume, wie bei Lebzeiten Blum's. Kein Fremder, der nach Leipzig kam, unterließ es, zu jener Zeit die Stätte zu besuchen, wo der Märtyrer der Freiheit seine geistige Werkstätte aufgeschlagen, sein glückliches, häusliches Leben im Kreise seiner ihm theuern Angehörigen verbracht hatte. Als Fremder betrat ich die Wohnung der Wittwe, und als ich mich ihr vorstellte und meinen Namen nannte, äußerte sie, daß ich ihr dem Namen nach nicht unbekannt sei, und ihr — da ich ihren „theuern Gatten" persönlich gekannt — um so willkommener bin. Sie zeigte

mir Alles und Jedes, auch das minder wichtig Erscheinende, Bücher, Schriften u. s. w., wenn dieselben nur irgend wie einen Anknüpfungspunkt an die letzten Tage seines Verweilens in seiner Häuslichkeit bildeten. Ich wiederholte zuweilen die Besuche bei der gebildeten und geistig begabten Frau Blum's, und als ich eines Tages, da ich Leipzig verlassen mußte, Abschied nahm, erhielt ich einen Haarring Robert Blum's nebst einem Blatt mit seiner Handschrift ausgefüllt, bei welchem die nunmehr auch in die Ewigkeit eingegangene Frau eigenhändig nachstehende Schlußbemerkung beifügte:

Die Frösche thun sich selber schaden,
Wenn sie den Storch zu Gaste laden.

Güldne Salbe Wunder thut,
Sie erweicht manchen harten Muth.

Das Netz, darin Petrus Fische fing,
Jetzt Burgen, Land und Geld verschlingt.

Lügen und Trügen ist ein Pflug,
Der hat Ackerleut genug.

Die Zunge hat kein Bein
Und bricht doch Bein und Stein.

Der Krummstab ist ein langer Speer,
Der droht und sagt: Komm, gib was her.

Unter den Auszügen meines Gatten gefunden,
von ihm selbst geschrieben.

Eugenie Robert=Blum.

Leipzig, den 8. October 1849.

Ja! Wie ich hier eben bemerkte, ich mußte Leipzig „Adieu" sagen, denn ich wurde ausgewiesen, trotzdem ich mit meinem regelmäßigen, noch immer giltigen Paß versehen

war, trotzdem man mir Unzukömmlichkeit nicht einmal aufbürden, noch weniger nachweisen konnte, trotzdem ich weder moralisch noch materiell irgend Jemand lästig war, und mein bescheidenes Auskommen hatte. — Sie sind doch Oesterreicher, haben einen vollgiltigen Paß, wenden Sie sich doch an das österreichische Consulat! — riethen mir Viele. — Ich dachte, Risiko hast du nicht dabei, und verfügte mich zum Consul. Ich muß gestehen, daß ich ungemein höfliche Aufnahme fand, und als ich das Ersuchen stellte, mich als geborenen Oesterreicher, gegen den nichts vorliege und der mit einem hochämtlichen Reisedokument versehen sei, vor Ausweisung zu schützen, überhaupt das erzwungene Verlassen Leipzigs, dem ich jetzt so ungerne den Rücken wende, zu verhindern; antwortete mir der Herr Consul, die Achsel zuckend und wie es mir schien, überflog sein Gesicht dabei ein „schelmisch-gutmüthiges Lächeln: „Ja, ich kann da nicht interveniren, das ist gegenwärtig einzig und allein Sache der sächsischen Behörde, wenden Sie sich zur Polizei, vielleicht richten Sie dort etwas aus.“ — Ich dankte für den guten Rath, empfahl mich höflichst und im Bewußtsein meines, nach jeder Richtung unantastbaren Betragens verfügte ich mich zur polizeilichen Behörde, ließ mich sofort bei dem damals fungirenden Polizei-Director Stengel anmelden, wurde sogleich vorgelassen, und frug, was ich denn eigentlich verbrochen habe, daß man mir den Aufenthalt in Leipzig verweigere? Habe ich Schulden, hat man mich etwa deshalb hier verklagt? Liegt sonst ein Vergehen gegen mich vor, das mich der Gnade einer löblichen Polizei unwürdig macht? — waren meine offenen, freilich auch in etwas ironischem Tone, gestellten Fragen. Aber alles umsonst, der Stengel bewegte sich nicht, nur daß er mir den Rath gab, mich — an das österreichische Consulat zu wenden. — „Von dort komme ich soeben!“ sagte ich, „und der Herr Consul glaubt, daß dieses einzig und allein Sache der hiesigen Behörde sei, da bei

ihm nichts gegen mich vorzuliegen scheint." Da zuckte auch der Herr Stengel die Achseln, auch bei ihm nahm ich ein Lächeln wahr — dieses war aber ein polizeilich-ironisches Lächeln, wie es nur Beamten der damals allmächtigen Polizei eigen war. Ich erhielt meinen Paß und Herr Stengel zierte denselben mit der in meiner Erinnerung unvergeßlichen Inschrift: „Der Herr Inhaber dieses Passes reiset von hier, ohne allen weiteren Aufenthalt im Königreich Sachsen, direct nach Hamburg!" — — — — Selbstverständlich war dies angegebene neue Domicil meine eigene Wahl. Ich hatte bereits das Bureau verlassen und befand mich schon auf freier Strasse, da nahm ich nochmals den Paß zur Hand, las wieder und wieder die liebenswürdige Inschrift auf meinem Passe, und so ungern ich aus wichtigen nnd mannigfachen Gründen Leipzig verließ, und meine Stimmung nicht die heiterste war, konnte ich mich des Lachens dennoch nicht enthalten; ja ich fühlte mich gewissermassen stolz, ich sah mich als eine gewichtige politische Persönlichkeit an, denn das, was der Herr Stengel schrieb, konnte ja nicht anders gedeutet werden als: Dieser Landau ist ein Demagoge erster Klasse, ein österreichischer Flüchtling wie nur Einer aus dem ff., überhaupt ein gefährliches politisches Individuum!" Daß die hier mitgetheilte Auslegung wirklich hier und da gemacht wurde, daß mir dieselbe in vieler Hinsicht keinen Vorschub leistete, dagegen aber in einzelnen Momenten dennoch nicht schadenbringend war, werden meine lieben Leser noch im Verlaufe meiner folgenden Erinnerungen erfahren. Und so ging es, wenn auch nicht lustig, aber keineswegs entmuthigt, mit Dampf nach der „freien Handelsstadt", respective nach der „Republik Hamburg", denn Hamburg hat bekanntlich kein gesalbtes oder gekröntes Oberhaupt, dafür aber 12 bis 13 Oberhäupter, die man dort — Senatoren nennt.

1850.

Ferdinand Kürnberger. Leopold Feldmann.

Ich langte glücklich und wohl in Hamburg an. Hier fand ich zuerst meinen lieben und werthen Freund Ferdinand Kürnberger, welcher es ebenfalls für besser gehalten hatte, Oesterreich den Rücken zu kehren, um nicht einen Beitrag zur Bewahrheitung des Sprichwortes: Mitgefangen, mitgehangen! zu liefern. Wer Kürnberger, den durch und durch gründlich wissenschaftlich gebildeten Schriftsteller, kennt, wer seine Schriften alle, bei welchen freilich sein: „Der Amerika Müde“ als Muster seiner literarischen Arbeit hervorleuchtet, gelesen, wird ihn unstreitig zu den bedeutendsten Männern der neuern deutschen Literatur zählen. Ebenso dürfte man unter den schockweise vorkommenden Feuilletonisten der Gegenwart nur sehr wenige finden, die was Schärfe und Charakteristik in der Wiedergabe ihrer Beobachtungen, was ferner makellos deutschen Styl betrifft, Kürnberger würdig an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach sollte man Kürnberger's kürzere Arbeiten, wenn sich selbe auch „unter dem Strich“ befinden, nicht den leichtklebrigen Namen „Feuilleton“ beilegen, sondern vielmehr sie den Arbeiten eines: Grimm, Vischer, Vircher und Holzendorf anreihen und sie „Perlen der deutschen Erzählungskunst und des deutschen Styls“ bezeichnen. — Es ist nicht zu

leugnen, daß Kürnberger manches Extravagantes an sich hat, aber dasselbe trägt immerhin den Stempel des Außergewöhnlichen an sich, wir bemerken es wohl, es erregt unser Staunen, es zwingt uns zuweilen ein Lächeln ab, es dürfte sogar hie und da Manchen irritiren, aber nie wird es uns unbequem, störend erscheinen. Und eben diese Eigenthümlichkeiten Kürnberger's als Schriftsteller geben sich auch bei Kürnberger als Menschen kund. Man muß daher im Umgang mit Kürnberger ihn als Menschen erst studiren, man muß sein, im Bewußtsein seiner Kraft, seines Schaffungsvermögens und Gedankenreichthums, ungewöhnliches Thun und Lassen, seine Ungenirtheit, seine scharfeinschneidenden Ansprüche an Personen, Ereignisse und Begebnisse studiren und respective vom Diogenes-philosophischen Standpunkte aus, mit Beimischung von etwas epicuräischer Lebensanschauung auffassen und man wird ihn dann erst begreifen, goutiren, vielleicht auch richtig verstehen, in allen Fällen aber ebenso als Menschen wie als Schriftsteller ehren, achten und lieben. Man macht ihm gerne den Vorwurf, um mich gelinde auszudrücken, daß er saumselig im Schreiben sei — daß er weit mehr zu leisten im Stande wäre als er bisher geleistet. Dagegen würde ich mir erlauben zweierlei zu bemerken, erstens: Muß denn ein Schriftsteller auch Vielschreiber sein? Haben wir nicht die augenscheinlichsten und zahlreichsten Beweise dafür, daß gerade die Vielschreiber in unserer modernen literarischen Welt die allermittelmäßigsten, ja oft die geist- und tendenzlosesten, überhaupt gar keiner bestimmten Richtung zuzuzählen sind? Haben wir nicht Beispiele, daß sogar Dichter — die Namen nenne ich nicht! — die sich durch ihre ersten, wahrhaft bedeutungsvollen Poesien einen wohlverdienten immergrünen Lorbeer erwarben, als sie im Besitze desselben waren, sich auf die „Vielschreiberei“ warfen um — reich zu werden, der Poesie valet sagten und sich mit dem errungenen Sieg begnügten, während ihre

folgenden Thaten, mehr oder weniger, früher oder später in den Strom der Vergessenheit gerathen werden. Verdienen nicht solche Autoren eher den Vorwurf der Vielschreiberei als Kürnberger jenen der Saumseligkeit des Schreibens? Die zweite Bemerkung ist, daß Kürnberger alle seine Producte vorerst in seiner geistigen Gehirn-Werkstatt, vollständig durchgearbeitet, so daß er nie eine Feder erfaßt, bevor nicht das Product vollendet in seinem Kopfe ruht, und dadurch wird ihm — wie man sichs leicht denken kann, das Niederschreiben zu einer mechanischen Arbeit und einem Geiste und Denker, wie Kürnberger, ist das Mechanische eine Last — und diese glaube ich umgeht er gerne. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß Kürnberger, wenn er in der Lage wäre, sich einen gebildeten Secretär zu halten, dem er seine Werke dictiren könnte, uns bis heute mit weit zahlreicheren Schätzen aus seinem „Kopfe" erfreut hätte; aber das Sitzen und Selbst-Schreiben ist ein widerwärtiges Ding! Das werden mir selbst die geistreichsten Schriftsteller zugestehen müssen. —

Ich lebte zu jener Zeit, wenn auch nicht in glänzenden, aber immerhin confortablen und geordneten Verhältnissen, während Kürnberger viel zu kämpfen und zu ringen hatte und dabei Manches entbehren mußte. Freilich trugen die damaligen politischen Verhältnisse dazu bei, indem Kürnberger in Hamburg nicht festen Fuß fassen, keine, wenn auch noch so einfache Werkstätte für seine Geistesarbeit acquiriren konnte, um daselbst mit Ruhe, respective sorgenfrei thätig zu sein. Das damals in der freien Hansestadt garnisonirende österreichische Militär bewirkte, daß auch die Hamburger Polizei in die ihr sonst nicht so eigne Nothwendigkeit versetzt wurde, ein wachsameres und strengeres Augenmerk zu richten auf die „politischen Flüchtlinge", „politisch Compromittirten", „Demagogen" und „Democraten", als welche man überhaupt damals „unliebsame" und nicht „gut-

gesinnte“ Persönlichkeiten gerne characterisirte, um selbe auch in anderen Städten unschädlich zu machen. Auch Kürnberger fand es endlich angemessen, allen Unannehmlichkeiten auszuweichen, er verließ Hamburg und reiste nach Bremen zu seinem Freunde Rudolph Dulon. — Ich könnte noch manche Episode, ernsten und heiteren Inhaltes aus dem Zusammenleben mit Freund Kürnberger erzählen, aber noch sind sie nicht reif für die Gegenwart und ich will selbe daher vorerst in dem Erinnerungs-Speicher meines Hirns für eine bessere und passendere Zeit bewahren, in der Hoffnung, daß Vater Hain noch nicht sobald mich sammt allem, was an und in mir ist, confisciren wird. — Wir schieden, Kürnberger schrieb mir ins Album:

> Ein Humorist muß sein wie ein Schiffer, der dem Ufer, dem er zurudern will, den Rücken wendet. So scheint auch jener in Satyre und Ironie von der Menschheit sich abzuwenden, in dem sie doch in Wahrheit der Zielpunkt seiner Liebe und seines höheren Selbst ist.
>
> So sei Du!
>
> Hamburg, den 3. September 1850.
>
> Ferdinand Kürnberger.

Zu jener Zeit kam der nun alte vortreffliche Lustspieldichter Leopold Feldmann nach Hamburg. Feldmann lebte beinahe bis zu seinem 50. Lebensjahre als Junggeselle, hatte zu jener Zeit schon schneeweißes Haar, aber dicht und voll. Dieses Zeichen des erreichten Alters, oft, wie es bei Feldmann der Falle war, nur der frühe Bote und die Mahnung des herannahenden Alters, entstellte nicht nur nicht sein stets freundliches Aeußere, nein,

fast möchte ich sagen, es kleidete ihn sehr gut, machte ihn noch anziehender und verursachte, daß man ihm nebstbei eine gewisse Ehrerbietung zollen mußte, ja sogar in den Augen des schönen Geschlechtes that es ihm keinen Abbruch, denn selbst manche hübsche junge Dame fühlte sich zu ihm hingezogen. So geschah es auch einem hübschen, blutjungen, einfachen und schlichten Mädchen, das Neigung fühlte, sich der theatralischen Kunst zu widmen. Sie wandte sich — da Feldmann damals in der Blüthe und dann rasch auf der Höhe seines Ruhmes stand — an denselben, um Rath bei ihm zu holen. Das junge Mädchen fühlte sich im Laufe des wiederholten Zusammenkommens immer mehr und mehr zu Feldmann sympathisch hingezogen; das Sympathische entwickelte sich bald zur Herzensneigung, die immer tiefer wurzelte; und da, wie es schien, Feldmann auch das „Junggesellenleben" satt hatte und sich durch die innige Zuneigung des schönen Mädchens ebenfalls mehr und mehr gefesselt sah, — mußte er alles Bedenken über den Unterschied des Alters über Bord werfen, und sich das blühende Mädchen als junge Frau antrauen lassen. Feldmann beging damit nur die Handlung eines Ehrenmannes! Auch dieses Bündniß zählt zu den häufig erscheinenden psychologischen Räthseln, daß junge Mädchen sich oft mehr zu Männern „älteren Calibers" hingezogen fühlen, als zu jungen, denen sie naturgemäß passender sich anschließen müßten. — So weit es mir aber bis noch vor nicht allzulanger Zeit bekannt wurde, und soweit ich selbst die Ueberzeugung davon zu gewinnen die Gelegenheit hatte, lebt Feldmann in zufriedener Ehe und seine häuslichen Freuden sind auch von „elterlichen Freuden" verschönt, was mich durchaus nicht in Erstaunen setzt, da er sich nur stets als ruhiger, bescheidener, mit seinen Verhältnissen sich zufriedengebender Mann zeigte. Möge er noch lange unangefochten von den

Eindrücken des Alters — er hat bereits sein siebenzigstes Lebensjahr überschritten — im Kreise seiner Familie glücklich, also auch sorgenlos leben!

Ich war schon lange Zeit mit Feldmann befreundet, als wir uns eben im Jahre 1850 in Hamburg wiederfanden, und ich kann es frei gestehen, daß ich ihn mit offenen Armen empfing; daß aber auch Feldmann dieses Wiedersehen nicht gleichgiltig war, beweiset jenes kleine, aber gemüthlich-humoristische Impromptu, das er in mein Album schrieb; es lautet:

Weit mehr als der Städte-Bau
Liebte ich stets Land und Au,
Bei dieser Liebe wurde ich grau,
Sterb' auch in Liebe zu Landau.
Hamburg, den 6. October 1850.
L. Feldmann.

Ein Decenium schwand dahin, schon war ich in Hamburg eingebürgert, und Feldmann kam wieder nach Hamburg, damals als „Reisemarschall" der nun bereits verstorbenen, rühmlich bekannten Humanistin Frau Elise Herz, geb. von Lämel. Als er mich besuchte, freudig überrascht, zeigte ich ihm das Blatt mit der obigen Inschrift, fragend: „Sind Sie noch derselbe von Anno Dazumal?" — „Zeigen Sie das Blatt her, lieber Landau!" erwiederte er, bat sich eine Feder aus und schrieb folgende Randglosse:

Zehn Jahre sind dahin,
Land und Au ward zehnmal grün,
Seit ich jene Zeilen schrieb,
Während grau ich immer blieb',
Doch auch treu in meiner Lieb',
Die ich damals Dir verschrieb.

Hamburg, den 22. Juli 1860.

L. Feldmann.

1851 & 1852.

Dr. Karl Töpfer. Rudolf Gottschall. — Meine Haft und Ausweisung aus Hamburg. — Aufenthalt in Braunschweig. — Prof. Griepenkerl. Henry Litolff. G. Meyerbeer. — Ein Intermezzo: Ferdinand der Gütige. — Gebrüder Müller die Senioren. Jos. Joachim. A. Ghlard. J. P. Eckermann. Heinrich Marschner.

Nach und nach fing ich an mich in Hamburg heimischer zu fühlen, und mit den hervorragenden Persönlichkeiten des musikalischen und literarischen Hamburgs in freundliche Verhältnisse zu treten; aber auch im bürgerlichen Kreise fand ich bald Freunde. Auch Hamburg hatte, wie jede andere Stadt, mehr oder weniger seine wirklichen Berühmtheiten und seine sogenannten „localen Größen." Unter Letztere zählen namentlich die „Recensenten" und „Dirigenten" der verschiedenen Musik- oder Gesangsvereine; den Ersteren muß aber am allermeisten „hoffirt" werden, und besonders von den, dem Theater angehörenden oder sich sonst einer Kunst weihenden Persönlichkeiten, so wie von gastirenden Künstlern aller Art. Hamburg war damals ein gesegneter Boden für „Recensenten," und es haben sich sogar allbekannte Schriftsteller, deren literarischer Ruf sich weit über Hamburg

hinaus erstreckte, mit der Ausübung des Recensirens, in sehr einträglicher Weise beschäftigt. Ja dieses edle Handwerk hatte damals in Hamburg einen goldenen Boden, und das war auch stadtbekannt, Alles wußte davon, man sah es ordentlich, man las es aus den Zeilen oder auch zwischen den Zeilen der „Kritiken“ heraus, aber man schwieg, man lächelte, man duldete es — denn Hamburg ist eine große Hafen- und Handelsstadt, wo gewöhnlich Alles vom mercantilischen Standpunkte aufgefaßt wird. Ich könnte maches Ergötzliche über dieses, noch heute fast überall, freilich in noblerer Weise, stehende Thema mittheilen, doch noch ist nicht die Zeit dafür da, daher sei der Rest schweigen! —

Ich lernte den damals in Hamburg weilenden Rudolf Gottschall, dann die stabilen Schriftsteller Robert Heller, Adolf Glasbrenner, J. P. Lyser, Dr. Carl Töpfer, Carl Prätzl und Dr. Hermann Schiff kennen, mit den Letzteren trat ich in freundschaftlichere Verbindung. Die damalige Zeit war eine Epoche des Lustspieles, denn Dr. Carl Töpfer, der noch lebende Bauernfeld und der nun dahingeschiedene Roderich Benedix bildeten ein Trifolium, welches das deutsche Publicum zu Dank verpflichtete für die zahlreichen, amusanten Stunden, die seine Producte ihm verschafften, und das auch die Herren Theaterdirectoren noch jetzt zu Dank verpflichten sollte für die gefüllten Säckel, welche es ihnen einbrachte. Ueberhaupt zählen Töpfer, Bauernfeld und Benedix trotz des zahlreichen und auch mitunter verdienstvollen Nachwuchses im Bereiche der heiteren dramatischen Muse dennoch ein für alle Male zu den productivsten, auf das Publicum am intensivsten und nachhaltigsten einwirkenden Lustspiel-Autoren.

Dr. Carl Töpfer hatte viel Eigenheiten, die zwar seinen Character nicht beeinträchtigten, aber doch immerhin

die Glorie eines Dichters etwas verdunkelten. Allein selbst diese Schwäche mußte man dem damals schon beinahe 60jährigen Mann nicht so hoch anrechnen, da er in seinen häuslichen Verhältnissen manche trübe Stunden hatte und auch in seiner verdienstvollen literarischen Laufbahn viele bittere Erfahrungen machte. Töpfer bewohnte mit seiner Frau und seinem Sohne ein für sich abgeschlossenes Haus, in dem sich beim Boden eine recht nette, helle, geräumige Kammer befand. Daselbst errichtete er sich zu seinem Zeitvertreib ein Daguerrotype-Atelier und es machte ihm Spaß, seine Freunde und Bekannte „aufzunehmen.“ Mit Beihilfe seiner Frau hat er sich selbst daguerrotypirt, ich besitze ein solches Daguerrotyp mit einer von ihm eigenhändig geschriebenen „Erinnerung“ und zähle dieses Bild zu den gelungensten, die ich je von Töpfer gesehen habe. Eines Tages war ich bei Töpfer zum „Nachmittags-Caffee“, Carl Prätzl, sein intimster Freund, sein eifrigster Anhänger, war ebenfalls anwesend. Da kam Einer von den ambulirenden Silhouettenschneidern, der taubstumm war und sich anbot, den „berühmten Doctor“ zu „schneiden“. Töpfer willigte ein und da Prätzel und auch ich dem armen Manne Etwas zukommen lassen wollten, entschlossen auch wir uns „schneiden“ zu lassen. Töpfer's und Prätzl's Silhouetten waren wirklich höchst gelungen, und da wir gleich einige Exemplare machen ließen, so fand sofort ein gegenseitiger Austausch statt und noch bin ich im Besitze dieser Silhouetten, die ich den Handschriften der beiden Autoren in meinem Album beigefügt habe. Töpfer schrieb:

Erinnerung ist ein Dichter — sie idealisirt,
Erinnerung ist ein Philosoph — sie nimmt Ungemach leicht;
Erinnerung ist eine Jury — sie spricht „schuldig“ oder „nicht schuldig“;
Erinnerung ist ein Lüftchen — sie säuselt in Blättern;
Sie säusle auch über dieses!

Hamburg, April 1851.

Dr. Carl Töpfer.

Diesem folgt der als Dichter, Dramatiker, Literarhistoriker und Redacteur der in ihrer gediegenen Weise bisher noch nicht übertroffenen, von F. A. Brockhaus edirten „Blätter für literarische Unterhaltung“ rühmlichst bekannte, bereits erwähnte Dr. Rudolf Gottschall.

Ich habe absichtlich von Vornherein mit obigen wenigen Zeilen Gottschall den Schriftsteller zu charakterisiren gesucht; und was ich damit gesagt habe, dürfte vom ganzen deutschen gebildeten Lese-Publikum acceptirt werden, wenn es sich mit den in seinen Dichtungen, hier und da exaltirt-hochpoetischen Eigenheiten, und mit seinen kritischen Anschauungen befreundet hat. Die deutsche Kritik dürfte auch ihr Urtheil, das im Ganzen genommen nur zu Gunsten Gottschall's lautet, bereits abgeschlossen haben. Und wahrlich könnte mancher Autor vollständig zufrieden sein, wenn er das Glück hätte, für sein literarisches Wirken sich in der Literaturgeschichte eine solche nachhaltige Anerkennung errungen zu haben wie Gottschall. Allein Gottschall scheint mit der Anerkennung als Dichter und Literarhistoriker allein sich nicht zu begnügen, denn im Umgang mit ihm wird jeder Unbefangene Gelegenheit finden, wahrzunehmen, daß

er nicht Schriftsteller allein sein will, sondern sich gerne auch als „Hofrath“ und der mit „Orden“ geschmückte „Dichter“ kundgibt. Gottschall scheint oder will vergessen, daß Dichter und Künstler, so sehr sie auch durch „Adel, Titel oder Orden“ ausgezeichnet werden, was auch immerhin schön, zuweilen auch ehrend sein mag, dennoch nicht durch Adel, Titel oder Orden, sondern nur einzig und allein durch ihre „Werke“ der Nachwelt erhalten und unvergeßlich bleiben. Gibt es doch genug Dichter, Künstler und Virtuosen, die wohl die Knopflöcher ihres „Schwarzen“, mit Dutzenden von Orden zu behängen in der Lage sind, so daß sie bei gewissen feierlichen Anläßen wie „decorirte Fetischbilder“ aussehen, dennoch aber nach ihrem Tode, der Vergessenheit anheimfallen werden, weil eben ihre Werke nicht dazu angethan sind, ihnen die wirklich einzig zierende Auszeichnung — den immergrünenden Lorbeer zu verschaffen. Diesen Lorbeer muß man sich verdienen, den kann kein Potentat der ganzen Welt ertheilen, der ist kein — wie es sonst oft der Fall ist — erheucheltes, erschmeicheltes, durch Protection erschlichenes, durch Frauengunst erzieltes Huld- und Gnaden-Zeichen! Wer fragt heute, ob ein Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Bürger, Richter, Uhland, Rückert bis auf Börne, Heine, Lenau, Grillparzer, Hebbel, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Hayse, Lingg, Anastasius Grün, Hamerling u. s. w. Orden besaßen oder besitzen?

Mögen doch endlich Ritter des Geistes, vom Schlag und Korn wie Gottschall und Consorten endlich ein Banner errichten, auf welchem der Wahlspruch:

Mittelmäßigkeit, dein Name ist Eitelkeit!

prange, das als Palladium für andere Dichter und Schriftsteller diene, damit sie — wenn auch der Dichter mit dem König gehen soll, dennoch nicht vergessen sollen, was Posa, besser Schiller sagt:

„Ich kann nicht Fürsten-Diener sein!“

Warum gerade bei Gottschall diese Bemerkung? dürfte mancher Leser fragen; und die Antwort wird mir nicht schwer: Lese gütigst „Wiener Imortellen“ von R. Gottschall; lese gefälligst: „Den Manen Robert Blum's“, von demselben; und in welchem Gedicht es unter Anderem heißt:

Die Thronen fallen vor dem Geist der Zeit!

Dann wirst Du es begreifen, freundlicher Leser, warum ich diese „Standrede“ gerade an Gottschall richtete, weil dann nur er mir sagen könnte, wenn „die Thronen fallen“, wer die Orden und Hofrathstitel ertheilen könnte.

Die Inscription Gottschall's, des von uns immerhin geschätzten Dichters, lautet:

In meine Lieder wirft die Zeit
Zerpflückte Blüthen mir hinein,
Die Asche glüh'nder Seligkeit
Und großer Thaten Feuerschein.
Du Zeit mit dem Megärenblick
Trägst doch den Thyrsus in den Händen!
So mögst du nach zertret'nem Glück
Der Zukunft reichen Segen spenden.
Die Hand, die nicht mit Schmerzen kargt,
Mög' einst ein froh Geschlecht bewirthen,
Und wo sie Herzen eingesargt,
Da pflanze Rosen sie und Myrthen,
Laß über wüsten Lebens Trümmern
Prophetisch neue Sterne schimmern.

Hamburg, den 6. August 1851.

Rudolf Gottschall.

Lebe wohl, mein schönes Hamburg! hieß es auf einmal, denn nur politische Calamitäten, zu denen einzig und

allein meine Ansichten vom reinmenschlichen Standpunkte Veranlassung gaben, verursachten, ohne daß mir auch ein Schatten einer unrechtlichen Handlungsweise nachgewiesen oder auch nur aufgebürdet werden konnte, meine Ausweisung aus Hamburg. Eines Tages nemlich erhielt ich den Besuch eines Polizeibeamten, der mit größter Höflichkeit alle meine Bücher, Manuscripte und Briefe zusammenfaßte — und da dieselben ziemlich zahlreich waren, sich einen großen Wäsche-Korb von meinen Hausleuten erborgte, in welchem er Alles sorgfältigst, daß ja kein Streifchen Papier verloren gehe, einschlichtete; sodann ersuchte er mich ihm zu folgen. Als ich, der Beamte und der Korb beim Hausthore anlangten, war schon ein Confortable bereit uns aufzunehmen und nach jenem Ziele hinzuführen, das man bei uns in Oesterreich „Polizei-Direction", in Hamburg aber „Stadthaus" nennt. Während des Einsteigens in den Wagen und noch bei der Fahrt in der Straße, wo ich wohnte, leuchteten mir noch einige Polizeiantlitze von verschiedenen Seiten und Enden entgegen; und ich dachte mir, das müssen doch sehr wichtige Staatsverbrechen sein, die gegen mich vorliegen, indem man ein so vielseitiges strenges Augenmerk mir angedeihen läßt, damit der gefährliche Mann ja nicht den Händen des Strafgerichtes entschlüpfe. Nach einer kleinen Stunde Verweilens im Stadthause wurde ich ohne sofortiges Verhör, ebenfalls mit einem Confortable, nach der „Groß-Neumarkt-Wache", ein in der Mitte eines großen Platzes im Innern der Stadt alleinstehendes kleines Gebäude transportirt, wo ich volle drei Tage und zwei Nächte „fern von Madrid nachdenken konnte," wie ein mächtiger monarchischer Staat selbst auf „freie Republiken" so einzuwirken versteht, daß man Jedem, nur weil er nicht „gutgesinnt" ist, die Existenz abschneiden, das Leben erschweren und verbittern kann. Als ich während meiner Haft, in einer zwar etwas dumpfigen, aber doch immerhin lichten

Kammer, die mit einer sogenannten Bretter-Pritsche als Schlafstelle versehen war, den dortigen, wohlbeleibten Gefangenwärter bat, mir etwas zum Lesen zu geben, da brachte er mir eine „Missions-Bibel" und als ich frug, ob ich nicht auch eine Zeitung bekommen könnte, so sagte derselbe, o ja, die sollen Sie auch haben. Ich freuete mich schon, aber die Freude währte nicht lange, denn er brachte wohl eine Zeitung, die sich aber durchaus nicht eignete, mich die Oede und Einsamkeit meines Gefängnisses einiger Maßen vergessen zu lassen, sondern wie möglich, dieselbe noch zu erhöhen, denn es war — doch lese selbst den Titel dieser Zeitung — die ich mir nach meiner Entlassnng vom Gefangenwärter für Geld und gute Worte erbat und bis heute als liebliches Andenken an die schönen Tage in Aranjuez, die, Gott sei es Dank, längst vorüber sind, aufbewahrt habe, er lautet:

Amerikanischer Botschafter.

Siehe, ich verkündige Euch große Freude, welche allem Volke widerfahren soll. Luk. 2. 10.

Band 5, Nr. 2. Februar, 1851. Ganze Nr. 50.

Monatlich herausgegeben von der Amerikanischen Tractat-Gesellschaft, Nr. 150. Nassau-Strasse, Neu-York.

Aber weder die „Missionsbibel" noch der salbungsvoll-christliche Inhalt der obenangeführten Zeitung konnten auch nur eine einzige „Bekehrungsidee" in mir erwecken, die Langweile aber haben selbe mir vertrieben, denn so oft ich das Eine oder das Andere zu lesen begann, schlief ich sogleich den Schlaf des Gerechten. Ja, lieber Leser! verzeihe es, daß ich so ein verstockter Jude bin, der bei einer solch erbaulichen Lectüre einschlafen konnte, und sei damit getröstet, daß ich „das Leben Jesu" von David Friedrich Strauß nicht nur einmal, ja sogar zu wiederholten Malen gelesen, ich habe mich dabei sehr angestrengt — und konnte

doch nicht einschlafen; denk Dir, ich wurde sogar dabei munterer, geistig aufgeregter, und siehe das Wunder über alle Wunder, der Jude Landau, dessen Ahnen, wie Du bereits aus diesem Buche erfahren haben wirst, „große Rabbi's" waren, hat „das Leben Jesu" liebgewonnen. Sind doch die Römlinge und die „Puritaner" dumme Kerle, sich lauter jesuitische Missionäre auszusuchen, sollten sie doch lieber Missionäre, wie David Friedrich Strauß, Renan und Consorten wählen, das sind Männer, die zu schreiben und zu wirken wissen. — Dann würde ich den Häuptern der Mission den guten Rath ertheilen, wenn ihnen die Schriften von Renan und Strauß zu modern sind, Luther's „abgemahltes Papstthum" und Erasmus von Rotterdam's „Lob der Narrheit" in Millionen Exemplaren — aber ja mit den herrlichen Bildern, die ziehen noch mehr an — als Tractätchen vertheilen zu lassen, und ich bin vollständig überzeugt, vielleicht noch viele Tausende mit mir, daß sie damit weit mehr wirken könnten, wie bisher, und wenn auch nicht die Menschen selig, aber doch beseligend machen würden. — Doch nun wieder zur Sache. Am dritten Tage kam ich zum Verhör. Es konnte nichts gegen mich aufgebracht werden, ich wurde entlassen, aber: „Der Jude muß geprügelt werden!" Und so wurde sofort mir die mündliche Anzeige gemacht, binnen dreimal 24 Stunden Hamburg zu verlassen. Ich verließ Hamburg und reiste nach Braunschweig. Das Ausführlichere über meine Haft, die wirklichen Ursachen derselben, das humane Vorgehen des damaligen Polizei-Actuars, der alles zu Protocoll nahm, und dessen ehrenvoller Name mir leider in dem Momente nicht einfällt, will ich bei einer andern und passenderen Gelegenheit niederschreiben.

Nach Braunschweig hatte ich mehrere Empfehlungen, die alle günstigen Erfolg hatten; hier war es auch, wo ich zuerst die berühmten „Quartett-Müller" (die ältern),

sodann Professor Robert Griepenkerl kennen lernte und mit Henry Lytolff wieder zusammentraf, da wir uns schon 1848 in Wien kennen lernten.

Ein Zusammentreffen mit G. Meyerbeer daselbst zählt mit zu den schönsten Momenten während meines Aufenthaltes in Braunschweig. Ich hatte eine einfache, hübsche Wohnung am „Bohlweg“ inne, und speiste täglich für einen ungemein geringen Abonnementspreis an der Table d'hôte im Hôtel „Deutsches Haus.“ Eines Tages, die Speisestunde war schon vorüber, die Gäste tranken schon den „Schwarzen“ und mancher schmauchte schon seine „Aechte“ und war so im gemüthlichen Nachmittags-Plausch; als ein Herr zur Thüre, die sich fast am Ende des ziemlich großen Speisesaales befand, eintrat, sich kaum umsah, schnurstracks zu einem sich dort befindenden Schreibepulte begab, die Feder ergriff und seinen Namen ins Fremdenbuch einschrieb. Ich sah hin, stieß meinen Nachbar Griepenkerl an und sagte: Sie, Professor! Blicken Sie hin, ist das nicht der Giacomo? — Ja wahrlich, Sie haben Recht!“ rief Griepenkerl. Mayerbeer war indeß mit dem Einschreiben fertig und ging wieder fort, ohne auch nur einen Blick auf die damals so ziemlich, namentlich von permanenten Gästen stark besuchte Table d'hôte zu richten. Ich hatte Mayerbeer's Bekanntschaft schon in Wien gemacht, zu jener Zeit, wo er sich dort aufhielt, um sein „Feldlager in Schlesien“ einzustudieren, selbst zu dirigiren und in welcher Oper, wie bekannt, die „schwedische Nachtigall“ die eigens für sie componirte Hauptrolle inne hatte. Allein in Wien war Mayerbeer so mit seinem großen Opus beschäftigt, zubem von so vielen hohen und auch nicht hohen Persönlichkeiten förmlich umlagert gewesen, daß es zwischen mir und ihm, so oft wir auch zusammenkamen, nie zu einer ruhigen und andauernden Unterredung oder Unterhaltung kommen konnte. Als wir daher vom Speisen

aufgestanden, uns gegenseitig empfohlen hatten und das Hôtel verließen, fiel es mir ein, Mayerbeer zu besuchen. Ich frug den Portier um die Zimmer-Nummer, ging in das erste Stockwerk und klopfte an. „Herein!“ scholl es volltönig, jedoch trat mir der Kammerdiener entgegen; ihm eine Visitkarte reichend, ersuchte ich ihn, mich anzumelden. „Ach!“ sagte der überaus höfliche Kammerdiener, „ich muß um Entschuldigung bitten, der königliche Generalmusik-Director hat mich strengstens beauftragt, Niemanden vorzulassen, indem er heute, von Paris kommend, sehr leidend ist, hier nur übernachtet, um sich zu erholen, und morgen früh die Weiterreise nach Berlin macht. Er ist wirklich sehr schwach, zudem ordinirten ihm die Aerzte, Abends gar nichts zu genießen, höchstens eine Pomeranze mit Zucker, und ich bitte Sie, ein solcher alter Mann nichts essen, er wird schwach!“ Das wäre vielleicht noch so lange fort gegangen, wenn ich — kaum ein Lächeln unterdrückend — dem treuen, um das Wohl seines Herrn so besorgten Manne nicht in die Rede gefallen wäre und mich mit den Worten empfohlen hätte: „Nun gut! So geben Sie nur meine Karte ab (ich machte rasch noch den üblichen Bug hinein) und sprechen Sie dem Herrn königlichen Generalmusik-Director mein doppeltes Bedauern aus, daß er nicht wohl ist und daß ich eben dadurch das Vergnügen, ihn zu sprechen, nicht haben kann.“ Ich ging in ziemlich gemüthlichen Schritten die Treppe hinab, war schon eine schöne Strecke vom Hôtel entfernt, als ich einige Male „Herr Doctor!“ „Ich bitte Herr Doctor!“ rufen hörte. Da ich nicht Doctor bin, mich nie auf meine Schriften oder Visitkarten als Doctor signalisirte, so wandte ich mich lange nicht um, bis, da der Doctor-Ruf nicht enden wollte, die Neugierde mich hierzu doch veranlaßte; da kam fast athemlos der „treue Kammerdiener“ auf mich zu und sprach: „Ach, ich bitte um Entschuldigung, ich habe Ihre Karte

sofort überreicht, und der Herr königliche Generalmusik-Director läßt bitten, zu ihm zu kommen, es wird ihm ein Vergnügen sein, Sie zu empfangen, obzwar, wie ich Ihnen schon früher sagte, er sonst Niemanden sprechen würde." — Ich ging zurück, ward vom Maestro herzlich bewillkommt, mußte einen Platz neben ihm am Sopha einnehmen und nun ging die Conversation vor sich. Wie leicht begreiflich, war unser Grundthema die Musik, speciell aber die Meyer-beer'sche, denn wie ich im Verlaufe des Gespräches wahrgenommen hatte, liebte es Meyerbeer, wenn seine Schöpfungen in ziemlich ausführlicher Weise den Mittelpunkt der Conversation bildeten. Ich fügte mich, dem guten Manne seine Freude nicht störend, ließ daher alle früher gemachten Anklänge: Rossini, Marschner, Lortzing u. a. betreffend, fallen und wählte die Tonleiter: „Robert," „Hugenotten," „Feldlager in Schlesien" und „Prophet"; letztere Oper war damals neu, und er schien auch bei dieser am liebsten zu verweilen. Wie strahlte aber Meyerbeer's Gesicht vor Freude, wie innig, ich möchte sagen beseligt bewegt war er, als ich ihm sagte, daß ich auch seine Oper „Il Crociato" gehört habe. Dies schien ihn nachhaltig für mich gestimmt zu haben, denn von diesem Momente an war er nicht der bisherige liebenswürdig-artige, sondern auch der hingebendste Mann für mich und blieb es lange, lange Zeit noch, selbst in der Entfernung, wovon ich thatsächliche, oft die schmeichelhaftesten schriftlichen Beweise empfing. Ich muß es aber wirklich gestehen, daß, so viele, viele große Opern der verschiedensten Componisten und zu unzählig wiederholten Malen ich gehört, wenige von allen diesen zahlreichen Aufführungen mir so im Gedächtniß, daher unvergeßlich blieben, als die erste Aufführung des „Propheten" in Hamburg (unter Direction Mauriec und Wurda) mit Johanna Wagner als Fides, die unstreitig als Muster aller deutschen Fides-Sängerinnen für alle Zeiten gelten

muß; die erste Aufführung der „Afrikanerin" am National=theater in München und jene der „Kreuzritter" am deutschen Theater zu Prag, als Krönungsoper für Se. Majestät den allverehrten und mit vollem Rechte allgeliebten constitutio=nellen Kaiser Ferdinand den Gütigen!

Halt! Verehrter Leser! Hier mußt Du mir gestatten, von dem Grundthema dieses Capitels etwas abzulenken, und ich bin gewiß, Du wirst es mit voller Verehrung und Pietät erlauben, denn ich sprach — besser — ich schrieb hier gelassen einen großen Namen nieder, den Namen:

Ferdinand der Gütige!

Gott hat Ihn erhalten! Gott erhält Ihn noch! Gott wird Ihn noch lange erhalten!

Er lebe lange! rufe ich aus der tiefsten Tiefe meines Gemüthes und ich bin vollständig überzeugt, dieser Ruf findet ein nach Millionen zählendes Echo in den Herzen aller Oesterreicher. Ich schwöre es, ich zähle nicht zu den „Heuchlern", „Schmeichlern" und „poetischen Anbublern"; aber ich habe einen Grund so zu denken und zu fühlen, der auf voller Wahrheit basirt. Grund? Nein! Gründe, viele gewichtige Gründe bieten sich dar, unter denen aber die drei Nachstehenden ewig leuchtend hervorragen werden:

Ferdinand der Gütige ist, wie ich schon oben bemerkte, der erste constitutionelle Kaiser von Oesterreich! Ferdinand der Gütige ist der humanste, der wür=dige Nachfolger Seines großen Ahns, des unvergeßlichen Kaiser Josef; denn wohlthuenden Segen spendet er nach allen Gegenden und Richtungen des Kaiserreiches; er ist der Vater und Wohlthäter unzähliger Armen, Witwen, Waisen, mittelloser Studirender ꝛc.

Ferdinand der Gütige huldigt der: Allgemeinen Menschenliebe!

Er hat sich selbst, mit wenigen Worten, ein Denkmal gesetzt, das fester und dauernder in der Weltgeschichte und in der Geschichte der Menschheit im Allgemeinen sein wird, als alle in Erz gegossenen und in Marmor gehauenen Monumente, welche die Nachwelt Ihm einst errichten wird. Die wenigen, schlichten, einfachen, herzigen Worte lauten:

„Ich lasse nicht auf meine lieben Wiener schießen!"

O hätte man damals — 1848! diesem eben so weisen als liebevollen Ausspruch des Monarchen Gehör gegeben, würde man ihn befolgt haben, wie anders, wie besser — doch, genug — bis daher und nicht weiter, ich will hier keine Politik treiben, und dann, wozu braucht man mich zur Erzählung solcher Ereignisse, von denen es heißt:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Nun kehren wir zu unserem früheren Thema zurück, zum Meister der Tonkunst, unserem Meyerbeer, zu dessen letztgenannten Oper „die Kreuzritter". Diese Oper bleibt mir von allen Opern, deren erster Darstellung bei prachtvollster Ausstattung ich beigewohnt, in größter und frischester Erinnerung, trotzdem bereits 38 Jahre dahingeflossen sind; denn sie wurde am 7. September 1836 gegeben und die böhmischen Stände haben damals nicht weniger als 80000 fl., sage achtzig Tausend Gulden, für Decorationen und Costüme hierzu votirt. Auch die Darstellung war eine eminente, und sind mir unter den Mitwirkenden am lebhaftesten erinnerlich in der ersten Reihe die Schröder-Devrient, dann die beiden Damen Lutzer und Podhorsky und der Tenorist Fritz Demmer und der einst berühmte Pöck. Nun dürfte es Manchem auffallen, wie es mir denn damals möglich war, einer solchen Vorstellung beiwohnen zu können; es war Theater-Paré, also fürs Geld keine Karte zu haben und wenn eine solche auf indi-

rectem Wege zu erhaschen geglückt ist, der bekam eine Karte fürs „Paradies“ und die wurde mit dem Preis von einem Ducaten gerne bezahlt; auch gehörte ich noch nicht der Zunft der Recensenten an, konnte also auch als Berichterstatter keine erhalten, und dennoch: hört! hört! saß ich in einer Parterre-Loge und hörte gleich den allerhöchsten und hohen Herrschaften die Krönungsoper mit der gemüthlichsten Ruhe an. Ich konnte damals sagen: Kleine Ursachen, große Wirkung! denn am Tage der Aufführung, es war schon bald die Speisestunde, passirte ich vom Pulverthurme aus das damalige Generalcomando — (später 1848 denkwürdig, als die Wohnung des Fürsten Windischgrätz, in welcher vom vis à vis liegenden Hôtel „zum goldenen Engel“ eine Kugel die Fürstin traf, die ihr den Tod brachte) das heutige Landesgerichtsgebäude. Vor dem Gebäude standen zwei Schildwachen und als ich nahe an denselben vorüberging, hörte ich, daß ein Fremder den einen Posten mit der Frage ansprach: „Wo ist das Hôtel zum ‚schwarzen Roße‘?“ Beide Soldaten waren jedoch Tschechen, verstanden die Frage nicht und konnten daher keine Auskunft geben. Dieser Herr, in Begleitung zweier Damen, trat nun an mich heran, den Hut lüftend und bat mich, ihm zu sagen, wo er gehen müßte, um ins genannte Hôtel zu gelangen. Da ich keine Eile, zudem an den verschiedenen sichtbaren Ordensbändchen wahrgenommen hatte, daß er zu jenem diplomatischen Corps gehören dürfte, das damals von auswärtigen Regierungen zur officiellen Beiwohnung der Krönungsfeier abgesandt war und er mir seiner schönen, reinen deutschen Aussprache gemäß als „Ausländer“ — wie man damals jeden nicht-österreichischen Deutschen nannte — erschien, dachte ich einen um so größeren Akt der Gastfreundschaft auszuüben, wenn ich sofort bereitwillig erklärte, ihm nicht blos den nächsten Weg zu zeigen, sondern auch ihn bis an den Punkt, von welchem aus man das Hôtel bereits sehen konnte, zu geleiten. Mein

Antrag wurde mit außerordentlicher Höflichkeit acceptirt, wir gingen und als wir vor den Pulverthurm gelangten, waren wir bereits so tief, namentlich über die Sehenswürdigkeiten der böhmischen Krönungsstadt, ins Gespräch gerathen, daß wir kaum es merkend, schon vor dem Einfahrtsthor des „schwarzen Roßes“ standen. Hier war die Grenz- und Scheidelinie, ich wollte mich verabschieden, da luden mich die Damen und zustimmend der Herr ein, ihnen das Vergnügen zu machen, und sie aufs Zimmer zu geleiten. Ich schlug es ab; da forderte mich der Herr auf, Ihnen Nachmittag „die Ehre meines Besuches“ zu schenken und dann mit Ihnen an der Table d'hôte zu speisen. Das geschah aber in so gentiler und einschmeichelnder Weise, daß ich nicht umhin konnte, dadurch Gelegenheit zu nehmen, die nähere Bekanntschaft dieser trefflichen Familie zu machen. Ich kam, speiste mit, wir unterhielten uns ganz köstlich, so daß die Stunde des Theaters herangerückt war, ehe man's dachte. Ich stand auf, nahm Hut und Stock und verabschiedete mich, aber wie mußte ich erstaunen, als die Herrschaften alle in einem Tone, als thäte ich da etwas Absonderliches, frugen: „Was, Sie wollen gehen, und jetzt — o nein! Das geben wir nicht zu, Sie müßen mit uns ins Theater, wir haben eine Loge für uns allein, und für Sie wird sich auch ein Plätzchen finden.“ — Wer kann da widerstehen? dachte ich mir und da mein Hang und meine Liebe zur Kunst und zum Theater schon damals nicht klein war, so sagte ich nur noch in heiterer Weise: Die Herrschaften scherzen wohl, wie hätte ich mir diese Ehre verdient gemacht? — „Nein! Nein! kein Scherz, es ist voller Ernst!“ und die ältere Dame trat an mich heran, nahm mir Hut und Stock ab und sprach: Sie bleiben noch hier bei meinem Gatten, wir gehen aufs Zimmer um Toilette zu machen, später holen uns die Herren ab. So geschah es und so wurde mir die bis auf den heutigen Tag unvergeßliche Freude zu

Theil, „die Kreuzritter“ zu hören. Wie wenige dürfte es noch von meinen Mitlebensgenossen geben, die sich jenes herrlichen Abends mit so freudiger Bewegung erinnern? Und siehe, diese Erinnerung hat dem Schöpfer der „Kreuzritter“ fünfzehn Jahre später ebenfalls eine freudige Stunde verursacht; was auch den Hauptgrund dafür abgeben dürfte, daß ich heute im Besitze eines Stammbuchblattes von G. Meyerbeer bin. Es war schon Nacht — die zehnte Stunde nahe — als ich von Meyerbeer Abschied nahm, so rasch und angenehm waren die Stunden vergangen, und wie ich eben den Moment benützend, ihn ersuchte, mich mit einer Zeile von seiner Hand zu erfreuen, frug er mich, ob ich denn nicht eigene Blätter für mein Album besäße? Als ich das bejahte, sagte er: „Also rasch, holen Sie Eines! wohnen Sie entfernt von hier?“ In Braunschweig fern? Was ist in Braunschweig enfternt? — Ich lief, gleich einem Läufer am 1. Mai im Wiener Prater, schönen Andenkens von dazumal, und flog nach einer kleinen Viertelstunde schon wieder ins Zimmer Meyerbeer's zwar nicht wie Noah's Taube mit einem Oelblatt im Munde, aber mit einem Rosa-Blatt in Händen; denn in meinem Zimmer angelangt, nahm ich mir nicht Zeit erst Licht zu machen, steberte so in der Schieblade des Schreibtisches, wo die Blätter lagen, herum; jedoch die Nacht-Helle hatte mich so getäuscht, daß ich statt ein weißes ein rothes Blatt Papier ergriffen, welches eigentlich für Damen-Inschriften bestimmt war. Dieses that dem Ganzen jedoch keinen Eintrag. Die Glocke schlug 10 Uhr und der Schöpfer des „Robert der Teufel“ saß am Pulte, zog mit freier Hand die Linien, auf denen er nachstehende Noten und seinen unsterblichen Namen schrieb:



Nun folgt Henry Litolff, der Virtuose, Musikalien-Händler und Verleger. Derselbe war zu seiner Zeit ein tüchtiger Virtuose, zählte in dieser Sphäre wenige seines Gleichen, war auch oder ist auch noch ein tüchtiger Componist, bei dem sich trotz etwas exaltirter Manier, immerhin deutsche Festigkeit, mit etwas spleenhaftem Ernst gemengt kund gibt und dem Erfindung und Empfindungs-Gabe nicht abzusprechen ist. Seine Symphonie-Concerte und Ouverturen, unter welch Letzteren jene zu Griepenkerl's „Girondisten", besonders hervorzuheben ist, zählen unstreitig zu den besseren Concert-Piecen der neueren Zeit und verdienten wirklich, daß sie dem Publikum bekannter würden. Der Name Litolff klingt englisch und der Musiker entstammt auch in der That dem Lande des Spleen; so liebenswürdiger und jovialer Natur er im Umgang ist, so wenig kann sich das „Nebelhafte" seines ursprünglichen Vaterlandes bei ihm verleugnen. Litolff ist auch als Mensch voll Herz und Gemüth, konnte sich sogar für Politik begeistern, wie p. E. im Jahre 1848 in Wien. Litolff, auch ein Freund Griepenkerl's, schrieb mir einige Zeilen aus der „Girondisten" Ouverture.

Griepenkerl war eine der schönsten Erscheinungen der literarischen Männerwelt, ich habe nur Einen, den

ich in dieser Beziehung Griepenkerl an die Seite setzen möchte, kennen gelernt: Johannes Nordmann in Wien, auf den ich später ausführlicher zu sprechen komme. Griepenkerl besaß nebstdem ein Riesenorgan, das aber aller Modulation fähig war. Beides kam ihm gut zu statten, und er wußte es in zweifacher Richtung trefflich zu verwerthen, denn er reiste einst als Verleser, aber nur seiner eignen dramatischen Werke; und da seine wiederholten Verlesungen stets zahlreichen Besuch hatten, so verdiente er, namentlich in Leipzig, dadurch Geld und machte zudem für seine Dramen Propaganda. Ich hatte ihn, eben in Leipzig, seinen „Robespierre“ vorlesen gehört und finde, daß von allen spätern mir bekannt gewordenen Recitatoren wie Palleske, Genée und Türschner, mit Ausnahme Ludwig Eckhardt's, keiner eine so reine bis in die feinste Färbung deutlich vernehmbare Vortragsweise zu entwickeln befähigt war, wie Griepenkerl. Aber auch seine dramatischen Werke, unter denen besonders „Robespierre“ und „die Girondisten“ hervorragen, zeugen von einer nicht zu verläugnenden Genialität. Es ist zu bedauern, daß die letztgenannten zwei Dramen, ihres hochpolitisch-republikanischen Inhaltes wegen nicht alle Bühnen passiren dürfen, sie sind mit einer überaus vollen Kenntniß des Bühnenwesens gearbeitet und erheben sich weit über das Niveau der alltäglichen Effectstücke; zudem ist die Diction trefflich, zuweilen poetisch schön, nur wollte Griepenkerl mitunter shakespearesiren, doch um dies zu können, muß man auch wenigstens einen Theil vom Geiste des großen Britten besitzen, und da dies bei Griepenkerl nicht der Fall war — denn man kann sich immerhin als ein sehr verdienstvoller Dramatiker kundgeben und braucht dennoch kein Shakespeare zu sein; so finden wir in seiner Diction hier und wieder exaltirte Stellen, die Manchen, oft Vielen, zuweilen allen Lesern unverständlich bleiben. Eine solche Stelle aus seinen „Girondisten“ schrieb mir Griepenkerl ins Album, sie lautet:

Verginaud: Wie kannst Du einst gewesen sein, wenn Du jetzt denken kannst, daß Du gewesen?

Braunschweig, den 4. Jänner 1852.

Robert Griepenkerl.

Mir ist es bis heute, trotzdem ich das Drama gelesen und den Zusammenhang des Vorhergehenden und Folgenden herzustellen mich bemühte, nicht gelungen die „Idee“ des Dichters zu klären; vielleicht gelingts Andern, vielleicht bin ich zu wenig Philosoph u. s. w. — Im Uebrigen scheint es Griepenkerl auch geliebt zu haben, sich wie und wo nur möglich selbst zu citiren, denn in dem Exemplar seines „Robespierre“, das er mir verehrte, schrieb er vorn ebenfalls eine Stelle aus demselben Drama. Doch sei dem wie ihm wolle, ein jeder „Begabte“ hat seine Eigenheiten, und daß er zu den Begabtesten der Neuzeit gehörte, beweiset auch sein Werk „das Musikfest der Beethovener“, eine köstliche Novelle, die er „G. Meyerbeer in wahrer Verehrung zugeeignet“ hat. — Und welch' ein Lebensende hat dieser Schriftsteller sich selbst bereitet? Er zählte nicht zu jenen Männern, die es lieben, wenn zuweilen der Bächer der Freude überschäumt, nein zu jenen, denen es zur Gewohnheit wurde, einen stets „schäumenden und überfluthenden Kelch,“ als das Schönste im Leben anzusehen; doch weder Gehalt, noch das Honorar seiner Schriften reichten hin, eine solche Lebensweise zu ermöglichen, da wurde denn zu Wuchern die Zuflucht genommen, endlich konnten dieselben gar nicht befriedigt werden und das Schuldgefängniß wurde seine Heimatsstätte. Von dort entlassen, verstoßen, vergessen von Allen, sank Griepenkerl so tief, daß er bettelte: „Freund! Einen Groschen

auf Schnaps!" — Mich schauerts, wenn ich hier den herrlichen, schönen, liebenswürdigen Griepenkerl vom J. 1851 so herabgekommen mir vors Auge bringe und heute — ist er der Dritte im Bunde der deutschen Schriftsteller, die ein ähnliches Ende hatten, der genialste, Grabbe, dann Ortlepp und Griepenkerl!

Doch Brrr! Schnell ein anderes Bild! Ein besseres, schöneres, heitereres! Ja gleich, lieber Leser, wo sind wir denn eigentlich — ja richtig, in Braunschweig, in der herrlichen Residenz, wo einst der „Diamanten-Herzog" thronte, in der Residenz, wo das Gras auf den Strassen wächst, auf der Stätte, wo das herrliche Mumme-Bier gebraut wird, wo man den süßen Braunschweiger-Lebzelten und die Europa-berühmten Braunschweiger Würste bekommt — doch mir ist nun schon alles Wurst (verzeihet mir diesen Prosaismus!) und obwohl es mir bereits damals zum großen Theil gelang, konnte und kann mich das Schicksal, selbst in der Erscheinung einer hohen Polizeibehörde, nicht dazu bringen, in der Weise mich den obgenannten genialen Schriftstellern einzureihen; gelingt es mir nicht, in geistiger Richtung einst neben ihnen ehrenvoll genannt zu werden, dann lieber nicht und wenn „gewisse Freunde" mich dazu bringen wollten, dann — herunter mit dem Vorhang! und ich rufe ihnen, wie einst der genialste Componist zu:

Plaudite amici! comoedia finita est!

Doch am Ende glauben meine werthen Leser, daß auch ich auf meinem Pulte, an dem ich schreibe, ein volles Glas stehen habe, dasselbe leere, wieder fülle u. s. w. — Nein, darin bin ich ein Erz-Philister, ich trinke gar Nichts, d. h. nur Caffee und Wasser und von diesen Getränken kann man nicht in einen „überschwänglichen Zustand" versetzt werden; und das Einzige, was ich stets im Auge — also vor mir habe — ist — — — Wahrheit! Und so hat auch die obige, dem Leser vielleicht wie aus den Wolken

gefallen erscheinende Bemerkung von einer hohen Polizeibehörde ihre Richtigkeit, denn eben jetzt, wo ich in meinen Erinnerungen mich in die Zeit meines Verweilens in Braunschweig zurück versetzte, erwachte in mir lebhaft jene Scene, wie ich eine „Zustellung“ der Polizeibehörde erhielt, in welcher mir in zwar höflicher, aber immerhin categorischer Weise angedeutet wurde: „Schauen's, daß Sie weiter kommen!“ Also die zweite Ausweisung! Und als ich recurirte, bekam ich den Bescheid: „Laut Erlaß eines hohen Ministeriums darf ein fremder Schriftsteller in Braunschweig keinen permanenten Aufenthalt nehmen.“ Und wahrlich, Erläßen eines solchen Ministeriums, ob schriftlich oder mündlich, muß man genau Folge leisten, will man sich nicht die Annehmlichkeit verschaffen, den Paß mit einer „Zwangs-Reise-Route“ versehen zu erhalten oder aber gar einen „vagabondirenden Lumpen“ gleich, per Schub an die Gränze gebracht zu werden. Und obzwar ich, wie der Leser noch später erfahren wird, in diesem „Genre“ noch manches Interessante erlebte, habe ich doch kein Verlangen darnach getragen und jeden Weg vermieden, um solche Annehmlichkeiten mit in meinen Erinnerungen zu bewahren. Somit sagte ich auch Braunschweig Lebe wohl! und reiste nach Weimar. In Weimar ging mirs gut, was ich einzig und allein in aller-allerersten Reihe dem nicht nur als Virtuosen, sondern auch als Mensch voll Güte und Großmuth noch heute hochdastehenden Franz Lißt zu danken hatte. Dem reihten sich mit wirklich liebenswürdiger und kunstsinniger Theilnahme an, der alte Genast, der damalige Oberregisseur des Hoftheaters Seidl, der intimste Freund Raupach's, und der einstmalige Tenorist Beck. Zu jener Zeit lebte auch im „Exil“ Dr. Adolf Frankl, von dem man vermuthete, daß er der Verfasser ist der herrlichen „Jellacsichiade“, ein Heldengedicht in fünf Gesängen (Leipzig, Ernst Keil 1850). Würde es der da-

maligen österreichischen Behörde gelungen sein, Dr. Adolf Frankl habhaft zu werden, auf die Vermuthung einer hohen Behörde hin würde er gewiß nicht mehr unter den Lebenden zählen. In Weimar jedoch — (er lebte von seinen nicht unbedeutenden Renten, und das gibt in einer kleinen Residenz schon Ausschlag, so daß man gerne durch die Finger sieht) — vertrieb er sich die Zeit mit der — — — — Dichtung „Wiener Gräber" und eines nahe an 400 Seiten starken Epos: „Der Tannhäuser", Weimar, Herrmann Böhlau 1854. — In allen Fällen zählt Frankl unter den begabtesten Schöngeistern, welche eine treffliche Feder führen, und er würde gewiß bei anhaltendem Fleiße, einige, vielleicht mehrere Stufen am Parnasse emporgestiegen sein; jedoch wenn man „reich" ist, hat man dies nicht nöthig. Nach der Amnestie kehrte Frankl in seine Vaterstadt Brünn zurück, lebte dort als Privatier, und als er gar den kühnen Gedanken zur That werden ließ, Theaterdirector zu werden, so warf er die ganze ihm zu Gebote stehende Dichtkunst über Bord und freut sich nun der Sorgen, Mühen und Unannehmlichkeiten eines Theater-Directors im österreichischen Manchester. Nun des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Und das Himmelreich eines großen Provinztheater schließt doch so manche „hübsche" Engelchen in sich, mit denen man sich immerhin recht amüsiren kann. —

Weimar war auch damals der heil. Ort der heil. Musica des heil. Wagner; dahin wallfahrten alle die Jünger und Aposteln der „Zukunftsmusik" und sie fanden auch dort auf der „Altenburg", woselbst Lißt residirte, die beste, gastfreundlichste Aufnahme. Vieles Schöne, Angenehme, Pikante aus dem Kunst- und anderem Leben habe ich dort mitgemacht und erfahren, doch es würde mich zu weit führen, ich will nicht vorgreifen, um so mehr

da, wie ich schon bemerkte, noch nicht Alles sich für die Gegenwart eignet. Kommt Zeit, kommt Rath! —

Mein Album wurde in Weimar durch mehrere Blätter bereichert, von denen ich hier nur Eckermann (den treuen Eckhardt Göthe's) und Joseph Joachim hervorhebe. Von Lißt erhielt ich kein Blättchen, doch wundere Dich nicht, verehrter Freund! Ich besitze dennoch von Lißt eine Handschrift, um die mich so Mancher beneiden dürfte. Eines Tages, als ich Lißt besuchte, zu ihm in sein wahrhaft fürstlich eingerichtetes Arbeitszimmer trat, saß er in einem langen Fauteuil hingelehnt, Zeitungen lesend. Nach Gruß und Bewillkommnung sagte Lißt im Laufe des Gespräches, fast mit etwas schwermüthig klingendem Tone zu mir: „Lieber Landau, machen Sie mich unsterblich!“ Da lachte ich hell auf und entgegnete: „Aber Herr Doctor! Ich Sie unsterblich machen, dazu gehören größere Leute; im Uebrigen sind Sie es nicht schon? Die Geschichte der Tonkunst weiß heute schon viel von Ihnen zu erzählen und bei Ihrer ewigen Jugend, bei Ihrer Energie, bei Ihrem unaufhörlichen Fleiße, wie viel werden Sie dadurch noch Stoff liefern, mehr und wenn möglich Größeres zu erzählen. Und was hat die Zukunftsmusik Ihnen zu danken, die Zukunftsmusik, die eine ebenso denkwürdige als bedeutende Rolle in unserem Zeitalter spielt. Lißt und Wagner, Wagner und Lißt, zwei harmonisch-volltönende Namen, die unzertrennlich sind, so unzertrennlich, wie die beiden Namen „Schiller und Göthe“, wenn man heute und für alle Zeiten vom „Musenhof“ der literarischen Glanzperiode unseres schönen Weimars spricht und sprechen wird. — Lißt reichte freundlich lächelnd mir die Hand und sagte: „Ja, lieber Landau, es ist Alles sehr schön, was Sie mir soeben sagten, ob Alles aber auch wahr ist?“ — „Vieles ist schon wahr, Vieles ist in der besten Entwicklung zur vollsten Wahrheit!“ — Nun benützte ich die

„Gunst des Augenblickes" und rückte mit dem schon längst gehegten Wunsche heraus, eine Zeile von ihm zu erhalten. „Ein Stammblatt! Das bedauere ich Ihnen verweigern zu müssen, ich habe einst wegen eines Stammblattes eine große Unannehmlichkeit mit einer Gräfin — gehabt, und zu jener Zeit habe ich mir „geschworen", nie mehr Eines zu schreiben." — „Das thut mir leid, bester Herr Doctor, daß gerade ich, der ich, wie Sie wissen, ein großer Verehrer von Ihnen bin, gar nichts von Ihrer Hand als einen Handschuh besitzen soll!" Da lachte er herzlich und sagte: „Warten Sie — List gegen Lißt! Sehen Sie gefälligst dorthin, da liegen verschiedene Rollen, es muß mein Bild von Kriehuber dazwischen sein; suchen Sie!" — „Ja, da ist es! Ein Brustbild, die Arme sichtbar, doch die Finger fehlen." „Lassen Sie es sehen! 1838! So sah ich aus — noch bin ich es, Meister Kriehuber's Griffel arbeitet auch für die Zukunft! Reichen Sie mir eine Feder!" Ich that es. Auf dem Bilde stand lithographirt das Epitaph Saphir's:

An Lißt's Bild.

Zum Spielen ähnlich! Ausdruck, Geist und Haltung!
Allein die Hand? Die Hand voll Wunderwaltung,
Ich frage, wo die Hand, die zaubervolle ist?
Die schafft Natur ihm ähnlich nicht mehr wieder,
Darum legt auch die Kunst den Griffel nieder
Und schweigt von ihr — das ist List gegen Lißt.

Und der unerreichte Meister des Claviers fügte unten hinzu:

und noch obendrein
Lißt.

Dieses Bild ist, wie alle derartige Lithographien, in Großfolio, daher nicht geeignet, ins Album gelegt zu werden, als ich in Hamburg wieder — wie später zu ersehen —

meinen permanenten Aufenthalt nahm, prangte es unter so vielen mir von Künstlern und Schriftstellern gewidmeten Portraits in meinem kleinen, aber gemüthlichen „Sans-Soucis-Stübchen“ im Rahmen und Glas, und jetzt liegt es „gerollt“ unter allen anderen halbvergangenen und vielen noch nicht untergegangenen gerollten Größen; und fragt man warum? Die Antwort bleibe ich schuldig, wie Vieles! Hier hast Du die Antwort! — —

Das erste Stammblatt, das ich in Weimar erhielt, ist von Joachim, dem klassischen Geiger, einst der kleine Joachim von M. G. Saphir genannt, da er als Knabe in Wien concertirte, und schon damals die Vorboten seiner künftigen Größe voraussandte. Er wohnte zu jener Zeit in Weimar und oft gewährte er mir die Freude, ihn in seiner Wohnung hören zu dürfen. Von allen Pieçen, die ich bei solchen Concerten ohne Entrée hörte und die mich oft zur Bewunderung hinrissen, hatte keine meinem Ohre und meinem Gemüth so zugesagt, als die Fuge von Bach ohne Begleitung, die ich nie genug anhören konnte. Daher kommt es auch, daß, als Joachim mich befrug, was er mir fürs Album schreiben sollte, ich ihn bat, wenigstens den Anfang der Fuge mir eigenhändig niederzuschreiben; mit fast anmuthigem Lächeln gewährte mir der Virtuos die Bitte.

Nach Joachim folgt nun J. P. Eckermann. Wenn man die Gestalt des „treuen Eckhardt Göthe's“ genau ins Auge faßte, sein einfaches, von allen Prätensionen freies Benehmen con amore beobachtete, ohne ihn zu kennen, würde man eher geglaubt haben, daß er ein rechtschaffener, geistig begabter protestantische Pastor, oder ein mit mehr als pädagogischer Bildung ausgestatteter Schullehrer sei, nicht aber der Secretär unseres „deutschen Prometheus“; und doch war er der Glückliche, der Göthe so nahe stand. Diesem Verhältnisse haben wir das Entstehen seiner „Ge-

spräche mit Göthe" zu danken und diese, fast einzig und allein nicht seine Dichtungen, nicht seine Poetik, selbst nicht die von ihm besorgte Herausgabe der Göthe'schen Werke sichern seinem Namen einen ehrenvollen Klang. Eckermann schrieb mir fürs Album:

Wer klare Begriffe hat, kann befehlen!

Weimar, den 18. August 1852.

J. P. Eckermann.

Während des Aufenthaltes in Weimar wurde mein Verweilen daselbst behördlich nach keiner Richtung hin beeinträchtigt. Eines Tages jedoch erhielt ich ein „mündliches Ersuchen", gelegentlich mich im Fremden-Bureau aufzuhalten. Ich ging dahin; der fungirende Beamte war zufällig mir schon persönlich bekannt, was in einer so kleinen Residenz, wo das Publicum nur auf gewisse Orte, wie: Theater, Schützenhaus, Concertsaal beschränkt ist, und sich immer und immer daselbst begegnet, sich stets näher kommt, endlich bekannter wird u. s. w. u. s. w. nicht zu verwundern ist. Als ich eintrat, wurde ich aufs zuvorkommendste empfangen, es wurde mir ein Sitz angeboten, und endlich sagte mir der Herr Commissär: „Sie müssen gefälligst nach Hause schreiben, daß man Ihnen einen neuen Paß zusende, der hier deponirte ist — (lachend) — wie wir jetzt erst wahrgenommen, längst abgelaufen und in gegenwärtiger Zeit sind wir oft gezwungen, selbst gegen unsere besten Bekannten uns strenger an die gesetzlichen Vorschriften zu halten als früher; jedoch es hat keine Eile, aber in allen Fällen bitte ich, sich einen neuen Paß kommen zu lassen." Ich war nicht

sehr erbaut von dieser Mittheilung, mußte aber zum schlimmen Spiele gute Miene machen. Ich schrieb nach Prag, bat Mühe und allenfallsige Kosten nicht zu sparen, um nur so rasch als möglich mir ein ueues Reisedocument zu verschaffen. Briefe zwischen Weimar und Prag gingen fleißig hin und her; man vertröstete mich, es wird wohl der große Wurf gelingen, aber so schnell ging es nicht. Es dauerte mehrere Wochen, noch war ich nicht im Besitze des Passes! der Herr Commissär verlor auch die Geduld oder wurde genöthigt, die Geduld zu verlieren, genug, alle Protection nützte nichts und ich wurde nicht nur in Weimar ausgewiesen — dritte Ausweisung! — nein, da der Paß, wie ich schon eben erwähnte, längst sein Ende erreicht hatte, wollte oder konnte man mir ihn nicht mehr nach dem von mir bestimmten Reiseziele vidiren, sondern schrieb mir auf die betreffende Seite des Documentes: „Reiset von hier direct nach Prag ohne weiteren Aufenthalt!“ Also eine „Marsch-Route“ nur mit der mir gegenüber gemachten Bemerkung: „Wie lange Sie dahin reisen wollen, das steht Ihnen frei, aber nach Hause müssen Sie.“ Da bat ich den Herrn Commissär, mir nur noch 8 bis 14 Tage Frist geben und zugleich die besondere Gefälligkeit erweisen zu wollen, selbst an die Behörde nach Prag sich zu wenden, da doch von Weimar aus kein Grund vorhanden sei, mir den Aufenthalt zu verweigern. Meine Bitte wurde mir gewährt, die Galgenfrist von 14 Tagen gestattet und die Verwendung zugesagt. Es vergingen 14 Tage, ich erhielt keinen Paß, ich wartete, bis ich wieder vorgeladen wurde; es vergingen noch 8 Tage — endlich mußte ich wieder vorsprechen. Beim Eintritt ins Bureau begrüßt, lachte mir schon der Commissär entgegen und sagte: „No, ich muß mich schön bei Ihnen bedanken, wissen Sie, welchen Bescheid ich von Prag erhielt?“ — „Wie kann ich das wissen?“ — „Nun,

nicht nur keinen Paß, sondern in Form einer „höflichen Nase" die Antwort: Wie wir uns für einen Mann, wie der Schriftsteller H. J. Landau, verwenden konnten! — Ja, nun bleibt mir leider nichts mehr übrig, als Ihnen ein „Lebe wohl!" sagen zu müssen."

Ich ging nach Hause, um mir reiflich zu überlegen, was zu thun, wie und wohin mich zu wenden. Da lag ein Brief von meinen Schwestern vor, in welchem mir angezeigt wurde, daß es nunmehr mit Gewißheit anzunehmen sei, daß mir ein Paß ausgestellt werden wird — durch Verwendung — durch dieses und jenes 2c. 2c.; aber Geduld müßte ich haben, es dürfte noch 14 Tage dauern.

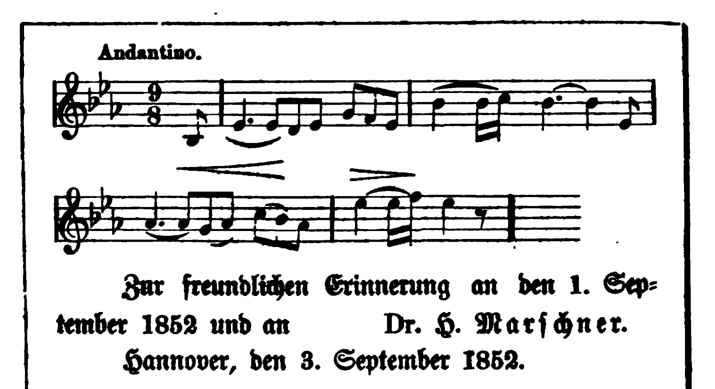
Nun — dem Muthigen gehört die Welt! dachte ich mir und Entschluß und That waren Eins. Ich beauftragte meine Hausleute, bei denen ich wohnte, mir Briefe 2c. nach Jena zu senden, unterließ den größten Theil meiner Habseligkeiten in Verwahrung bei ihnen, nahm mir das Allernothwendigste mit und machte einen „Spritzer" nach Jena, mit dem festen Vorsatz, da ich einige Studirende, die oft nach Weimar kamen, kannte, mich an diese zu wenden, ob daß es mir gelinge, eine kurze Zeit unbehelligt in Jena zuzubringen, bis ich einen Paß erhalte. —

Unvergeßlich bleiben mir die in Jena unter der Gastfreundschaft der Studirenden verlebten 14 Tage; ich täuschte mich nicht, als ich in der Rückerinnerung an die „academische Legion" in Wien mir dachte: die „Alma mater" ist sich überall gleich, und als ich demzufolge nach Jena flüchtete! „Gekneipt" habe ich da, wie nie zuvor und auch nie wieder; machte oft die Wanderung nach „Ziegenhein" mit, um dort Vater Gambrinus zu huldigen, dessen wohlschmeckender Hopfensaft dort in „Holz-Krügen" serviert wird; hatte aber das Malheur in Versch .... zu gerathen, was jedoch sonst keine üblen Folgen nach sich zog, nur mußte ich mirs gefallen lassen, weidlich ausgelacht zu werden. —

Endlich kam der Tag der Erlösung, denn wahrlich, wenn man nicht weiß, wohin man sein müdes Haupt mit Ruhe hinlegen kann, bedarf man nicht wenigen Muthes und einer schönen Dosis Humor, um den Umständen angemessen, nicht aus Rad und Geleis zu gerathen. Ich erhielt ein Schreiben von meinen Hausleuten aus Weimar, mir meldend, daß ein recommandirter großer Brief auf der Post für mich vorliege, den man ohne meine Unterschrift nicht verabfolgen will. Sofort verabschiedete ich mich, noch eine Abschiedskneiperei wurde schnell improvisirt und Theilnehmer so viel als möglich einberufen; nach wenigen Stunden fuhr ich ab — ein „Gaudeamus" erscholl — meinem Auge entfloßen Thränen der Dankbarkeit. — In Weimar ankommend, war mein erster Weg zur Post, ich wies meinen, mit den schönen Aviso's versehenenen, alten Paß vor, zum Nachweise, daß ich der richtige Landau sei, sagte im Voraus, daß ein neuer Paß im Brief sich befinde — öffnete Letzteren und zeigte jubelnd den neuen k. k. Gubernial-Paß! — Sodann ging ich in meine Wohnung, auch hier waren die trefflichen Hausleute voll Freude, als ich eintrat und ihnen das für mich wie unbezahlbare Document zeigte. — Tags darauf verfügte ich mich ins Fremden-Bureau; bei meinem Eintritte wurde ich mit den in größtem Staunen ausgerufenen Worten: „Was! Sie noch in Weimar?" empfangen. — „Ja noch, d. h. wieder in Weimar, und aus Ihrer gütigst für mich projectirten Reise nach Prag wird nichts. Hier! sehen Sie, kann ich in Weimar bleiben?" — Ja, das ist schön, es freut uns, der Paß hat seine Giltigkeit, Sie können reisen wohin Sie wollen, aber in Weimar — mit den Achseln zuckend — bleiben, der schöne Bescheid, der uns von Prag wurde — nein, das geht nicht mehr!" Auch gut! dachte ich mir und sagte: „Ich werde jetzt nur einen Brief von Hamburg abwarten, er muß längstens in zwei bis drei

Tagen eintreffen, dann kann ich Ihnen meinen nächsten Bestimmungsort angeben zum gütigen Aviso — ohne Randglossen!"

Der erwartete Brief von der Redaction eines in Hamburg erscheinenden Blattes mit etwas „Inhalt", nebst Auftrag nach Hannover zu reisen, um über die am 1. September 1852 stattfindende Eröffnung des neuen, damals königlichen hannoverischen Hoftheaters, Bericht zu erstatten, kam richtig an. Ich raiste nach Hannover. Nachdem ich dort 14 Tage verweilte, den Boden sondirte, gab ich die anfangs gehegte Idee, hier meine Hütte zu bauen, auf, denn der damaligen hannoveranischen königlichen Welfen-Regierung war die immer sich mehr und mehr breitmachende Reaction allerhöchst willkommen, so daß auch mir daselbst kein Weizen blühen konnte. Die Eröffnung des neuen Theaters hatte viel Interessantes für mich, es wurde ein Festspiel dargestellt, Text von dem einstmaligen Intendanten von Perglas, mit eigens hiezu componirter Musik von Marschner. Dem folgte Göthe's „Tasso" mit Carl Devrient in der Titelrolle. So viel ich mich heute noch sehr gut zu erinnern weiß, war die Mitternachtsstunde bereits längst verflossen, als ich abgespannt und müde das Theater verließ, ohne daß noch die Vorstellung beendet war. Ich habe Hannover gesehen, habe es kennen gelernt, manche Verbindung angetreten, aber unter allen Annehmlichkeiten, die ich in Hannover hatte, bleibt die schönste, hervorragendste und bis auf heute unvergeßlichste, die persönliche Bekanntschaft Marschner's; derselbe schrieb mir Nachstehendes aus der Composition des obenerwähnten Festspieles:



Es blieb mir nichts Anderes übrig, als, da bereits ein volles Jahr meiner Ausweisung aus Hamburg verflossen war, das Wagestück zu unternehmen und wieder dahin zu reisen und wenn möglich, abermals dort meinen Aufenthalt zu nehmen. Bei meiner Ankunft in der freien Hansestadt entstand das nachstehende Epigramm, das in einer sehr verbreiteten Hamburger Zeitung Aufnahme fand und von da dasselbe damals, so ungemein zutreffend und nicht nur für mich, sondern für viele Tausende die passendste Anwendung in sich schloß, von vielen Zeitungen reproducirt wurde. Es lautet:

Die deutsche Heimat.

Ein Deutscher will im Vaterlande weilen,
Er muß gesetzlich, schleunigst sich beeilen,
Herbeizuschaffen einen Heimatsschein!
Warum? Ist doch des Deutschen Heimat — Schein!

In Hamburg gelang es mir wirklich, wieder meinen Aufenthalt zu nehmen, jedoch mit etwas erschwerten und oft unangenehmen Umständen, denn ich erhielt stets nur einen sechswöchentlichen Erlaubnißschein, den ich immer nach Ablauf erneuern lassen und dabei Manches anhören mußte, das meinem etwas feinfühlenden Ohre nicht sehr

harmonisch klang. Bei diesen meinen wiederholten sechswöchentlichen Aufenthalts-Operationen fielen mir stets zwei Gedenksprüche meines Großvaters mütterlicher Seite (Wolf H. Taußig), eines schlichten, frommen höchst eigenthümlichen und alterthümlichen Mannes ein; er sagte zu wiederholten Malen zu mir, als ich noch ein kleiner Knabe war: „Herrmann! Merke Dir: Man muß hören, sehen und schweigen! Wissen, was man spricht, aber nicht alles sprechen, was man weiß!" — — — Bis zum J. 1854 hatte ich bereits in solcher „Erlaubnißweise" wieder meinen Aufenthalt in Hamburg gefristet, als ich wieder um eine Prolongirung persönlich ansuchen mußte, die aber diesmal nicht sofort bewilligt wurde. Indem ich nach der Ursache der Verweigerung frug, antwortete man mir mit der Gegenfrage: „Warum wollen sie gerade bei uns bleiben? Es gibt doch noch andere große Städte, Sie verweilen als Fremder schon zu lange hier, das geht nicht. Nun ich werde Ihnen noch diesmal die Erlaubniß für abermalige sechs Wochen geben, aber dann — dann wird es nicht mehr gehen!" — Dankend und mich empfehlend verließ ich das Bureau und dachte mir: Zeit gewonnen, Alles gewonnen und der „liebe Gott verläßt keinen — Deutschen!" — Aber schon naheten die sechs Wochen ihrem Ende, ich hatte noch keinen Ausweg, wie ich einen weiteren Aufenthalt erreichen werde. Da saß ich eines Morgens beim Frühstück und las das eben ausgegebene Morgenblatt „der Freischütz" und unter andern „Stadtereignissen" fand ich darin, daß der Tod der „vorgestern" verstorbenen Frau Senatorin Binder, geb. Schmidt (Tochter des zu seiner Zeit sehr berühmten Hamburger Theater-Directors Schmidt) ungemeine Sensation und allgemeines Bedauern in der Stadt erregte. Daß auch die zahlreiche Theilnahme des Publikums aller Stände bei dem Begräbniß, die vielen Thränen, welche wegen ihres wohlthätigen Wirkens an ihrem Grabe geflossen, das lebendigste

Zeugniß für ihren schönen und edlen Charakter ablegten. Ferner las ich die alle Zuhörer tiefergreifende Rede, welche am Grabe von einem Pastor abgehalten wurde, die ein förmliches Register aller ihrer Tugenden und Vorzüge enthielt. Da dachte ich mir: Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß das Alles, was hier in dieser Zeitung und auch in anderen Zeitungen steht, wirklich wahr ist, gesetzt aber den Fall, es wäre auch nur die Hälfte wahr, so ist dennoch diese Frau so hochachtbar und würdig erhaben über viele ihres Gleichen, daß ein „Nachruf" keineswegs als eine Speichelleckerei oder als eine Honorarspeculation erscheinen würde, ergriff die Feder — der erste auch auf mich tiefeingehende Eindruck, weihte dieselbe und ein poetischer „Nachruf an die hingeschiedene Frau Senatorin Binder geb. Schmidt" entstand, bei dem es freilich nicht an „Bummelden-Füßchen" fehlte. Nach Ablauf von nur zwei Stunden wanderte er in die Buchdruckerei und ich ließ denselben in einer ziemlich großen Anzahl vervielfältigen. Am Abend, als ich ins Theater ging, beauftragte ich den dort stehenden Portier, morgen früh zeitlich in meine Wohnung zu kommen, er könnte sich eine Mark verdienen. Dieser Thürsteher hatte eigentlich kein weiteres Amt, als daß er die Thüre der heranfahrenden Equipagen öffnete und dafür von den permanenten Besuchern des Theaters eine Weihnachtsgabe, oder auch hier und da einige „Schillinge" erhielt, was seinen „Gehalt" ausmachte. — Es war am Morgen des 18. Octobers, welcher Tag damals noch in Hamburg als hoher Festtag gefeiert wurde, als der bestellte „Portier" kam, ich übergab ihm die gesiegelten Exemplare des „Nachruf's," welchen ich ein Briefchen beigefügt hatte mit dem Auftrag, das Packet beim Portiere des Stadthauses, in welchem der Herr Senator Dr. Binder wohnte, abzugeben und folgte ihm den zugesagten Botenlohn aus. Noch im Laufe desselben Vormittags klopfte es an meiner Thür;

herein! — Es trat ein sehr anständig gekleideter Mann ein. Es ist sonderbar, Viele werden auch schon dieselbe Erfahrung gemacht haben, daß Polizeibeamte, besonders der unteren Classe und prostituirte Personen, selbst wenn selbe in bester Kleidung und Toilette, und mit noch so großer „Gravität" einherschreiten, dennoch sofort beim ersten Anblick erkennbar sind. Es liegt so etwas scharf Ausgeprägtes in ihren Physiognomien, das ihren Stand, dem sie angehören, sogleich erkennen läßt. Als ich daher beim Eintritt des obenerwähnten Mannes, ebenfalls wahrgenommen, daß er ein „Abgesandter der löbl. Polizei" ist, brummte ich ein leises „O weh!" in meinem Innern, denn mir fiel sogleich der Ablauf meines „Sechswochenscheines" ein. Allein, als der Mann mit außergewöhnlicher, seinem Stande durchschnittlich nicht eigener Höflichkeit fragte: „Habe ich die Ehre den Schriftsteller Herrn Dr. Landau zu sprechen?" Da konnte ich mich nicht enthalten tief aufzuathmen und freudig lächelnd sagte ich: „Ja, ich bin der Schriftsteller Landau, aber Doctor bin ich nicht! Womit kann ich dienen? — „Herr von Mevius (eine zu jener Zeit bedeutende und allmächtige Persönlichkeit der damaligen Hamburger Hermandad) läßt sich bestens empfehlen und läßt höflichst ersuchen, wenn Sie später das Stadthaus passiren, für einige Augenblicke bei ihm im Bureau vorzusprechen; ich habe die Ehre!" — Er ging und ich ebenfalls, da es schon gegen Mittag war und ich befürchtete, dann Herrn Mevius nicht mehr im Bureau zu treffen; mehr aber noch zog mich meine ungemein erweckte Neugierde, „was das wohl zu bedeuten habe." Nach rasch angelegter Feiertags-Toilette verfügte ich mich sofort ins Stadthaus. Den Portier fragend, wo ich hier zu Herrn Mevius gelange, zeigte er mir eine Thür: Da hinein, im letzten Zimmer. Ich mußte mehrere Amtszimmer passiren, die wegen des Festtages fast alle leer waren und kam endlich zur offenen Thür des

Nevius-Bureau, klopfte an, und sah schon von der Ferne auf dem Pulte dieses Beamten einige Exemplare meines „Nachrufes.“ Als er mich erblickte, rief er laut: „Ah, Sie sind willkommen, gehen Sie nur weiter!“ Er stand auf vom Pulte, reichte mir die Hand, drückte die meinige und wies mir sofort einen Sitz neben sich an. Als ich ihn frug: Womit ich ihm dienen könnte, da er mich zu sich beschieden; streckte er seine Hand aus, nahm eines von den auf dem Pulte liegenden Exemplaren des Gedichtes und sagte: „Soeben hatte mich Herr Senator Dr. Binder zu sich berufen, zeigte mir hier diesen Nachruf, er war so erfreut darüber, die Worte sind so herzlich und gemüthlich, und frug mich, w i e er Ihnen denn dafür danken könnte? Wir sind unter uns! Wünschen Sie ein Honorar, Sie haben doch Unkosten gehabt, der Druck ist doch nicht umsonst! — „Unkosten? Honorar?“ sagte ich — „Geehrter Herr! Sagen Sie gefälligst dem Herrn Senator, daß die Unkosten gar nicht bedeutend, überhaupt gar nicht der Rede werth sind; wenn dieses ein Gelegenheits-Poem zu einem freudigen Ereigniß wäre und er mir allenfalls dafür ein kleines Cadeau zustellen würde, so hätte ich dasselbe v i e l l e i c h t, um keinen Anstoß zu geben — nicht refusirt; da es aber eine zu e r n s t e Gelegenheit ist, so würde es wie eine b e z a h l t e Sache aussehen, und überhaupt mich ein Honorar, ob 1 oder 100 Louisdors aufs tiefste verletzen. Sagen Sie gütigst ferner Herrn Dr. Binder, wenn ihm meine bescheidene Arbeit auch nur den geringsten Trost bei seinem schweren Verlust gewährt und er sich gedrungen sieht, mir dafür zu danken, so solle er mich rufen lassen, mir seinen Dank aussprechen, oder mich mit einigen Zeilen beehren und ich werde mich durch das Eine oder das Andere mehr erfreut und geehrt fühlen, als durch das kostbarste G e s c h e n k!“ — Da, als ob ich es heute noch lebendig vor mir sehen würde, lächelte der gewiegte Polizeibeamte, drohte mir scherzend mit dem Finger

und sprach: „Sie sind ein schlauer Mann! Ich verstehe Sie recht gut, nun, es dürfte Ihnen gelingen. Ich werde es, so wie Sie mir sagten, dem Herrn Senator Binder berichten.“ — Wir schieden ungemein höflich und bis ins andere Zimmer geleitete mich der Beamte. Auf der Strasse athmete ich auf, es war bereits die Speisestunde herangerückt, ich ging zu Tische und lange hatte mir in Hamburg mein einfaches Mal nicht so geschmeckt, wie an diesem Mittag. Gleich Tags darauf klopfte es wieder an meiner Thür, abermals trat nach dem üblichen „Herein!“ eine Person, ihrem Stande nach mit unverkennbarer Physiognomie, ins Zimmer, übergab mir, in höchst feierlicher Weise, mit den Worten: Eine Empfehlung vom Herrn Senator Dr. Binder! einen Brief und verließ mich sofort, ohne ein von mir dargebotenes „Ueberbringungs-Geschenk“ anzunehmen. Der Brief lautete:

Herrn Herrmann Landau
Wohlgeboren!

Herzlichen Dank für die gefühlvollen Verse, wodurch Sie meine seelige Frau — mein Liebstes auf Erden — geehrt und zu dem Troste, den mir die Theilnahme guter Menschen in meinem Unglück gewährt, einen dankbar anerkannten Beitrag gegeben haben.

Mit aufrichtiger Hochachtung
Ihr ergebener
18. October 1854. Binder.

Nebenbei sei es nur bemerkt, daß der berühmte Gelehrte und productiver, wissenschaftlicher Schriftsteller Professor Fr. von Holzendorff in Berlin, Schwiegersohn des nun leider verstorbenen Senators Dr. Binder ist. — — Seit dieser Zeit blieb ich vollständig unbehelligt in Hamburg, lebte mich förmlich dort ein, erwarb mir viele Gönner und

Freunde, aber auch manche Feinde, was doch am Ende im Weltgetriebe Gang und Gäbe ist; und Hamburg, wo ich 12 Jahre ohne Unterbrechung bis zum J. 1862 verweilte, wurde mir im weitesten Sinne des Wortes eine zweite Vaterstadt, an die ich heute noch mit Liebe und Dankbarkeit zurückdenke und den innigen Wunsch hege, mein schönes liebes Hamburg in meinem Leben nur noch einmal zu sehen.

1853 & 1854.

La Roche. Ira Aldridge. Franz Abt. Therese Milanollo. Drei Lenau's. Hans von Bülow. — Drittes Intermezzo: Ein kleines Exposé über Richard Wagner.

Schon im J. 1853, als ich immer mehr und mehr zur Ruhe gelangt war, meine Verhältnisse sich auch immer besser, zuweilen sogar brillant gestalteten und so auch wieder häufiger Gelegenheit sich darbot, mit Männern der Literatur und Kunst zu verkehren, besonders mit „Gästen" verschiedener Genres, erwachte in mir auch ein neues Animo, meine Stammbuchblätter wieder zu vermehren. — La Roche gastirte häufig, fast alljährlich in Hamburg, er war dort sehr gerne gesehen und was die Hauptsache war, er machte volle Häuser. Obzwar ich, wie leicht denkbar, La Roche schon lange persönlich kannte, ergriff ich dennoch erst jetzt die Gelegenheit, ihn um seine Handschrift zu ersuchen. Er schrieb mir die allgemein bekannte Stelle aus Göthe's Faust: „Grau theuerer Freund!" 2c. Und ich muß es offen gestehen, daß ich mir von dem großen Künstler und gemüthlichen Menschen etwas Anderes versprochen hatte als einen mephistofelischen Ausspruch. Doch freut mich das Blättchen, denn es prangt ja immerhin der Name La Roche darauf! — Eine weit treffendere Wahl machte der amerikanische College La Roche's, Ira Aldridge; er schrieb mir

eine Stelle aus Shakespeare's: Kaufmann von Venedig; jene Ansprache des Prinzen von Marocco an Portia; in der Original-Sprache der Dichtung, die vollständig Bezug auf Aldridge's Aeußere nimmt und zugleich für ein Stammbuchblättchen aus der Feder eines Schwarzgeborenen wie auserſehen ist:

„Mislike me not for my complexion,
The shadow'd livery the burnish'd sun."
Hamburg 1 Juni 1853.
Ja. Aldridge.

(Verschmähet mich um meine Farbe nicht,
Die schattige Liverei der heißen Sonne.)

Franz Abt besuchte zu jener Zeit Hamburg und da ich schon von Braunschweig aus denselben kannte, trat ich auch an ihn heran mit dem Ersuchen, mir eine Zeile für mein Album zu geben. Es war Abt nicht unbekannt, daß ich ein Verehrer und Freund Herloßsohn's war und er wählte daher in sinniger Weise den Anfang des Liedes:

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen."

Damit schloß das J. 1853 und schon im Januar 1854 war es, als Therese Milanollo, dieser „Engel mit der Geige" in Hamburg concertirte. Sie war damals in Begleitung ihres Vaters und wohnte im sogenannten Künstler-Hôtel bei La Marche, wo wir uns fast täglich als Nachbaren bei der Table d'hôte begegneten und so immer näher und näher bekannt wurden. Als ich bei solcher Gelegenheit eines Tages sie aufforderte mir ein Stammblättchen zum Andenken an die schönen Stunden, die ich so

gemüthlich und angenehm in ihrer liebenswürdigen Gesellschaft verbrachte, zu widmen, frug sie mich, was mir denn am besten zugesagt hätte von allen Piecen, die sie in ihren Concerten spielte; ich sagte: „Als guter Deutscher würde ich mir das „Rheinweinlied" wählen." Eine Piece voll echter deutscher Kraft und inneren Gehaltes, die sie zudem mit Virtuosität, aber auch mit solcher Innigkeit vortrug, als fließe deutsches Blut in ihren zarten Adern. Tages darauf, als ich zur Table d'hôte mich setzte, die Serviette abhob, lag in Form eines Briefes ein gesiegeltes Papier auf dem Teller, und da ich es zu Händen nahm und öffnete, lächelte sie mit holder, zarter Jungfräulichkeit und ich — hocherfreut fand ich nachstehendes Blättchen:



Therese Milanollo hatte überhaupt in ihrem Wesen weniger die Gluth einer Italienerin, als vielmehr etwas recht deutsch-jungfräuliches. Sie war so zutraulich in ihrem Benehmen, daß man sie nicht nur ehren und achten, sondern auch lieben mußte, aber bis hierher und nicht weiter, denn sie war — göttlicher Natur!

Neben Therese Milanollo nimmt eine Künstlerin einen Raum in meinem Album ein, die mich an meine Jugendzeit (wo mich die „böhmische Nachtigall" — Jenny Lutzer — entzückte), erinnerte, nämlich eine zweite Jenny — Ney-Bürde. In meinem ganzen langjährigen Recensenten-Leben, wo ich Gelegenheit hatte, Coloratursängerinnen „schockweise" zu hören, von der bescheidensten Anfängerin bis zur vollendetsten Künstlerin aller Art und Weise, aller Nationalitäten, bleiben mir, was unverfälschte, nicht erkünstelte, gesunde, schöne und kräftige, dennoch aber voll bewunderungswürdiger Modulation begabte Stimme betrifft, drei Jenny's am unvergeßlichsten. Die Sonntag, Zerr, Mara (Vollmer), La Grange, die beiden Patti's und noch alle die hervorragenden Sängerinnen aus den verschiedensten Herren Ländern, die ich später hörte, die mich oft zur Bewunderung hinrissen, mich auch entzückten, ebenfalls mein Herz und Gemüth ergriffen, bei Keiner, wie sie waren und wie sie noch sind, quollen so voll und frisch, so ohne alle künstlerischen Zuthaten und Annehmlichkeiten, so recht natürlich lerchen- und nachtigallen-mäßig, die Töne hervor, wie es bei Jenny Lutzer, Jenny Lind und Jenny Ney-Bürde in ihrer „Blüthe" der Fall war. Freilich haben diese Jenny's, ihre Parthien nicht plastisch-schön zu gestalten vermocht, was auch schon — namentlich bei der Lutzer und Ney-Bürde betrifft — der Umfang ihrer äußern Erscheinung nicht so leicht zuließ, aber man vergaß dieses Alles, man: Hörte singen und wie?! — Nur in neuerer Zeit ist es die Perle des k. k. Hofoperntheaters in Wien, Frau Marie Wilt, die mich, so oft ich das Vergnügen hatte, sie zu hören, in meine Jugenderinnerung in dieser eben hier berührten Richtung zurückversetzte. Bei Frau Marie Wilt geht die noch immer volle, frische Stimme mit der Kunst Hand in Hand; man hört und bewundert, man ist entzückt, man wird erfreut, man ist erbauet und man vergißt — alles Andere!

Jenny Ney-Bürde kam damals vom Hoftheater in Dresden als Gast nach Hamburg, es war ihre erste Künstlerreise, sie reussirte und erst von Hamburg aus erweiterte sich ihr künstlerischer Ruf. Sie schrieb mir einen Schiller'schen Spruch mit einer eingeklammerten Randglosse, wie folgt:

Ernst ist das Leben,
Heiter ist die Kunst! (aber nicht immer).

Zur freundlichen Erinnerung an
Jenny Ney.

Den 5. Mai 1854.

„Der Künstler steht dem Publikum gegenüber nicht als ein Angeklagter vor seinem Richter, sondern als Zeuge der ewigen Wahrheit und Schönheit!"

Dieser Ausspruch Franz Lißt's existirt zwar nicht gedruckt, aber dafür eingegraben in den Herzen derjenigen, deren größter Stolz ist, sich die Jünger dieses Mannes zu nennen, als deren Einer sich hiermit freundlichem Andenken empfiehlt

Hans von Bulow.

Hamburg, den 20. Februar 1854.

So, wie Du siehst, freundlicher Leser, lautet der Inhalt des „Stammblattes," womit mich erfreut Hans von Bulow, der große klassische Virtuose, der musikalische Kritiker aus dem F. F., der treueste Jünger Lißt's, die beste Stütze, der größte Vertheidiger der Zukunftsmusik, welche ihr Emporblühen, ihre Verbreitung, ihre, nunmehr mit vollem Rechte,

wenn auch nicht in allen Linien, errungenen Beliebtheit und Anerkennung nur, ja man könnte sagen, fast einzig und allein Franz Lißt und Hans von Bulow zu danken hat. Man muß ein strenges Augenmerk im Allgemeinen und dazu noch viel Gelegenheit gehabt haben und von Beginn der Zukunftsmusik-Periode 1849—1850, die Ausdauer, den heiligen Eifer, die elastische Zähigkeit, die Riesenstärke, mit welcher alle Hindernisse beseitigt wurden; die spaltenlangen Zeitungsevangelien über den Werth und die Unfehlbarkeit der Zukunftsmusik genau zu beobachten und bis auf heute zu verfolgen um die Verdienste gehörig zu würdigen, welche sich Franz Lißt und Hans von Bulow um die Zukunfts- — respective — um den Schöpfer der so benamster Tonschöpfungen, um **Richard Wagner** erworben haben. Ich erinnere mich sehr gut, daß, als ich nach der **ersten** Aufführung des „Tannhäuser“ am Hoftheater in Weimar, unter persönlicher Leitung Franz Lißt's, einige Tage später mit Letzterem gesprochen und befragt wurde, wie mir die Oper gefallen, antwortete: Gut, doch ich bin noch nicht im Klaren, ich finde mich aus der, durch die labyrinthische Instrumentation hervorgerufenen Verworrenheit der Melodien, nicht heraus. Lißt sagte: „Warten Sie nur, und hören Sie erst die Oper öfter an, die Schönheiten, die reizenden Melodien werden sich nach und nach Ihnen auch mehr und mehr kundgeben, Sie werden Sie liebgewinnen!“ — Aber, lieber Doctor! Gesetzt! Sie haben Recht, und gewiß dürfte dieses bei mir und noch vielen Anderen zutreffen, aber das Publikum, da zweifle ich und glaube kaum, daß diese Musik durchdringen wird; das allgemeine Publikum wird die Oper **einmal** hören und dann nie und nimmer wieder. — „O, hegen Sie keine Furcht,“ sagte Lißt. „Ich lasse die Oper so lange aufführen, bis das Publikum sie hören **muß** — es muß sich daran gewöhnen und dann — wird es auch dieselbe **goutiren**!“ —

Waren diese Worte Lißt's, im J. 1850 ausgesprochen, nicht die Worte eines Propheten? Wie klein ist heute das Häuflein der Gegner Wagnerischer Musik, wie fast in Nichts ist dasselbe seit jenem Ausspruch Lißt's zusammengeschmolzen, denn Alle, Alle sind sie Verehrer und Liebhaber der Opern: Fliegender Holländer, Tannhäuser, Lohengrin und Meistersänger geworden, und wie beherrschen diese großen Tonwerke unser Repertoir? Und abermals muß ich und kann ich nicht wiederholt genug hervorheben, daß nur Franz Lißt und Hans von Bulow es sind, die Wagner auf jene Höhe gebracht, die er gewonnen, denn ohne jene beiden Apostel würde ganz gewiß Wagner heute nicht das sein, was er ist, vielleicht wäre sein Name (in diesem Umfange) nie berühmt geworden, oder würde es erst nach langer Zeit, vielleicht gar erst nach einem Jahrhundert geworden sein! Denn die Monarchen hätten ihn als „politischen Verbrecher" in den Strom der Vergessenheit gerathen lassen, indem sie seinen Werken die Pforten ihrer „Hof-Kunst-Tempel" verschlossen, wie dies auch lange Zeit in Sachsen der Fall war und das „vielköpfige Ungeheuer" Publikum liebt so sehr „die Gunst des Augenblickes", um sich für die „Zukunft" zu begeistern uud bedarf wahrlich nach allen Richtungen hin Männer, die es leiten, Männer, die ihm, wo nöthig, die Augen öffnen, wo nöthig die Ohren schärfen, den Füssen die Richtung zeigen, die Hände, wo es angezeigt, fesseln und wo es erforderlich, frei bewegen lassen. Und wieder wäre es Wagner ohne Lißt und Bulow nicht gelungen, es würde ihm die Gelegenheit nie geboten worden sein, sich die Gunst eines königlichen Protectors so zu erringen, wie er sich diese bei Sr. Majestät dem König von Baiern zu erobern verstand. Aber auch das Publikum ist zu hohem unvergeßlichen Dank Lißt und Bulow dafür verpflichtet, daß sie Wagner so gehoben und wird gewiß auch für alle Zeit den beiden Künstlern diesen Dank bewahren. In nicht mindere Grade dürfte

selbst die Geschichte der Tonkunst dieses Vorgehen zu würdigen wissen; aber wie hat Wagner seinen Dank den beiden Protectoren dargethan? Ich und gewiß Tausende und abermals Tausende mit mir zählen zu den feurigsten Verehrern und Anhängern des Componisten Wagner, aber wer zählt zu denen, die ihn verehren und achten als Mensch? — Wie dankbar würde ich mich verpflichtet fühlen, wenn Einer aufträte und mir auch nur eine That nachwiese, die mir Wagner als Mensch, der Herz und Gemüth hat, darstellte? Ja, wenn Wagner in einzelnen Fällen gegen Künstler und Schriftsteller sich gefällig zeigte, hier und da ihnen auch eine „Gunst" angedeihen ließ, so geschah es auch nur in seinem eigenen Interesse, damit ihn dieselben „mitanbeten sollen; eine aus freiem Willen, aus dem Quell eines guten Herzens oder eines edlen Gemüthes entsprossene Wohlthat dürfte man kaum Richard Wagner nachweisen können. Aber von seiner Undankbarkeit im Privatumgange mit ihm, da dürfte es gar Vieles, Vieles zu sprechen und zu schreiben geben. — Welche schändliche That! Denn Undank ist die größte Schandthat, die ein Mensch begehen kann, hat nicht Richard Wagner an seinen Wohlthäter Hans von Bulow begangen? Diese eine That reicht weit aus, um Wagner als Mensch vollständig zu „charakterisiren"; aber es ist eine zu delicate Angelegenheit, sie ist schon zu sehr ins Publikum gedrungen, als daß wir uns hier veranlaßt sehen sollten, dieselbe in ihrem vollen Glanze darzustellen. Und so wird es auch geschehen, wenn Clio den Griffel erfassen wird über ihn zu schreiben; und sie wird kaum ermüden, Capitel über Capitel über Wagner den Componisten dem Buche der Musikgeschichte einzureihen, wenn sie aber zum Capitel Wagner als Mensch gelangen wird, da wird sie gewiß, aus Rücksicht für den großen Künstler den „undankbaren Menschen" vergessen! Und nun ich meinen „Erinnerungen" an Wagner als Mensch mit ungebundener Wahrheit

freien Lauf gelassen, will ich mir nur die Bemerkung erlauben, daß ich nie Gelegenheit suchte mit Wagner zusammenzukommen, daß daher keine persönliche Veranlassung mich etwa zu meiner hier ausgesprochenen vollständig unparteiischen Anschauung geleitet hat.

Das Jahr 1854 schloß mit einem Stammblatt des deutschen Sängers mit dem čechischen Namen Tichatschek, welcher eben zu jener Zeit in Hamburg gastirte und auch den Lohengrin (eine seiner Glanzrollen) sang. Bekanntlich zählt Tichatschek zu den bevorzugtesten „Wagnersängern“ und half auch durch seinen „Rienzi“ mit, Wagner's Bahn zu ebnen. Tichatschek schrieb mir folgende schöne Stelle aus Lohengrin: „Wer hat wohl je das Glück besessen, das sich uns nur durch Glaube gibt!“

1855 und 1856.

Brüder Winiawsky. Ign. Lachner. Carl Prätzl. Die Göttliche. Charlotte Birch-Pfeiffer. — Viertes Intermezzo: Das Lotto.

Im Jahre 1855 machte ich die persönliche Bekanntschaft der beiden Virtuosen, die Brüder Joseph und Henry Winiawsky, von denen bekanntlich nur der Violinspieler einen hervorragenden Namen sich erworben hat. Sie schrieben beide Noten; so auch Ignaz Lachner, der Bruder des großen Franz Lachner. Ferner „die göttliche Fanny,“ Carl Prätzl, der treffliche Novellist und Verfasser des allerliebsten humoristischen Epos „Feldherrnränke.“ Prätzl war damals schon ein alter Mann, aber eine so herrliche, liebe ehrfurchtgebietende Erscheinung, daß man von ihm sagen konnte: Was dieser Mann schreibt, muß gut sein; denn er war zu ehrlich, Schlechtes zu schreiben. Dennoch schien es, als ob Prätzl sich in seiner späteren Periode sehr gekränkt fühlte, weil man hier und da den einst vielgelesenen und rühmlich bekannten Dichter und Schriftsteller zu vergessen trachtete und jüngeren Talenten, die mehr dem modernen Zeitgeiste huldigten, eine größere Aufmerksamkeit (nicht immer verdientermaßen) schenkte; denn er schrieb mir:

Oft klingt's absurd, wenn man von Künstlerdünkel
spricht,
Der Dünkel zwar ist da, der Künstler aber nicht.

Hamburg, im Mai 1855.

Karl Prätzl.

Fanny Elsler lernte ich erst in Hamburg persönlich kennen, wo ich durch Saphir bei ihr eingeführt wurde, auch sie verließ zu jener Zeit Hamburg und schrieb mir beim Abschied einige Zeilen Prosa, sie sind etwas „lauwarmer" Natur, und ich entziehe dem Leser nichts, wenn ich dieselben nicht reproducire und verschaffe mir dadurch vielleicht noch heute den Dank der „Diva." Dafür will ich aber meine freundlichen Leser revanchiren und ihnen einige „Erinnerungen" aus meiner Bekanntschaft mit einer Dame mittheilen, die freilich in ihrer Erscheinung nicht reizend und in ihrer Wirksamkeit nicht göttlich war, aber doch immerhin Geist und viel Talent besaß; die durch ihren eminenten Fleiß, durch ihre Federgewandtheit sich nicht nur alle deutschen Theater-Directoren verpflichtete, sondern auch das ganze deutsche Publikum zu ihren Verehrern und Huldigern machte; sie hieß: Charlotte Birch-Pfeiffer. Im Jahre 1855 war es auch, als „Die Waise von Lowood" ihre sensationelle Reise über alle Bühnen nahm; die Waise ist es auch, welche den Grundstein zu dem späteren Ruhme einer Marie Seebach legte, die diese Rolle zuerst am Thalia-Theater in Hamburg unter der genialen Leitung des Directors Charles Maurice spielte. Da gastirte auch mein nun hingeschiedener Freund Hermann Hendrichs als Rochester, und da ebenso die andern Partien in Händen vorzüglicher Dersteller sich befanden, so gestaltete sich die Aufführung zu einer Art Mustervorstellung, welcher

auch dadurch noch ein hohes Interesse verliehen ward, daß die Verfasserin in eigener Person, einer Einladung der Direction folgend, derselben beiwohnte. Ich wurde bei Ankunft der Frau Birch-Pfeiffer sofort von Hendrichs ihr vorgestellt und eben so rasch als herzlich wurde eine Bekanntschaft geschlossen, die eine gewisse Intimität annahm. Am 4. Juli 1855 fand die erwähnte Aufführung, die 11. Vorstellung der „Waise von Lowood", statt; wie bereits gesagt, mit einem so trefflichen Zusammenspiel, wie es kaum an einem der ersten Hoftheater gefunden werden konnte, so daß nicht nur das massenhaft anwesende Publikum enthusiastisch wurde, sondern auch die gute Charlotte förmlich in Freude und Entzückung gerieth und ihrem freien Humor freien Lauf ließ. In einem der Zwischenakte der obigen Darstellung verließ ich meinen Sitz und wollte auf die Bühne gehen, da begegnete ich im Foyer die Birch-Pfeiffer. Als sie mich sah, lief sie förmlich an mich heran, mit einem großen Rosenbouquet in Händen, mich ansprechend: „Nun Landauerchen, was sagst Du dazu? Wie herrlich spielen die Leute? Einer besser, wie der Andere. Da hast Du!" — Sie riß einige Rosen aus dem Bouquet und gab sie mir. Schon wollte ich mich entfernen, und als ich anfing, mich freundlichst zu empfehlen, fiel sie mir ins Wort: „Halt! wie ist's, Du kommst doch heut nach dem Theater zu mir das Abendbrod nehmen, es wird Niemand dort sein, als unser Hendrichs, wir wollen so recht unter uns plauschen, ungenirt, komme gewiß!" — Wir trennten uns; später sandte Hendrichs einen Boten von der Bühne herab zu mir ins Parquet, mich ersuchend, nach der Vorstellung ihn von der Garderobe abzuholen, wo er mir mittheilte, er sei beauftragt, mich nicht auszulassen und ja mit ins Hôtel „Kronprinz", in welchem Frau Birch-Pfeiffer logirte, zu bringen. Ich folgte der nun so categorisch höflichen Einladung; wir waren wirklich

nur Drei, wir speisten sehr gut und tranken gut, aber sehr mäßig. Es war 11 Uhr Nachts und die Pfeiffer fing an, von ihrer morgigen Abreise zu sprechen. „Ach, gut daß Sie mir das sagen," interpellirte ich sie, „demnach würden Sie mir durchgegangen sein!" — „Womit?" „Nun mit dem Blatte, das ich Ihnen gab, und welches Sie mir für mein Album zu „beschreiben" versprochen hatten." „Richtig und fast hätte ich in meinem Dulce jubilo mein Versprechen nicht gehalten, deshalb will ich aber die Sache lieber gleich abmachen." Sie stand auf, holte sich das auf dem Schreibpulte liegende Blatt und zugleich Tinte und Feder und postirte Alles hübsch zwischen den noch am Speisetische sich befindenden Tellern und Flaschen, welche noch ziemlich reichliche Ueberbleibsel unseres lucullischen Abendschmauses in sich bargen. Endlich faßte sie die Feder, tauchte sie tief in die Tinte, so daß mich schon ein Angstschauer überlief, daß ich ein „gestempeltes" Blatt erhalten werde, und sie rief laut: „Hendrichs! was soll ich schreiben? — doch halt! — unser Landau ist doch ein Recensent, ich habe ihn aber gern, denn er ist Einer von der besseren Sorte, jedoch einen kleinen Nasenstüber muß ich ihm doch geben," und sie schrieb:

Alles verzeiht ihr dem Weib, Schönheit und Untreu, selbst Laster,
Eines nur büßet sie schwer — Erfolge, vergebt ihr nie!

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Hamburg, den 4. Juli nach der 11. Aufführung der Waise von Lowood in der 11. Stunde 1855

als Zeuge
Hermann Hendrichs.

Selbstverständlich schrieb der Zeuge nach Aufforderung der lustigen Schriftstellerin eigenhändig seinen Namen darunter. — Es war schon nach Mitternacht, als ich und Hendrichs, Frau Birch-Pfeiffer verließen, sie begleitete uns bis zur Thüre hinaus; mich an der Thüre umwendend, um sie an einer Weiterbegleitung zu verhindern, fiel mir die Nummer des Zimmers 13 in die Augen. „Sehen Sie, wie doch die Sage, daß 13 eine ominöse Zahl sei, zu Schande wird! Sie wohnen in 13 und haben doch einen so glücklichen und vergnügten Aufenthalt in Hamburg.“ — „Ja, Sie haben Recht, setzen Sie doch den „13“ ins Lotto!“ — „Ach, ich setze nie, bin ein Gegner der Zahlenlotterie und eine Nummer? Das steht ja gar nicht dafür. Aber weil Sie es wollen, setze ich: 4, das heutige Datum, 11, die 11. Aufführung der Waise und 13 Ihre Zimmernummer!“ Wir lachten alle Drei, unter dem gegenseitig gespendeten „gute Nacht!“ — Als ich von Hendrichs auf der Straße mich verabschiedete — wir wohnten in entgegengesetzter Richtung — und schon eine Strecke von ihm entfernt war, rief er mich zurück; mir entgegenkommend, sagte er: „Vergessen Sie nicht, morgen die drei Nummern zu setzen.“ Lachend antwortete ich: „Nein! ich werde sogar einen ganzen Thaler setzen!“ — „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“ —

Den darauf folgenden Vormittag war ich sehr dringend beschäftigt, so kam es, daß ich erst gegen Mittag mich an das Lottospiel erinnerte; ich mußte von Hamburg erst beinahe ½ Stündchen gehen, um nach Altona zu kommen, woselbst die Collectur sich befand. Alle Collectanten waren förmlich belagert, denn es war in Wirklichkeit die allerletzte Ziehung, indem die damalige Dänische Regierung dem Volke die nicht genug zu belobende Wohlthat angedeihen ließ, das Zahlenspiel aufzuheben. Beyern folgte sehr bald nach, in Deutschland überhaupt existirt dieses

Spiel, das schon so viel Unglück heraufbeschworen, dem so viel Menschenleben zum Opfer gefallen, nicht; wann wird denn endlich die österreichische Regierung dieses Joch, einer juridisch zwar freiwilligen, moralisch aber immer erzwungenen Steuer, ihren Völkern abnehmen? Ich sagte „dem Volke", denn nur diesem saugt das erbärmliche Lottospiel den im Schweiße des Angesichtes erworbenen Kupferpfennig aus. Die Armen und Dürftigen entziehen sich, dem Weibe, den Kindern oft das Brod, um der Leidenschaft dieses Spieles zu fröhnen; führt das Volk nicht in Versuchung und es wird besser, moralischer, ernster und arbeitsamer werden! Der Tag, an welchem bei uns die Aufhebung der Zahlenlotterie verkündet wird, würde nächst dem Tage 5. Mai 1874 als einer der schönsten und herrlichsten in der Geschichte Oesterreichs für alle Zeiten glänzen und würde eine der erhabensten und werthvollsten Zierden in der Krone „Oesterreichs-Ungarn" bilden.

Möge es so und bald so werden!

Es ist hoch am Tage!

Also ich ging von einem Lotto-Bureau zum andern, überall alles voll Menschen, nirgends war, fast mit Gefahr des Lebens, aufzukommen; endlich gelang es mir, ich sagte die drei Nummern, hatte den Thaler bereitet, aber es war zu spät. Es wird nichts, es kann nichts mehr eingeschrieben werden; Schluß! dröhnte es mir ins Ohr. — Ich ging und dachte mir: Gewiß wirst du gewinnen, ich meinte den Thaler, den ich durchs Nichtsetzen wieder in die Tasche gleiten ließ. Den andern Tag las ich die „Reform" und das Erste, was mir unter den Tagesneuigkeiten in die Augen fiel, waren die in der allerletzten Ziehung gezogenen Zahlen, unter denen sich 4, 11, 13 befanden. — Glaubst Du, lieber Leser, mich traf der Schlag? Nein, sonst könnte ich Dir heute nicht so viel übers Lotto schreiben;

oder daß ich wenigstens in Ohnmacht fiel? Nein, auch dies nicht, ich lachte und wurde von Freund Hendrichs noch mehr ausgelacht. In einigen Stunden war die Sache vergessen, gelegenheitlich, so wie heute, erinnere ich mich daran, lache — und citire mir:

Wer Unglück soll haben,
Der stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken,
Zerbricht sich die Nase.

Aergern würde mir nicht nur nicht nützen, sondern sogar schaden, also bleibts beim Alten — ich lache. Damit schloß das J. 1855, im Jahre 1856 habe ich nur ein Blättchen aufzuweisen und zwar von dem vorzüglichen Novellisten, dem Verfasser des „Schieflevinchen", „die Waise von Tamaris", „101 Sabbath" und noch gar vieler vortrefflichen, mustergültigen Erzählungen. Dr. Hermann Schiff zeigt nicht nur in seinen Schriften das eigenthümliche „Grau in Grau" eines E. T. A. Hoffmann, es gibt sich dieses auch in seinem launenhaften Umgang kund. Seine Erscheinung war jene eines ergrauten Kriegers, groß, kräftig, graues volles Kopfhaar, grauer martialischer Schnurrbart. Er liebte es stets, einen schwarzen Frack zu tragen, fast niemals erschien er in einem andern Rock; ein großer, ziemlich umfangreicher Naturstock war sein steter Begleiter. Seine Lebensweise war keine geordnete; als ich einstmals frug, sage mir, wann trifft man Dich zu Hause? „Mich? in meiner Wohnung, nur von 12 Uhr Mitternacht bis Morgens 5 Uhr!" war seine Antwort. Der gute Mann, gut war er, er besaß das edelste Herz, war einer der fleißigsten Schriftsteller, er schrieb viel, sehr viel, trotzdem nichts Schlechtes und das Meiste war stets schön oder interessant; einiges, wie ich schon oben bemerkte, mustergültig. Um so mehr mußte es mich wundern, daß ich in Heyse's und Kurz's deutschem Novellenschatz, bisher Schiff vermißte,

oder sollte ich's übersehen haben? fast möchte icht mich selbst lieber des Letzteren beschuldigen, als daß ich glauben sollte, einem Heyse und Kurz sollten die bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienenen Novellen — oder jene bei J. F. Richter in Hamburg, dem Verleger der Hamerling'schen Dichtungen — unbekannt geblieben sein, oder daß ich die genannten Herausgeber einer Parteilichkeit zeihen sollte. Was Ersteres betrifft, muß ich noch beifügen, daß es undenkbar ist, daß durch die erst vor wenigen Jahren bei J. P. F. E. Richter in Hamburg erschienenen Schriften Schiff's, wie: „Ein Mondstück", „die wilde Rabbizin", „das koschere Haus", „das verkaufte Skelett", „Damenphilosophie", „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus", Briefe an Adolf Strotmann, die Aufmerksamkeit der beiden Herren auf „Schiff den Novellisten" nicht gelenkt worden sein sollte; auf Schiff, der schon im Anfang seiner novellistischen Laufbahn die Aufmerksamkeit eines H e i n r i c h H e i n e so auf sich zog, daß Letzterer ihn in seinen Schriften hervorragend erwähnt. Wahrlich, so sehr auch das deutsche Lese-Publikum den Herren Heyse und Kurz zu Dank verpflichtet sein mag für die Herausgabe des „Deutschen Novellen-Schatzes", der Literaturhistoriker wird diese Lücke stets rügen müssen; denn Schiff wird, trotz seines „Grau in Grau," trotz seiner hier und da cynischen Ansichten über Charaktere, Welt und Leben, und sonstigen spitzen, aber immerhin genialen Eigenthümlichkeiten, stets einen sehr würdigen Platz unter Deutschlands Novellendichtern einnehmen und eben in s e i n e r Manier und als Schöpfer eines d r a s t i s c h e n H u m o r s, als würdigster Nachfolger eines E. T. A. Hoffmann bezeichnet werden. Vom unparteiischen Standpunkte aus war es mir unmöglich, diese meine Bemerkung hier zu unterdrücken, ich bin aber auch überzeugt, daß, wie sie von dem verehrten und beliebten Paul Heyse gelesen wird, derselbe geneigt sein dürfte (der verdienstvolle Hermann Kurz zählt leider nicht mehr unter

den Lebenden!) diese meine Bemerkung, nur aus edler, pietätsvoller Absicht entsprungen, zu betrachten und vielleicht das was bisher nicht geschehen ist, nachzuholen. Unter den nicht so leicht zählbaren Schriften Hermann Schiff's wird und muß sich eben so gut eine klassische Novelle finden wie unter den einigen Bänden der „böhmischen Juden," der „Ghetto-Geschichten" u. s. w. von Leopold Kompert. Freilich, Schiff ist todt und Kompert lebt; er lebe lange aber Schiff wird noch — leben! Schiff liebte ein „Gläschen" auch mehr, einige! und er hatte Momente, wo er dadurch aufgeregt war, aber nie vergaß er sich, nie war er unanständig, im Gegentheil, er wußte sich stets mit einer gewissen Autorität und Noblesse zu benehmen und hatte das Bewußtsein seines besseren Ichs. Im Uebrigen hatte seine zeitweilige Erregtheit auch ihr Gutes, denn in solchen Momenten schrieb er am Meisten, oft das Beste und mit beispiellos genialer Leichtigkeit. Er trug auch immer Papier und Stift bei sich und selbst bei Besuchen seiner Freunde, im Kaffee und Wirtshaus, setzte er sich hin und schrieb. Kaum daß er das Geschriebene corrigirte, fast so, wie er es entwarf, in einzelnen Blättern, kam es zum Verleger, von da in die Buchdruckerei. Nie schrieb Schiff etwas ins Reine, er brachte die Verbesserungen am Rande an; auch ihm war das Copiren eine mechanische Arbeit. — Der Geist mußte beschäftigt sein. Schiff war auch musikalisch und spielte mit besonderer Vorliebe das „Viola d'amore" *) und trug sich lange mit der extravacanten Idee herum, die

*) Viola d'amore, auch Viola d'amour (Liebesgeige), ein Geigeninstrument von äußerst lieblichem Tone, das sich besonders zum Vortrag cantabler Sätze eignet. In früheren Zeiten war dieses Instrument der Liebling aller Gebildeten und kein musikalischer Zirkel bildete sich, in welchem die Viole d'amour gefehlt hätte. In neuerer Zeit, wo mehr auf die Virtuosität gesehen wird, ist sie fast gänzlich vergessen.

„Bratsche" unter den Streichinstrumenten zu Ehren zu bringen. Ich besitze ein kleines Bildniß in Wasserfarben gemalt, Schiff darstellend, wie er die Viola spielt, es ist das ähnlichste Bild, das von ihm existiren dürfte. Er schrieb mir Folgendes:

Sie kennen mich in einer Zeit, die nicht zu den glänzenden Perioden meines Lebens gehört. Doch gebe der Himmel, daß wir Beide noch glücklichere Zeiten erleben und alsdann werden Sie sehen, daß auch ich ein Anderer sein kann.

Hamburg, den 29. März 1859.

Zur Erinnerung an ihren Freund
Dr. Hermann Schiff.

Zu meinem Geburstag im J. 1861 schickte er mir das oben erwähnte Bild und schrieb dazu:

So viel Du brauchst und etwas drüber,
Was auf den Leib, was in dem Bauch,
Im Beutel was, je mehr je lieber
Und etwas in dem Gläschen auch.

Es lebe die Poesie! Zum Geburtstag seines Freundes
Hermann Josef Landau
Dr. Hermann Schiff.*)

*) Wen von meinen Lesern es interessirt, über Schiff noch Näheres zu erfahren, der nehme zur Hand: „Neuer deutscher Hausschatz" von H. J. Landau. 4. Auflage. Literatur Pag. 1121 bis 1126.

1857 bis 1861.

Der Teutscheste der Teutschen. — Franz Gläser. Redivivus Friedrich Hebbel. Roger. Sophie Schröder. Bottasini.

Es war am 21. Juli 1867, als die erste und letzte Verlesung des wandernden Barden, Franz Bacherl im Wörmer'schen Saale zu Hamburg stattfand. Bevor ich mir in meine Erinnerungen irgend ein Wort für oder wider den, nun bereits hingeschiedenen „Teutschesten der Teutschen" „er=Laube, sei hier die Thatsache mitgetheilt, daß der Saal überfüllt war. Zweitausend Personen dürften immerhin versammelt gewesen sein. Bacherl erschien, wurde mit Jubel, wenn man einen Lärm, wovon mir noch lange die Ohren gellten, so nennen kann, empfangen; und dieser, selbst während des Vortags anhaltende laute Jubel machte es mir denn geradezu unmöglich, irgend ein Urtheil über den Werth oder Unwerth, was Bacherl las, mir bilden zu können, da nur einzelne Worte zu meinem Ohre gelangten. Was ich hörte, bezeugte übrigens, daß Bacherl zwar sprechen, aber kein reines, richtiges Deutsch sprechen konnte. Er redete im hochbairischen Dialekte und der klingt für alle im Norden Lebenden — also damals auch für mich — so, daß man lachen muß, man möge nun wollen oder nicht. Hätte jedoch das Publikum seinen Spott, der übrigens mit trefflicher strategischer Kenntniß von den Verehrern Laube's, mit dessen Intimus, dem nun verstorbenen Novellisten Robert

Heller, an der Spitze, der damals in Hamburg den journalistischen Feldherrnstab führte, inscenirt wurde, auf etwas weniger laute und ungastfreundliche Weise kundgegeben, so würde es endlich selbst die Entdeckung gemacht haben, daß sich in Bacherl's Gedichten neben vielem geradezu Absurden, Rohen und Unbeholfenen, mancher wirklich poetische, kräftige und eigenthümliche Gedanke findet. Ich las damals mehrere Gedichte Bacherl's und wenn einige größere auch von höherem Unsinn strotzten, so kann ich dennoch versichern, daß wieder andere namentlich im komisch-satyrischen Genre mir nicht schlechter vorkamen, als die sogenannten „Humoresken" anderer Federhelden. Dazu kommt, daß Bacherl Alles sehr schnell improvisirte. Unter sein lithographirtes Portrait, welches er mir als Andenken zustellte, schrieb er aus dem Stegreif folgende Zeilen:

Laß immerhin die Feinde fluchen;
Steh' für das Schöne, wie ein Wall! —
Und willst Du einen Freund Dir suchen,
So findest Du ihn überall!

Zur Erinnerung am Hamburg, den 20. Juli 1857
Herrn Hermann Landau
Franz Bacherl.

Als Bacherl mit Lesung der ersten vier Gedichte zu Ende war, erfolgte abermaliges Skandalgeschrei; Bacherl wurde gerufen, Hüte geschwenkt, Blumen geworfen u. s. w. Und sollte so Etwas nicht organisirt gewesen sein? — Bei der zweiten Abtheilung steigerte sich der Höllenlärm des Auditoriums wo möglich noch mehr. Am Schluße wurde sogar ein Kranz geworfen und zwei Herren — man war damals der Meinung, es wären zwei in französisch-deutscher Tracht verkleidete Schiffsknechte gewesen — sprangen auf das Podium, um Bacherl den Kranz aufs Haupt zu drücken! „Wie gefällt Ihnen das?" fragte mich mein Nebenmann,

und ich erwiederte: Mir gefällt es gar nicht! — „Mir ebenfalls nicht!“ erklärte mein Nachbar und zur Ehre des gebildeten Theils des Publikums will ich glauben, daß es noch recht vielen im Saale Anwesenden nicht gefallen hat. — Wirklich bewunderungswürdig war Bacherl's stoische Ruhe, womit er Alles ertrug. Aber, lieber Leser, wenn ich durchaus weder damals, noch weniger heute, wo die „Fechter von Ravenna=Frage“ einen längst überwundenen Standpunkt einnimmt, keine Lanze für des hingeschiedenen Schulmeisters Dichtertalent einlegen will und Dir es gänzlich freistelle, ihn einen „Reimschmied“ zu nennen, so rathe ich Dir dennoch wohlmeinend, nicht zu denken, daß er dumm gewesen sei. Ich glaube sogar, Bacherl errathen zu haben, wenn ich sage, er dachte: „Wenn es Euch Vergnügen macht, anstatt meine Begabung oder Nichtbegabung einer ernsten, ruhigen Prüfung zu unterwerfen, Euch auf solche Weise über mich lustig zu machen, immerhin! Den Kopf kostet es mir nicht und nicht mich entehrt es, wenn Ihr mich verhöhnt, indem ich, um mir ein kleines Kapital zu sammeln, was mir als armer Dorfschulmeister nicht möglich wäre, mein geringes Talent zu verwerthen suche. Ich gebe Euch, so gut ichs kann, das Beste von dem, was ich habe, und nur ein Schelm gibt mehr, als er selber hat.“ — Was mich in dieser Ansicht bestärkte, ist der Umstand, daß, als er mich am Tage nach seiner Vorlesung besuchte, er sich wohlgemuth zeigte und mit köstlicher Laune äußerte: „Ja, man ließ mich gestern vor lauter Enthusiasmus gar nicht zu Worte kommen!“ — Ich forderte ihn auf, mir einige Zeilen zu schreiben; ohne sich lange zu besinnen, schrieb er den nachfolgenden Vers und sagte, indem er mir das geschriebene Blatt überreichte: „Hier haben Sie meine Kritik über meine gestrige Vorlesung:“

Es gibt der Leute allerhand —
Von Weisen, wie von Dummen;
Die Nachtigall besingt das Land —
Der Ochs zertritt die Blumen.

Hamburg, den 22. Juli 1857.

Franz Bacherl.

Ich habe das obige Stammblatt Bacherl's ohne Anstand als „Curiosum" meinem Album eingereiht. Die Großen, deren Namen mein Album ziert, sind zu erhaben, um sich darüber piquirt zu fühlen, daß ich ihnen Bacherl zugesellt und werden auch wie so viele Tausende und Tausende, wenn sie den Namen Bacherl lesen, ihm eine dankende Erinnerung nicht versagen können; denn er ist und bleibt ein für allemal derjenige, der den ersten, freilich rohen, unbeholfenen und nur in Schattenrissen entworfenen Stoff zu dem schönen, herrlichen, echt deutschen Dichterwerke Halm's: „Der Fechter von Ravenna" geliefert und wie bei allen — selbst den großartigsten Bauwerken, Meister, Geselle und Lehrling wirken, so auch hier: Meister Halm, Geselle Laube — Lehrjunge Bacherl!

Nun kömmt aber die Quintessenz des Humors, welchen die Erinnerung an Bacherl für mich und vielleicht auch für noch Viele enthält, die immerhin aber Stoff zum „Nachdenken" bieten dürfte. Viele Dichter und Schriftsteller, intelligente, hochbegabte und vielbelesene Personen, nämlich, die mein Album in Augenschein nahmen und bei welcher Gelegenheit ich, im Anfang scherzweise, später absichtlich um zu prüfen, stets die Hand auf die Unterschrift Bacherl's legte und die Beschauer frug: „Rathen Sie einmal gefälligst, von wem die Verse sind?" — antwortete man mir beiläufig folgendermassen: „Bekannt sind sie mir,

sie haben einen Saphir'schen Anstrich"; die Meisten aber sagten sofort: „Von Heine!" sie haben so ganz Heine's Satyre und Versmaß, es klingt so Heinisch!" — Nun, verehrter Leser! lache, lache zu! Ich habe auch gelacht, recht herzlich gelacht, wenn ich die Hand von der Unterschrift abhob und dem Gelehrten, dem gebildeten Literaturfreunde oder der schönen vielbelesenen Dame den Namen Bacherl zeigte; und sie lachten auch und sagten alle stets: „Es hat so etwas Heine'sches! — Und ist etwa dies nicht humoristisch? Heine-Bacherl! Bacherl muß doch mindestens ein Lehrling im Dienste der Poesie gewesen sein und ich glaube fast, ein Lehrling, der mehr zu beneiden ist, als mancher — literarischer Handlanger. Doch fort! fort!

„Die Flasche zur Hand! Die Flasche zur Hand!
Und prüfet mit Verstand!"

lautet der Text des Trinkliedes in der lieblich-schönen Oper: „Des Adlers Horst" von Franz Gläser; das mir auch, der nun verstorbene Componist für mein Album schrieb, und welches Blatt neben jenem Bacherl's eingereiht ist. Nach Gläser folgt unmittelbar der treffliche und anmuthige Sänger Roger. Der Name klingt überrheinisch, Roger ist auch Franzose und doch schrieb er mit deutlicher, fester deutscher Handschrift sich in mein Album ein. Eben so sinnreich als für mich schmeichelhaft erwählte er eine Stelle aus seiner Glanzrolle in den „Hugenotten", 4. Act, nämlich:

Dieses Wort Deiner Liebe leuchtet mir so hell durch dei Nacht!

Hamburg, den 30. Juni 1857.

Roger.

Am Tage vor seiner Abreise übergab er mir noch sein von F. Bürde herrlich gezeichnetes und von Korn in Berlin gedrucktes sprechend ähnliches Bildniß — Kniestück — mit der Inscription:

A. Mr. Landau
Souvernir de G. Roger.

Im J. 1857 war es, wo Hebbel nach langer Zeit wieder Hamburg besuchte, und als wir uns begegneten, mich mit einer besonderen Freundlichkeit begrüßte. Wir gaben uns zuweilen Rendez-vous, um hier und da eine kleine Promenade zu machen, oder einen Nachmittags-Caffee oder ein Glas Bier zu nehmen. So geschah es, daß wir einmal für den nächsten Tag um 11 Uhr Vormittags ein Stelldichein verabredeten und zwar zu einem „Morgen-Seidl" in der „Tonhalle", einem damals besuchten Locale, wo man sehr gutes Bier trank. — Julius Stettenheim, ein geborener Hamburger, damals noch jung, hatte sich schon bei der J. F. Richter'schen „Reform" seinen ersten goldenen Sporn als humoristischer Schriftsteller unter dem Pseudonym „Faust" oder „Mephistopheles" erworben. Er studirte fleißig, siedelte dann nach Berlin über, nahm daselbst seinen permanenten Aufenthalt und wurde Begründer und Hauptredacteur des noch heute bestehenden satyrischen Blattes „Die Wespe"; er heirathete die Tochter des Dr. Schweizer, einstmaligen Hauptredacteurs der k. k. Wiener Zeitung. —

Also Hebbel und ich saßen erst allein am Tische, sprachen sehr gemüthlich, Hebbel freilich mit seiner philosophischen Ruhe, aber immer voll Geist und zuweilen Humor, der aber einen Anstrich von Bitterkeit annahm, sobald man auf das Thema von Aufführungen, oder besser Nicht-Aufführungen seiner Dramen kam. Da trat der oben erwähnte Humorist Stettenheim ein, als er mich sah, wir waren befreundet, trat er an mich grüßend heran, ergriff den leeren Sessel mit den Worten: Sie erlauben

doch? Störe ich die Herren nicht? Letzteres wurde verneint. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als die beiden Herren gegenseitig vorzustellen, mit den üblichen Worten: Herr Friedrich Hebbel! Herr Julius Stettenheim, Schriftsteller. Stettenheim, hocherfreut und angenehm überrascht, sich vom Sitze erhebend schrie fast: „Das freut mich ungemein!“ Hebbel erhob sich ebenfalls, jedoch sehr gelassen, reichte dem jungen Manne die Hand mit dem Ausdruck: Ist mir ein Vergnügen! — Der Gedanken- und Meinungsaustausch über Theater, Literatur und alles in diese Sphäre Einschlagende wurde immer lebhafter und animirter, es verging die Zeit raschen Laufes, wir merkten es nicht und symbolisch sei es mir erlaubt zu erwähnen: Wir säßen vielleicht noch heute beisammen — wenn es nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen wäre, der da zündete und das Feuer rasch um sich greifen machte; denn dem guten, harmlosen Julius, nichts Uebles denkend, fiel es auf einmal ein zu fragen: „Herr Doctor! (so titulirte er artiger Weise Hebbel) sagen Sie mir einmal gefälligst, was macht denn jetzt der Laube in Wien?“ — Da überflog eine Scharlach-Röthe Hebbel's mildes Antlitz, er erhob sich rasch von seinem Sitze, griff in die Tasche nach seiner Börse, rief: zahlen! bezahlte. „Ich empfehle mich, meine Herren!“ und wie im Nu war er entschwunden. Lieber Freund Julius! wenn ich jetzt zurückdenke, wie sie da saßen fast starr vor Verwunderung, mich mit offenen, staunenden Blicken ansehend. Ich lächelte und sagte: Lieber Freund! wie konnten Sie so unvorsichtig sein und nur den Namen Laube in seiner Gegenwart aussprechen? Wissen Sie denn nicht, und lesen Sie denn nicht die Zeitungen, daß Hebbel und Laube die größten Antipoden sind? — — Den andern Tag suchte ich Hebbel auf und sprach ihm mein Bedauern aus, daß ich die indirecte Veranlassung des für ihn nicht erfreulichen Vorfalles war. Da sprach Hebbel: Vergessen! Lassen wir

das, der gute Mann kann ja nicht dafür, Sie noch weniger, daß ich ungern an unliebsame Dinge erinnert werde und was sollte ich ihm auch sagen? Es war besser, ich ging. — Und später? Der Wahrheit eine Gasse! später hat Laube wieder Alles gut gemacht, was er einst — vielleicht durch Verhältnisse, theils auch durch die Zeitumstände gedrungen, an Hebbel Uncorrectes begangen hat.

> Was der Mensch auch gewinne, er muß es zu theuer bezahlen,
> Wär's auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert.
>
> (Gesammtausgabe meiner Gedichte.)
>
> Zur freundlichen Erinnerung an
> Friedrich Hebbel.

Dieses zweite Stammblatt, welches mir Hebbel, bei seiner Abreise von Hamburg schrieb, hat die hier mitgetheilte Anekdote aus dem Leben des großen Dichters in meiner „Erinnerung" frisch bewahrt.

Würdig neben Hebbel reiht sich in meinem Album, zwar kein Dichter, aber eine ideale Künstlerin an, welche die erhabenen Gestalten der größten Dichter deutscher Zunge uns lebendig vor Augen führte, wie keine andere vor ihr und bisher keine nach ihr: Sophie Schröder. Sie war eine Freundin und Verehrerin Dr. Carl Töpfer's und diesem habe ich es auch zu danken, daß ich damals die schon 76 Jahre alte, große Tragödin persönlich kennen lernte. Unvergeßlich bleibt mir der Umgang mit der damals, trotz ihres hohen Alters, noch immer geistesfrischen und hochgebildeten Greisin, unvergeßlich bleibt es mir auch, sie zu jener Zeit noch die Glocke von Schiller vortragen zu hören. — Sie ließ sich dazu herbei, in Berücksichtigung

eines humanen Zweckes und sie ward, ihren Jahren trotzend, der Kunst noch immer in ausgedehntester, bewunderungswürdiger Weise gerecht und es hat auch der Vortrag ihrem edlen Gemüthe in vollem Maße Rechnung getragen, denn er war die Hauptveranlassung, daß das kunstliebende Publikum Hamburgs in Masse herbeiströmte und so dem betreffenden humanen Zwecke eine hohe Summe zuführte. Sie schrieb mir:

> Die Kunst werden wir seh'n in himmlischer Klarheit,
> Wenn uns leitet Natur — zum Tempel der Wahrheit! —
>
> Hamburg, den 13. September 1857.
>
> Zur freundlichen Erinnerung an
> Sophie Schröder.

Nachstehendes „Andante Sostenuto", von dem berühmten, vielleicht auf seinem Instrumente Contrabaß, einzigen Virtuosen Bottesini, beschließt in meinem Album die Periode des J. 1857.



1858 & 1860.

Ristori. Hoffmann von Fallersleben. E. M. Oettinger. Arnold Schlönbach. Krebs. Speyer. Rückert. Frau Virsing-Hauptmann. J. E. Becker.

Die Ristori gastirte in Hamburg und wohnte in dem bereits erwähnten „Künstler-Hôtel“ La Marche's. Bei der Table d'hôte war sie mein vis à vis, aber nur zeitweilig, sie speiste größtentheils auf ihrem Zimmer; doch es wurde ihr bald bekannt, daß ich Theaterreferent einer Zeitung bin und ein Entgegenkommen ihrerseits bewerkstelligte bald darauf, als man ihr meine Berichte übersetzte, ein sehr freundliches Einvernehmen. Ihre Rollen, die sie spielte, waren: Medea, Lady Macbeth, Maria Stuart, Phädra, Deborah und eine heitere Rolle in einem einaktigen Lustspiel: „Die glücklichen Eifersüchtigen“ von J. Giraud. Die Legouvé'sche „Medea“, welche uns die große italienische Tragödin vorführte, legte aufs Neue den Beweis ab, wie selbst schwache dramatische Produkte in den Händen echter Künstler zur Geltung gebracht werden können; denn abgesehen von den uns leider verloren gegangenen frühern Bearbeitung desselben Stoffes von Aeschylos, Sophokles, sind doch noch von den alten Bearbeitungen jene des Euripides und Seneca vorhanden, die in jeder Weise hoch über jenem französischen ins Italienische übertragenen Producte des Legouvé stehen. Selbst das einactige Gotter'sche Melodrama

ist ein wahres Meisterstück der Poesie gegen das in Rede stehende Trauerspiel und die Triologie unseres Grillparzer's gehört unstreitig zu den besten poetischen Werken dieses Dichters. Würde uns dasselbe von einer Künstlerin wie die Ristori vorgeführt worden sein, so dürfte man schon zu jener Zeit erkannt haben, welch' einen Schatz der dramatischen Poesie wir in Grillparzer's Medea besitzen, so aber wurde erst später — Dank der Wolter! — die Aufmunterung und Aneiferung für die deutschen Schauspielerinnen erweckt, die eine Glanzrolle darin für sich erblickten und es dürfte, wenn auch noch immer erst im Beginn, doch nach und nach gelingen, daß der Grillparzer'schen „Medea" der andauerndste Ehrenplatz im deutschen Repertoir eingeräumt wird, den sie im höchsten Grade verdient. — Macbeth! Daß der Shakespear'sche Macbeth, der bei uns Deutschen nach der Tieck-Schlegelschen, bisher noch immer unübertrefflichen Uebersetzung auch nicht in seinem ganzen Umfange gegeben wird, hier aber in italienischer Bearbeitung von G. Caacone eine noch imensere Zusammenschmelzung erleiden mußte, ist leicht begreiflich. Der fünfactige Macbeth wurde zu einem vieractigen zusammengezogen, der erste Act wurde allerdings fast ganz ohne jedwede Kürzung der Scenerien, ja selbst nicht mit Auslassungen im Dialoge gegeben; aber die letzten Acte waren fast um die Hälfte abgekürzt. Doch ist dieses bei derartigen Fällen wirklich zu entschuldigen und zwar um so mehr, als man berücksichtigen mußte, daß das Personale der italienischen Gesellschaft, ein der Zahl nach geringes war, um dem Macbeth nur halbwegs gerecht werden zu können. Wenn hier und da einige „orthodoxe" Shakespearianer, an der Art und Weise der Aufführung und Wiedergabe des Charakters der Lady durch Ristori Etwas zu mäkeln fanden, so hatte dies weiter keinen Einfluß auf die allgemeine gerechte Anerkennung, die ihr geworden und hat bis auf heute um

so weniger der Ruhm der Ristori nur um ein Haar breit verringert, als ihre Auffassung der Rolle als eine durchaus freie, geniale anzusehen ist. Fast dieselbe Anschauung haben wir in unseren „Erinnerungen" über ihre „Maria Stuart" bewahrt. Jedoch weiß ich mich noch recht zu erinnern, daß gebildete und selbst urtheilsbefähigte Leute, welche auch die Stuart von der Rachel spielen sahen, die Ristori in dieser Rolle höher stellten als die französische Tragödin. Ich aber glaube trotzdem, daß diese Erhöhung nur auf Rechnung der Erscheinung geschah, indem die Ristori in ihrem Aeßern sich mehr zu einer „verführerischen Marie" eignete, als die heroische, unvergeßliche Sprecherin von: „Allons, enfants de la patrie!" — Die uns von der Ristori vorgeführte „Phädra" ist aus dem französischen Original ins Italienische von Dall'Orgra, und von da erst wieder ins Deutsche, für die, für Deutschland bestimmten Verkaufs-Exemplare übertragen; jedoch hält die letztere Uebertragung in keiner Weise einen Vergleich mit jener Schiller's aus, denn in der Schiller'schen Phädra ist nicht nur eine treue, fast wörtliche Uebersetzung zu finden, sondern es ist dieselbe auch durch und durch von einer echt dichterischen Weihe durchflossen. Die „Phädra" kann als die beste aller ihrer vortrefflichen Leistungen bezeichnet werden. Und so groß und unerreichbar die Ristori als Medea ist, würde ich ihrer Phädra doch noch den Vorzug geben, denn hier war es, wo uns die Künstlerin einen Charakter von Anfang bis zum Ende, wie aus einem Guß, nicht nur geistig, sondern auch verkörpert zur Anschauung brachte; hier war es, wo selbst die allergeringste Situation, der unscheinbarste Moment von ihr zur Geltung gebracht wurde, so zwar, daß hier ein in allen Theilen vollendetes Ganzes geboten wurde und nicht Einzelnes vor dem Andern, die schöne Illusion zerstörend, hervortrat. Mit einem Worte, die Ristori war eine Phädra von Scheitel bis zur Zehe, mit aller körperlichen Macht und

geistiger Kraft, wie sie uns aus dem Chaos der Mythe das schöpferische Genie Racin's heraufbeschworen. — Deborah! Ins Italienische übersetzt von Cajetan Cerri. Es dürfte nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß Cerri, von Geburt ein Italiener, schon in seinen frühesten Jünglingsjahren nach Wien übersiedelte. Noch Anfangs der 40er Jahre, als er in Wien sein Domicil aufschlug (wo er noch heute als k. k. Beamte lebt), verstand er kein Wort deutsch; allein er studirte alsobald mit vielem Eifer und Fleiß deutsche Sprache und Literatur, arbeitete dann für deutsche Journale und zählt jetzt mit zu den besseren deutschen Lyrikern der Geibl'schen Schule; und eben er ist der Uebersetzer des Mosenthal'schen Volksdramas „Deborah" und nach competenten Urtheilen erhielten wir selten eine so treue Uebersetzung eines deutschen Dramas in eine fremde Sprache, als die in Rede stehende. In dieser Hinsicht kann Mosenthal vollkommen zufrieden sein, noch mehr aber mit der gefeierten Künstlerin Ristori, welche diesen Titelpart zu seiner höchsten Höhe erhob. So sehr mir auch damals noch die Leistungen der Damen Enghaus (später Hebbel-Enghaus), Wilhelmi, Heuser und Mittel-Weißbach in guter Erinnerung waren, so mußte ich doch bekennen, daß die Deborah der Ristori die richtigste und wahrste ist; ja selbst heute, nachdem ich noch so viele hervorragende Künstlerinnen in dieser Rolle zu sehen Gelegenheit hatte und trotzdem ich auch eine Janauschek und Klara Ziegler darin bewunderte, hat sich diese meine unmaßgebliche Meinung nicht abgeschwächt. Die Ristori hat wie keine andere Darstellerin den Charakter der Deborah, nicht nur vom ersten bis zum letzten Moment mit eiserner Consequenz in allen wechselnden Schmerz- und Freude-Momenten richtig aufgefaßt und durchgeführt, sondern auch mit echt orientalischer, wohlthuender Wärme und wieder, wo es die Situation erfordert, mit einer an Shylock mahnenden Schärfe, die uns tief erschüt-

terte, auszustatten vermocht und verstanden. — Ich erwähnte auch, daß die italienische Tragödin in dem Lustspiele „die glücklichen Eifersüchtigen“ sich auch im heitern Genre zeigte und geschah dieses auch in trefflicher Art und Weise, so glaube ich dennoch, daß es der Ristori mehr darum zu thun war, das Publikum, das sie durch den Ernst aller ihrer Rollen so viel zum Nachdenken, zur Trauer, zur Wehmuth, zum Mitleid gestimmt, auch zu revanchiren, ihm mit der kleinen, heiteren Rolle so zu sagen ein Baiser des Dankes als Abschied zukommen zu lassen und ihm dadurch heiteres Lächeln, freundliche Stimmung zu verleihen. Sie gab mir ihr wohlgetroffenes Bild, in Costum der Medea mit einer Inscription versehen und ein Stammblättchen, worauf sie schrieb:

Ricorditi di me che son la Pia.
Hambourg, 8 Tevirer 1858.
Adelaide Ristori del Grilla.

Nun komme ich zu dem Béranger der Deutschen, dem biedersten und herrlichsten Sänger für Freiheit und Vaterland, dem edelsten und begeistertesten Dichter seines Volkes, dem ehrlichsten und größten Patrioten des geeinigten Deutschlands, dem liebenswürdigsten und humansten Menschen — Hoffmann v. Fallersleben!

Im Jahre 1858 war ich schon so glücklich, eine zwar nur circa 1000bändige, aber was bessere Belletristik und Literaturgeschichte betrifft, ziemlich gewählte Bibliothek zu besitzen, und diese Bibliothek verschaffte mir die Ehre des Besuches Hoffmann von Fallersleben's, der, als er erfuhr, daß ich im Besitze einer solchen bin, sofort sich in meine Wohnung begab. Eines sehr heißen August-Nachmittags saß ich recht kommode in etwas leichtem Hausanzuge in meiner hübschen, geräumigen Wohnung — einem schönen ebenerdigen Zimmer mit Alcoven — am sogenannten Gänse-

markt, da klopfte es an der Zimmerthüre. „Herein!" — Ein großer, ziemlich kräftiger Mann, mit schon ziemlich weißem, lang herabwallendem Kopfhaar trat herein. „Mein Name ist Hoffmann von Fallersleben!" sprach er mich an und reichte mir seine biedere Rechte. „Das ist mir sehr angenehm; längst war es mein heißester Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen; endlich! endlich! — Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches? Wie kommt dieser Glanz in meine Hütte?" — Da lächelte er so holdseelig-freundlich, so kindlich, es spiegelte sich sein bieder-deutsches Gemüth, so frei von allem Falsch und Truge, in seinen edlen Zügen ab. — „Nun, ich habe Ihr Werk „Hausschatz" einige Male in die Hand bekommen, es ist ein brillantes Zeugniß Ihres Fleißes, und Fleiß ist auch ein Talent, und ein Talent kann sich auch zu einer gewissen Genialität emporschwingen!" — „Sie beschämen mich doppelt, geehrter Herr Professor," sprach ich, „ich will es nie an Fleiß fehlen lassen, aber „genial", das kann nur ein literatur-historischer Heroe wie Sie es sind, sein; und zudem beschämen Sie mich, weil Ihr gefeierter Name mein Werk noch nicht ziert!" — „Nein! so ist's nicht gemeint," entgegnete Hoffmann, „ich lebe ja noch, warten Sie — warten Sie — bis ich . . . „Oho! fiel ich ihm ins Wort, „da kann ich noch lange warten, Sie müssen, Sie werden noch lange leben!" — „Nun wollen wir beim Leben bleiben," sagte er, sich vom Sitze erhebend, „und auch dem Geiste huldigen." Da ging er auf die Bücher-Borde los, ergriff den einen oder den anderen Band, blätterte hin und wieder. „Nun, Sie haben doch eine hübsche encyclopädische Sammlung, ich sehe da den großen Jächer, sogar mit der Fortsetzung von Adelung, den Jörden, Meusel, auch den Eschenburg, und schau! schau! auch das Schleswig-Holstein'sche Lexicon!" — „Ich habe auch den Brockhaus, man muß ihn doch haben, schon der neuen Zeit

wegen." — „Was haben Sie denn da?" — „Das sind Poesien, so viel es mir möglich war von der ältesten Zeit bis auf heute aufzutreiben. — „Was sehe ich," rief er, „das ist schön, das freut mich, bei Ihnen zu finden den Lohenstein, Gryphius, Hoffmannswaldau — was ist das für eine Ausgabe?" — „Die ist von 1717 — hier ist eine ältere von 1689." — — So ging das eine volle Stunde fort. Endlich nahm er einige Bände, legt selbe bei Seite, und als er sich empfahl, steckte er die ausgewählten Bücher unter die Arme, reichte mir die Hand und sagte: „Die entführe ich Ihnen!" — „Ich würde sie wohl schwer entbehren, aber es ist mir ein Vergnügen, wenn Sie selbe wünschen?" — „Nein! Nein! Es ist nur Scherz. Uebrigens, wissen Sie was ich suche, und hier in Hamburg bei allen Antiquaren nicht bekommen kann; haben Sie ihn vielleicht, den Erlach, seine Volkslieder der Deutschen, die Mannheimer Ausgabe von 1834, sie ist doch so alt nicht und doch schon so selten." — „Bedaure, den besitze ich nicht, ich konnte ihn bisher auch nicht erlangen, erinnere mich auch nicht, ihn sobald antiquarisch angezeigt gefunden zu haben." — — — — — Und heute! Unvergeßlicher, herrlicher, lieber Hoffmann! Heute bin ich im Besitze desselben, nach sechszehn Jahren, wie gerne würde ich Dir es überlassen (so lieb und werthvoll mir auch das Werk als Unicum in seiner Art ist), würdest Du noch leben. Und doch Du lebst in den Herzen aller Deutschen für alle Zeiten!

Und so kam es auch, daß ich während des ganzen damaligen Aufenthaltes Hoffmann's in Hamburg öfter mit ihm verkehrte; wie viel Schönes und Herrliches habe ich von ihm gehört, gesehen, erfahren und gelernt. Und welche Aufmunterung, welche liebevolle Ermahnungen zum weiteren Streben, zu weiterer Arbeit, welche Fingerzeige, welche väterliche Lehren hat er mir angedeihen lassen und gegeben.

Er besuchte mich noch einige Male, und als er mir seine Abschiedsvisite machte, so herzlich innig, frug ich ihn: „Geehrter Herr Professor! Wer weiß, wann ich wieder das Glück habe, Sie zu sehen, aber gewiß, ich will alles Mögliche anwenden, wieder einmal den Hochgenuß Ihres für mich nicht genug zu schätzenden Umganges mir zu verschaffen; wenn es gelingen sollte, werden Sie mir das bleiben, was Sie mir heute sind?" — „Hier!" mir die Hand reichend, „heut und immer!" Da wurde ich muthig-heiter, und scherzend, doch ernst meinend, warf ich so die Worte hin: „Geben Sie mir das Schwarz auf Weiß!" — „Auch das!" — Lieber Leser! Du kannst Dir denken, daß im Nu ein Kärtchen bläuliches Briefpapier, was mir gerade am nächsten lag, unter der Feder Hoffmann's ruhete und auch im nächsten Augenblicke stand mit perlendschöner, deutlichen Handschrift darauf:

Heut und Immer!

Hamburg, den 31. August 1858.

Hoffmann von Fallersleben.

Und „heut!" ist der große Lehrer und „Meister" todt! Aber für „immer!" lebt sein Geist im — Volke! Nun folgt Eduard Maria Oettinger mit dem bekannten lateinischen Spruch: Scientiae ipsae ignorantiae testes; später erhielt ich von demselben, als wir in Dresden zusammenkamen, auch dessen Photographie, ihn in Lebensgröße in einem großen Mantel gehüllt darstellend, und da es im Sommer und die Hitze eine bedeutende war, so schrieb er rückwärts darauf: „Denken Sie zuweilen an diesen Mann, der seinen Mantel bei dieser Hitze gerne bei

irgend einer schönen Potiphär zurückließe. Dresden am 18. Mai 1868. E. M. Oettinger. Zu jener Zeit nahte sich die Vollendung seines Werkes: „Moniteur de Dats“, das wahrlich, freilich in äußerster Prägnanz, das reichhaltigste encyklopädische Werk ist, das wir bisher besitzen. Oettinger hielt sehr viel von dieser seiner jahrelangen Arbeit, und er äußerte einst zu mir: „Wenn ich ein sehr reicher Mann wäre, hätte ich von diesem Werke (es erforderte die Ausgabe die Summe von 6 bis 8000 Thalern) nur drei Abdrücke machen lassen und zwar hätte ich ein Exemplar dem lieben Gott gewidmet, das zweite dem König von Preußen, und das dritte hätte ich mir selbst behalten.“ — Und was war der Lohn dieser seiner Riesenarbeit? Nichts! Noch weniger als Nichts, Schulden, Sorgen! Jetzt ist Oettinger todt, starb in nicht sehr glänzenden Vermögensverhältnissen, und testamentarisch hat er den berühmten, in Dresden lebenden Schriftsteller und Gelehrten Dr. Hugo Schramm die Fortsetzung, respective Nachträge zum „Moniteur de Dats“ übertragen. In bessere Hände konnte diese Arbeit nicht gegeben werden. Schramm hat den Fleiß, das Wissen dazu, überhaupt ist wie geschaffen für dasselbe.

Bereits 1861 trat ich von Hamburg aus eine kleine Rundreise an, nach Bremen, Hannover, Coburg, Cassel, Frankfurt, Nürnberg, berührte Würzburg u. s. w. So manches Blättchen, während dieser Reise erworben, ziert mein Album, ich will jedoch nur die hervorheben, welche ein gewisses Interesse haben und wieder eines darunter, welches als das wichtigste und hervorragendste dieser Periode erscheint, von Friedrich Rückert. — Es ist leicht begreiflich, wenn man schon in Coburg war, daß man sich da nicht die Gelegenheit entgehen lassen konnte, wenn möglich Rückert zu sprechen. Allein Rückert wohnte zur selben Zeit in Neuße, nächst Coburg, für eine Fuß-

partḥie lag es doch etwas zu entfernt, und fahren war, wenn auch für einen solchen Genuß nicht zu kostspielig, aber immerhin, die Auslagen abgesehen, zu problematisch, denn es frug sich, ob der damals schon alte, und hier und da sich nicht immer wohl befindende Dichter Fremde empfängt, und ob er überhaupt disponirt sei, Besuche anzunehmen. Ich erkundigte mich, und man gab mir den Rath, mich vorerst bei seinem in Coburg domicilirenden und als Arzt practicirenden Sohne Dr. Rückert zu erkundigen, ob man den Papa besuchen könne. Der Vorschlag schien mir einleuchtend, ich acceptirte denselben, und verfügte mich eines Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr in die Wohnung des Dichter-Sohnes. Kein betreßter Diener, kein sonstiger Dienstbote kam mir entgegen; eine Thür wahrnehmend, klopfte ich an; „herein" hörte ich und trat ein. Ich sah eine lange Tafel, noch mit den Ueberresten des vollbrachten Mittagstisches, ein Herr trat mir freundlich entgegen, fragend: „Was steht zu Diensten?" — „Ich möchte das Vergnügen haben, den Herrn Dr. Rückert zu sprechen." — „Der bin ich." — „Das freut mich, und ich kann sogleich mit meiner Bitte herausrücken: Ob ich die Ehre haben könnte, in Neuße von Ihrem Herrn Papa empfangen zu werden, mein Name ist Landau!" — „Landau? Landau? Vielleicht der Verfasser des „Hausschatzes?" — „So ist es!" sprach ich in freudigster Stimmung versetzt, mir denkend, daß meine Arbeiten doch manches Gute haben müssen, wenn selbe bis zu einem Rückert gelangen. — „Nun meinen Vater wollen Sie sprechen? — „Ja, ich möchte gerne die Ehre haben, aber fruchtlos will ich nicht nach Neuße fahren." — „Schön! Nehmen Sie gefälligst Platz, warten Sie einige Augenblicke," war die Antwort, und Dr. Rückert ging in eines der nächstanstoßenden Zimmer. Ich war nur einige Minuten allein meinen Gedanken überlassend, da öffnete sich die Thüre des Zimmers, Dr. Rückert trat heraus,

die Thüre offen lassend, stellte sich zur Seite, ihm folgte sogleich eine große, magere, aber doch ziemlich kräftige Männergestalt mit langem, weißem Haare — dem Bilde nach erkannte ich sofort den Dichter, und trat ehrerbietig ihm entgegen; der Sohn sagte: „Mein Vater! Herr Schriftsteller Landau, der Verfasser des „Hausschatzes"; und Rückert reichte mir seine Hand entgegen, mit den Worten: „Es ist mir angenehm, Sie zu kennen! Doch setzen wir uns." Als wir uns niederließen, verließ uns der Sohn, wir blieben allein. Eine volle halbe Stunde dauerte die Conversation, auch die Politik wurde dabei flüchtig berührt; da fiel es mir ein, es ist nach Tische, ich störe am Ende den alten Mann in seinem Nachmittags-Schläfchen, erhob ich mich mit den Worten: „Nun will ich Herrn Professor nicht länger incomodiren, Sie wollten vielleicht gerade jetzt Ihre Nachmittagsruhe pflegen?" — „Wohl! Doch das hat keine Eile!" Ich empfahl mich, wie selbstverständlich, mit dem Ausdruck, daß es mir zu den angenehmsten Erinnerungen zählen wird, Herrn Professor persönlich kennen gelernt zu haben, und hier war es auch, wo mir der Gedanke kam, daß ich vielleicht das erste — aber auch das letzte Mal das Glück haben dürfte, Rückert zu begegnen, und der Spruch Schillers: „Die Gunst des Augenblickes" ermunterte mich zu sagen: „Ich wünschte nur sehnlichst ein sichtbares Andenken an diese Stunde zu besitzen!" — „Worin könnte dieses bestehen?" frug freundlich lächelnd der greise Sänger deutscher Lieder. „Nun, wenn ichs wagen darf — einige wenn auch nur wenige Worte aus Ihrer Feder." Heraus war es! und ich muß gestehen, daß eine Blutwärme meinen ganzen Körper durchzog, und mein Gesicht sich geröthet haben muß, ob der Furcht, daß mein Ersuchen etwa als unbescheiden gedeutet werden dürfte. Doch rasch wars vorüber, hocherfreut, muthiger als zuvor wurde ich, als

Rückert sagte: „O gerne, gerne! Mit Vergnügen!" ein Blättchen Briefpapier und Feder ergriff, sich nochmals niedersetzte und schrieb:

> Zum Andenken an
>
> Friedrich Rückert.
>
> Coburg, November 1861.

Auch Arnold Schlönbach, der Antipode Julian Schmidt's, erfreuete mich mit folgender Inscription, die, wie ich meinen Lesern bemerken muß, auch auf meine noch damalige Junggesellenschaft anspielt:

> Möge Ihr reicher Hausschatz Ihnen auch eben solchen Schatz für das Haus bringen und zwar in doppelter Beziehung. Mit dieser Aussicht werden Sie auch wohl gerne auf einen Vers verzichten; im Geiste der Grenzboten sind ja auch Brod, Braten und Sittlichkeit weit mehr werth als alle Verse.
>
> Coburg, den 9. November 1861.
>
> Arnold Schlönbach.

Schlönbach hatte während unseres fleißigen Zusammenkommens in Coburg, wo, wie natürlich, die Literatur den Hauptstoff unserer Conversation bildete, wahrgenommen, daß ich ein eifriger Leser und Verehrer aller Göthe und Schiller bezughabenden Schriften bin, worauf er mir auch

noch sein Werk: „Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche“ (Hannover, Carl Rümpler 1856) mit folgender Widmung überreichte:

„Todte Frauen sind meist interessanter wie lebende. Möchte aber wenigstens Ein lebendes Frauenbild Sie auf Ihrem thätigen und wirkenden Lebensgange begleiten. Als freundliche Erinnerung an den Verfasser dieses Buches.

Coburg, den 9. Dezember 1861.

Arnold Schlönbach.

Auch Frau Versing-Hauptmann, damals Mitglied des Hoftheaters in Coburg-Gotha, gegenwärtig eine Zierde des deutschen Landestheaters in Prag, erfreute mich mit einem Stammbuchblatte, und da zur selben Zeit eine Sammlung ihrer Poesien bei Wigand in Leipzig erschienen war, sie sich also als Poetin kundgab, erforderte es auch schon die Artigkeit, von meiner Seite sie zu einem Verse zu animiren; sie schrieb daher:

In trüber, langer, sorgenvoller Zeit —
Von Schicksalsschlägen fast vernichtet —
Giebt's einen Ausweg noch zur Seligkeit —
Ein Stern, der bald das Dunkel lichtet;
Es ist das Selbstbewußtsein groß und rein:
Schuldlos zu dulden Ungemach und Pein!

Da ich nicht im Stande bin, humoristisch zu sein und Sie einen Vers von mir haben wollen, so nehmen Sie diese Betrachtung einer sentimentalen Stimmung und Stunde von

Anna Versing-Hauptmann.

Coburg, 12. Dezember 1861.

G. von Meyern-Hohenberg, damals Intendant des Hoftheaters und geheimer Cabinetsrath Sr. Hoheit des regierenden Herzogs, welcher auch als Dichter rühmlich sich hervorthat, und dessen „Heinrich von Schwerin" zur Zeit des Schleswig-Holstein'schen Krieges große Sensation erregte und seinen Namen als dramatischer Schriftsteller popularisirte, hat, meinem „sehr freundlichen Wunsche gerne entsprechend," einen Beitrag für mein Album mir zukommen lassen.

Von Coburg reiste ich nach Würzburg, wo ich den, namentlich was Vocal-Quartette betrifft, berühmten Componisten V. E. Becker kennen lernte, mit dem ich auch in nähere freundschaftliche Verbindung trat. Er schrieb mir Noten: „Sängerspruch" mit nachfolgendem unterlegten Texte:

„Deutsches Wort und deutsches Lied, Lieb' zum Vaterland,
Schlingt um alle Herzen fest der Eintracht Band!"

und fügte noch sein treffliches Bildniß als Dirigent, versehen mit einer liebenswürdigen Inscription, bei.

Fast ein ganzes Jahr lang hatte ich theils keine Gelegenheit, theils wieder waren die Verhältnisse und Umstände nicht so günstig, um mein Album zu vermehren. Erst bei meiner Ankunft in Wien 1862 begann eine neue, ich möchte sagen eine sehr günstige Periode für meine Erinnerungen.



1862 bis 1864.

Bauernfeld. L. A. Frankl. Carl Beck. Mosenthal. Offenbach.

Bauernfeld beginnt den Reigen, und zwar schrieb er in Folge einer Conversation, die einige Rückblicke in die Vergangenheit Oesterreichs zum Vorwurf hatten, folgende Sentenz:

Vor Zeiten.

Das war das heit're Schlaraffen-Land,
Der Sitz der Philister-Innung!
Da frug nach Geist und Talent Niemand —
Man verlangte nur gute Gesinnung.

Wien, Oktober 1862. Bauernfeld.

Nun folgt der Dichter des Balladen-Cyclus „Habsburg-Lieder" und des noch lange nicht genug gewürdigten Helden-Liedes: „Don Juan d'Austria", der als Tourist in den Landen der bildenden Kunst und Malerei seine reichlich eingesammelten Erfahrungen trefflich wiederzugeben verstand; der Pilger „Nach Jerusalem," der uns auch „Aus Egypten" viel weisheitliches mitgebracht, der treffliche Autor: „Aus halbvergangener Zeit", die für die Geschichte in Zukunft erst den wahren Werth erhalten wird, der mit

Unrecht viel angefeindete „Necrologist“ hingeschiedener berühmter Persönlichkeiten. Mit Unrecht, sagte ich, und wiederhole es nochmals; denn ist es ein Unrecht, würdigen Männern einen würdigen Nachruf zu widmen? Frankl tröstete sich darüber, und wahrlich, diese seine Feinde dürften, wenn einst die Tinte ihrer Lebensfähigkeit eintrocknet, einen Nachruf aus seiner Feder zu erhalten nicht zu stolz oder vielmehr sich denselben schon heute zu sichern, gerne bereit sein. — — L. A. Frankl ist auch der „Alte überall!“ wo es gilt mit Unermüdlichkeit zu arbeiten für humanitäre Anstalten, Errichtung von Monumenten großer Männer aus dem Gebiete der Literatur und Musik und Gründung von Kunstanstalten; der Mann, der, wenn er selbst dieses Alles nicht wäre, hätte seinen Namen Ludwig August Frankl dennoch für alle Zeiten in der Geschichte des Jahres 1848 durch sein erstes censurfreies und zündendes Gedicht: „Die Universität“ verherrlicht.

Fast glaube ich, Frankl hat geahmt, was ich einst nach 12 Jahren über ihn schreiben werde, und selbst gefühlt, wie „undelicat“ manch' schreibseliges und humoristisch-seinwollendes Jüngelchen mit in Neid getauchter Feder sich über ihn ausließ, denn er schrieb mir:

Willst durchs Leben wandern
Froh und leicht ans Ziel?
Hoffe — nichts von Andern,
Von Dir selbst — nicht viel!

Was Dich leicht bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altergraue Haare
Und ein Bettlerkleid!

Wien, 1862. L. A. Frankl.

Nun folgt zwar ein deutscher Dichter voll Kraft und Saft, aus dessen Poesien aber stets der, die Freiheit liebende Ungar sich nicht verläugnen läßt. Wer kennt sie nicht, seine „Nächte“, „Gepanzerten Lieder“, seine „Lieder vom armen Manne“, seine Gesänge: „Aus der Heimat“? Carl Beck zählt auch zu jenen wandernden Poeten, denen es theils durch politische Verhältnisse, theils aber auch durch ihre „Eigenthümlichkeiten“ nicht gelungen ist, einen festen und dauernden Aufenthaltsort zu erreichen, und es scheint, als ob er sein Ahasverus=Leben selbst entschuldigen wollte, denn er singt von sich und schrieb mir ins Album:

Das Täubchen liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend, ob's gefangen sei;
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der heimatlose, der ist frei?

Wien, 1862. Carl Beck.

Beck zur Seite — ich meine in meinem Album — steht der unermüdliche Dichter S. H. Mosenthal, welcher viel auf dem Felde der dramatischen Literatur gearbeitet hat; unter dem Vielen jedoch haben sich seine: „Deborah“, „Sonnenwendhof“ und „Deutsche Comödianten“ eine allgemeine Anerkennung erworben und werden daher unter allen seinen weiteren Produkten, so sehr diese immerhin von seinem schönen und reichhaltigen, poetischen Talente ein schönes Zeugniß ablegen dürften, die genannten Dramen den ersten Platz einnehmen und am längsten der Bühne erhalten bleiben. So Mosenthal der Dichter, Mosenthal der Mensch — freundlich, liebenswürdig im Umgang, doch liebt er es, das Bewußtsein seiner ihm gewordenen „Aus=

zeichnungen" gerne hervorleuchten zu lassen. Ich aber gestehe trotzdem, daß, so viele Jahre ich auch das Vergnügen habe, Mosenthal persönlich zu kennen, ich ihn liebe und schätze heute noch so, wie vor länger als einem Decennium, denn kein trefflicher Gedanke, die Erfahrung über den Umgang mit Menschen, den er mir als Stammblatt schrieb, hat sich bei mir eingenistet; er lautet:

Nicht Jahre und Jahrzehnte, nein, Augenblicke fesseln den Menschen an den Menschen.

Wien, den 30. Juni 1863.

Zur Erinnerung an
Dr. Mosenthal.

Nun folgt Paul de Kock unter den Componisten der überrheinischen komischen Oper: Offenbach, mit einer Melodie aus dem „Lied des Fortunio", dessen Handschrift und namentlich seine Namensfertigung eben so schwer zu enthüllen sein dürfte, als wollte man bestimmen, ob er Franzose oder Rheinländer sei. Seine Compositionen sind leichtfüßiger Natur, sie kitzeln das Ohr, heben die Beine, bewegen das Zwerchfell und nehmen die Lachmuskeln in Anspruch — lassen jedoch bei Allem dem, unser Herz und Gemüth in Status quo. Dennoch verdanken viele Tausende ihm manche heitere Stunde und auch wir sind ihm zu Dank schuldig, denn keiner hat es so wie Offenbach verstanden, von der Bühne herab in so versteckter Weise die Gebrechen unserer modernen Welt zu geißeln und zu verhöhnen, und dürfte sein „Orpheus" das größte musikalisch-satyrische Epos auf das „Kaiserthum", überhaupt auf das Regierungswesen mancher Potentaten bilden. Neben Offenbach — ich hoffe, derselbe wird mir dafür zu Dank ver-

pflichtet sein — habe ich die reizende, liebliche, anmuthige Nachtigall Adeline Patti eingereiht; sie schrieb mir in englischer Sprache nur eine kleine, aber immerhin sehr freundliche „Erinnerung." —

Im Jahre 1864 kam Ullmann mit seiner Quint-Essenz concertirender Künstler: H. Vieuxtemps, Alfred Jaell, Julius Steffens (dem leider schon hingeschiedenen trefflichen Celisten) und der Charlotte Patti nach Prag. Die genannten Herren schrieben mir „Noten-Blätter", die Patti II erfreute mich mit ihrer Photographie und eigenhändigen Namensfertigung; somit endete das J. 1864.





1865.

Lewinsky. Grillparzer. Otto Prechtler. Constant von Wurzbach. Léway Josef. Jokai Mor.

Eine für mich, was meine Wanderungen betrifft, denkwürdige Zeit, denn nicht weniger als ein volles, ganzes Jahr bin ich gereist. Der erste und längste Aufenthaltspunkt war wieder Wien, von da gings nach Preßburg, Pest, Szegedin, Temeswar, Arad, Miskolcz, Debrezin, Niregyhaza, Tokay, Kaschau, Eperies u. s. w. Und überall wurde ich gastfreundlich aufgenommen, überall fanden meine literarischen Arbeiten Freunde und Theilnehmer, kurz und gut, es war eine Reise, die sich nach jeder Richtung lohnte, dabei hatte ich das Bewußtsein, den Samen deutscher Literatur und Cultur ausgestreut zu haben, und ich glaube, es dürften auch seine Früchte nicht ausgeblieben sein. Doch über diesen Punkt kann ich nicht sprechen, ich komme später darauf zurück, bei Gelegenheit, als andere competentere Männer sich darüber äußerten. Also Wien — erste Station! Aufenthalt? Mehrere Wochen. In diese Wochen fiel der schöne Mai und gleich der Anfang des Mai hatte für mich drei hintereinander folgende liebliche Tage, denn am 2 Mai erhielt ich ein Blatt von Josef Lewinsky, am 3. Mai von Franz Grillparzer, am 4. Mai Otto Prechtler, dem folgte Ende des genannten Monats Constant v. Wurzbach.

Josef Lewinsky ist einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Künstler der Gegenwart, in seinem

Fache. Wir haben keinen Zweiten, welcher mit solcher Schärfe, mit solcher gewissenhaften Intuition seine Aufgaben zu lösen versteht; dieses und daß er hier und da mit einem allzuspitzen Meißel jeden Zug, jede Falte seiner darzustellenden Gestalten hervorzuheben versteht, daß er ferner mit seinem wohl nicht allzuvolltönenden und etwas scharfen Organ dennoch dem Hörer keine Silbe des Textes entzieht, zudem durch seine weitaus reichende, nicht alltägliche, geistige Bildung, durch Fleiß und Studium tief in den Geist und in die Intention des Dichters zu dringen befähigt ist; sich in den Momenten, wo er spielt, der Außenwelt entzieht und in die Welt der Kunst und höheren Seins zu versetzen verstehet, dieses Alles gibt uns allein Veranlassung, Lewinsky als den Seydelmann der Gegenwart zu bezeichnen. Lewinsky sagt: Ich will! — der Wille wird zur That, Zeit, Mühe, Studium und Geist sind die Zauberdinge, mit denen er alle Hindernisse, die ihm Natur und äußere Einflüsse entgegensetzten, aus dem Wege zu räumen versteht. — Entschlossenheit, dein Name ist: Lewinsky! — Hier muß ich nochmals auf A. Heinze's Chiromantie zurückkommen, denn auch in Lewinsky's Handschrift liegt sein ganzer Charakter als Künstler und Mensch. So herrlich, wie er als Tragöde — so herrlich ist er als Mensch; jedoch wie Du ihn als Künstler erst nach und nach, je mehr, öfterer und schärfer Du ihn als Künstler beobachtest, liebgewonnen hast, so auch als Mensch, Du mußt ihn studiren, Du mußt ihn begreifen lernen, und dann wirst Du ihn auch als Mensch lieben und verehren. Er wird sich Dir nicht so rasch hingeben, er prüft, er sichtet, und hat er sich Dir endlich hingegeben, dann ist er Dir auch ein seltener, lieber, gefälliger Freund, für Alles erschlossen und entschlossen. Lewinsky selbst hat auch eine gute Schule des Lebens und der Kunst durchgemacht, es scheint, er hat viel erfahren, und einen Hauptfactor seiner Erfahrungen

hat er in seinem mir gewidmeten Stammblatt mitgetheilt, denn er spricht:

> Verfolge Deinen Weg und laß reden die Leute;
> Steh' fest, wie der Thurm steht, der niemals
> Beuget die Spitze, wenn ihn umtosen die Winde!
>
> Herrn Landau zur freundlichen Erinnerung an
>
> Den 2. Mai 1865. Josef Lewinsky.

Otto Prechtler, der nie ermüdende, stets schlagfertige Dichter verschiedener Genres, Dramen, Operntexte, epischen, lyrischen und noch anderer Poesien; und eben dieses, daß Prechtler so viel geschrieben oder auch vielleicht schreiben mußte, dürfte die Hauptschuld sein, daß nicht alle seine Arbeiten von klarem, hochpoetischen Duft durchweht sind. Einzelne Sachen aus Prechtler's Feder zeigen uns aber doch immerhin den hochbegabten Dichter, dessen Werke bei einer sorgfältigen Auswahl sich nicht nur über die Alltäglichkeit der „Reimschmiede" erheben, sondern auch für die Zukunft ihm einen ehrenvollen Platz unter den Poeten Oesterreichs bewahren. — Grillparzer war ihm ein Freund, ein Rathgeber, ein Lehrer; und dieses schon legt das untrüglichste Zeugniß für Prechtler als Dichter ab. Weder Prechtler's Aeußere, noch sein „behagliches" Wesen lassen in ihm im ersten Augenblicke den Poeten wahrnehmen; erst wenn er „warm" wird, wenn er seine nie zu unterdrückende Laune als Improvisator gewinnt und anfängt, Alles und Jedes in Reimen zu fassen, wenn er seiner poetischen Ader freien Lauf läßt, seinen Ernst und Humor nach allen Richtungen kund gibt, dann erst erwacht bei denen, die ihn noch nicht kannten, der Gedanke: Das muß ein Dichter sein! — Er schrieb mir Folgendes ins Album:

Dein Bestes — Du mußt es geben,
Als wär's Dein Letztes auch;
Der Seele innerstes Leben
Verström's in Einem Hauch!

Wien, am 3. Mai 1865.

Zur freundlichen Erinnerung an
Otto Prechtler.

Lange konnte mir der sehnliche Wunsch, Grillparzer persönlich kennen zu lernen, trotz meines öfteren und mehrmals längeren Aufenthaltes in Wien nicht erfüllt werden. Im Sommer besuchte der Dichter stets einen Curort oder bezog eine Landwohnung, um die Sommerfrische zu genießen, und im Winter war er häufig sehr leidend, so daß er selten oder fast nie Besuche empfing. Erst im Mai des Jahres 1865, als ich von Prechtler das obige Stammblatt erhielt und von ihm befragt wurde, ob ich schon ein Blatt von Grillparzer besitze, und dieses mit den Worten verneinte: „Sie wissen, lieber Freund! ich bin Alles gerne nur nicht aufdringlich; und so mir nichts dir nichts hinlaufen und sagen: Ich bin der Schriftsteller Landau und will die Ehre haben, den berühmten Grillparzer persönlich kennen zu lernen 2c. 2c., das ist mir nicht gegeben; Gelegenheit ohne Pression, das liebe ich, das freut, das gibt der Sache eine Weihe!" — Da sagte Prechtler: „Nun warten Sie, ich werde Sie bei Grillparzer einführen." Und schon Tags darauf löste Prechtler sein Wort und zwar in eben so liebenswürdiger als für mich schmeichelhafter Weise.

Der damals schon 76jährige greise Dichter wohnte im vierten Stockwerke und empfing mich, ich möchte sagen, mit anmuthiger Herzlichkeit. Der Discours war mir sehr

peinlich — ja schmerzlich, nicht weil ich meine Brust sehr anstrengen mußte, um von dem schon zu jener Zeit fast gehörlosen Dichter verstanden zu werden, sondern durch das Mitleidsgefühl, daß einer unserer edelsten, charaktervollsten Männer von einem so höchst störenden Uebel heimgesucht werden mußte. Trotzdem hatte ich doch die Freude, eine halbe Stunde lang mit ihm zu sprechen. Das Hauptthema war das „Deutschthum", wobei natürlich die „leidige Politik" nicht aus dem Spiele bleiben konnte.

Und ich habe aus der ganzen Conversation entnommen, daß Grillparzer ein deutsches Herz und deutsche Gesinnung hatte, bei dem Allen aber, um mich einer, namentlich in neuerer Zeit populär gewordenen Bezeichnung zu bedienen, sich auch als ein „Deutsch-Oesterreicher" im weitesten Sinne des Wortes gerirte. Ich habe ferner daraus die schöne Lehre gewonnen, man kann ein Deutscher von echtem Schrott und Korn sein, ohne auch nur ein Haar breit von seinem österreichischen Patriotismus, ja selbst nicht von der Anhänglichkeit an die österreichische Dynastie abzuweichen. Ja fest gewurzelt ist in meinem Innern der Gedanke, und selbst das allerstärkste vereinigte große Deutschland mit seinem großen und aller Verehrung und Hochachtung würdigen Bismark an der Spitze, können meine Idee nicht schwankend machen, noch weniger, entwurzeln. Mein lieber Leser! Wer Du auch bist, lege die Hand aufs Herz und gestehe und sage mir, gibt es noch ein Reich wie Oesterreich, ein Land wie dieses, welches ein Volk in sich schließt, das so ohne Falsch und Trug, voll des Herzens und Gemüthes, fähig zu aller Ausbildung in jeder Richtung ist? Ein Volk, das keine Mühe und keinen Fleißaufwand scheut, wo es gilt, sich und seinem Nebenmenschen Ehre zu verschaffen oder ihm wohl zu thun; ein Volk, das einen natürlichen, daher auch richtigen Sinn für die erhabene Dreieinigkeit: Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit!

bethätigt hat und noch bis heute bewahrt, fern von allem eitlen nur sich selbst liebenden aristokratischen National-Stolz, fern von aller nichtssagenden, aber sich selbst verzerrenden Hochnäsigkeit und Einbildung, eine „Grande-Nation" zu sein? — Darum nochmals: Bäuerle hat Recht, daß er sagte: „Es gibt nur ein Oesterreich!"—

Aber auch der große deutsche Dichter Grillparzer mußte seine deutschen Stammesgenossen im Allgemeinen genau gekannt und auch richtig zu beurtheilen gewußt haben; wie er selber aber diese treffend nach einer Richtung zu charakterisiren verstand, legt am deutlichsten nachstehender Spruch dar, den mir der hochverehrte Dichter als Andenken an die mir unvergeßliche Stunde, auf einem Blatte Papier mit kräftiger und deutlicher und auch den einstmaligen k. k. Kanzleibeamten nicht verläugnender Hand schrieb:

Der Deutsche allzuhöchst in Kunst und Wissen stellt,
Hier was er nicht versteht, dort was ihm nicht gefällt.

Wien, den 4. Mai 1865.

F. Grillparzer.

Der berühmte Encyclopädist Constant von Wurzbach schließt diese Periode mit dem sinnigen Spruche:

So manches Große, was je kam zu Tag,
Zuvor in einem Traubenkerne lag.

Wien, Mai 1865.

W. Constant.

Ich begann die Reise nach Ungarn. So lange ich auch in diesem Lande herumgewandert, in so vielen Orten desselben ich auch Aufenthalt nahm, ist es mir dennoch nicht gelungen, Blätter für mein Album zu erobern, denn wo mit Ausnahme von Pest, gibt es eine Stadt im großen Ungarn-Reich, wo hervorragende Persönlichkeiten aus dem Bereiche der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft zu finden sind, deren Wirken und deren Werke ihren Namen weit über die Leitha oder auch nur über die Leitha hinübertragen. Local-Berühmtheiten, hier und da verdienstvolle Männer in verschiedenen Richtungen, tüchtige Redacteure und Journalisten ungarischer Zeitungen fand ich wohl häufig, sonst aber birgt das gesegnete Magyaren-Land keine Capacitäten in sich, von denen man sagen könnte, daß sie auch anderwärts gekannt sind. Und so kommt, daß der ganze Erfolg für mein Album während der ungarischen Reise nur zwei Blätter aufzuweisen hat. Das erste erhielt ich von dem populärsten ungarischen Volksdichter, dem Gymnasial-Professor zu Miscolcz Josef Léway, der während meines mehrtägigen Aufenthaltes in Miscolcz mein Alles war, indem derselbe der deutschen Sprache ziemlich mächtig mit mir doch einen geistigen Gedankenaustausch pflegen konnte. Da Léway durch und durch Magyar, ich ein eingebissener „Schwob" bin, zudem überhaupt in Ungarn, wo jeder Einzelne an und für sich als Politiker fast schon zur Welt kommt, in diesem Fache viel gemacht wird, konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß sich auch oft in unsere Conversation die liebe Politik einmengte. Wie schön und wie edel aber Léway sein politisches Glaubensbekenntniß gestaltete, zeigt seine Inscription in dem mir gewidmeten Stammblatte, welches auch insofern als ein seltenes in meinem Album bezeichnet zu werden verdient, indem es auch das Einzige ist, das in ungarischer Sprache geschrieben. Ich theile sofort die deutsche Uebersetzung, genau nach dem Wortlaut, meinen Lesern mit:

Gebildeter Geist und fester reiner Charakter versichert jedem Einzelnen und den Nationen die Zukunft.

Miscolcz, den 29. August 1865.

Léway Jósef.

Das zweite, auch das hervorragendere Blatt, stammt aus der Feder des ungarischen Alexander Dumas, wie die Ungarn gerne ihren Mor. Jokai nennen; und wenn Jokai mir auch mit eben so deutlicher als schöner deutscher Handschrift und in eben derselben Sprache ein Blatt schrieb, gibt doch der Inhalt desselben den „freien Ungar" kund und birgt einen Gedanken in sich, eines Jokai würdig; doch lese:

Es gibt ein seltenes Gut, das je mehr vertheilt wird, die einzelnen Theile um so größer werden; dieser sonderbare Schatz ist — die Freiheit.

Pest, den 20. September 1865.

Jokai Mor.

Ende 1865 kehrte ich in meine Heimat zurück und verweilte daselbst bis zum J. 1866.



1866 und 1867.

Seligmann Heller. Reise nach Deutschland. Leus und Herold. Louis Braun. Burgschmidt.

Im Januar 1866 machte ich einen Ausflug nach Leitmeritz. Diese intelligente deutsch=böhmische Kreisstadt ahnte damals nicht im Geringsten, welche literarische Zukunftsgröße sie in ihren Mauern barg. Einfach, schlicht ging er daher, einfach und schlicht lebte er, theils aus eigenen Mitteln, theils aus dem Ertrag, den ihm eine Pensions=Anstalt für Knaben einbrachte. Von Wenigen, fast von Niemandem gekannt, pflegte er nur wenig Umgang mit Andern und lebte nur sich, seinem Berufe, seiner Familie und seiner — Poesie!

Und fast glaube ich, Leitmeritz ist der glückliche Geburtsort des „Ahasverus", natürlich meine ich jenes große, hochpoetische, umfangreiche Epos von Seligmann Heller; denn in früherer Zeit, bevor ich das Vergnügen hatte, die Bekanntschaft Heller's zu machen, waren es nur Bruchstücke, respective Probestücke des genannten Werkes, welche durch den Druck veröffentlicht, mir bekannt waren; und erst später kam „Ahasverus" in seinem vollen Glanze bei Otto Wigand in Leipzig zum Vorschein. —

Daß Heller seinem Werke vorsetzen konnte: „Dem Altmeister deutscher Dichtkunst, meinem hohen, vatergleichen Herrn und Gönner Friedrich Rückert in tiefster Ehrfurcht und kindlicher Dankbarkeit zugeeignet", legt das

glänzendste Zeugniß für den hohen Werth seiner Dichtung ab; denn wisse, und Du wirst es vielleicht schon wissen, lieber Leser, daß man ein Werk Niemanden dediciren darf ohne Erlaubniß oder Einwilligung der betreffenden Person, und daß eben der unsterbliche Dichter Rückert die Widmung gestattete, liefert den Beweis, daß Heller nicht zu den „Duodez-Dichtern", deren Poemata gewöhnlich in reichverzierten Deckeln und Goldschnitt erscheinen, zu rangiren ist. Heller stand auch längere Zeit in Correspondenz mit Rückert, und zwei Briefe, die eben so interessant sind, als sie uns auch die Liebenswürdigkeit Rückert's charakterisiren, findest Du im Supplement zu meinem Werke „Neuer deutscher Hausschatz", genau nach den Originalien zum ersten Male reproducirt. Heller ist auch Gelehrte durch und durch, und seine Kritiken und Eßai's bilden eine hervorragende, feuilletonistische Zierde der „deutschen Zeitung" in Wien. Als Kritiker hat Heller eine spitze Feder, er kennt keine Schonung, sei es Feind oder Freund, er ist der Blücher unter den Theater-Recensenten, er haut drein, was Zeug hält, und wo er mit seiner Waffe hinreicht, da — wachsen keine Lorbeeren. — Er ist der „Gott sei bei uns" aller Theater-Directoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, und ich bin gewiß, daß, wo ihm ein theateralisches Mitglied begegnet, wenn dasselbe „der alleinseligmachenden Kirche" angehört, es „ein Kreuz" schlägt, und wenn es eines aus dem „auserwählten Volke" ist, es „schema Israel" schreit. In allen Fällen ist Heller als Dichter, Gelehrte und Kritiker eine eben so seltene als seltsame Erscheinung. Er schrieb mir:

Beisammen sah uns ein Moment —
Was hat der geleistet?
Ewigkeiten ungetrennt
Sind wir, war er frisch durchgeistert.

Leitmeritz, den 13. Jänner 1866.

S. Heller.

Tags darauf erhielt ich von ihm sein Bildniß — größeres Format — mit nachstehender Inschrift:

Wer treu den Ernst im Busen wahrt,
Durch Worte nicht, wie Thorenart,
Ihn leicht und seicht verflattern ließ,
Das Antlitz, das er zeigt, ist dieß.

Leitmeritz, 14. Januar 1866. S. Heller.

Drei Jahre später trafen wir in Prag zusammen, und wieder erfreute mich Heller mit einer Visitkarten-Fotographie, der er rückwärts folgendes Impromptu beifügte:

Müd' ist und abgehetzt die Zeit und tief verdrossen,
Daß die Blasirten kaum der Schwindel selbst besticht;
In dieser Noth hab' ich zur Tugend mich entschlossen:
Sieh' hier zur Abwechslung ein ehrliches Gesicht.

Prag, 24. Januar 1869. S. Heller.

In den ersten Monaten des Jahres 1866 trat ein Stillstand für die Vermehrung meiner Stammblätter ein, der dann eine Verlängerung erlitt, indem die Zeit kam, wo der Kampf zwischen Absolutismus und constitutioneller Freiheit, der Kampf der weltlichen Macht und jener des „Krumstabes" eintrat. Wir alle haben diese Periode durchlebt, wir alle haben diese Zeit mit Interesse, mit Furcht

und Schrecken, mit Mühe, Aufregung und Sorgen mannigfacher Art passirt, wir haben das Ende des „Spiels 66" erfahren und erfreuen uns des Gewinnes, den wir errungen, oder bedauern die Verluste, die wir durch dasselbe mehr oder weniger erlitten haben. — Sei es aber wie es wolle, so ist es nicht zu leugnen, daß durch die Thaten des Jahres 1866 zwei Grundpfeiler, die gar nicht oder wenigstens nicht so leicht durch Jahrhunderte weggeräumt werden können, gelegt wurden, auf denen der Bau zweier längst gewünschten und nothwendig gewordenen Monumente für die Weltgeschichte begonnen, dann fortgesetzt, theils der Vollendung nahe gebracht, theils schon vollendet wurden: nämlich der Grundstein zum einigen deutschen Reiche und der Grundstein zu einem nicht minder wichtigen, einigen, starken, constitutionellen, freien, österreichischen Staate.

Man zeihe mich keiner Arroganz, wenn ich mir in Betreff des Obigen erlaube, den schon erwähnten Ausspruch Deáks zu variiren. Deák sagte nämlich: Kein Ungarn ohne Oesterreich und kein Oesterreich ohne Ungarn. — Ich sage: Kein Deutschland ohne Oesterreich, kein Oesterreich ohne Deutschland. Deutschland und Oesterreich müssen Hand in Hand gehen, es liegt in ihrem eigenen Bestand; denn nur zwei große Reiche wie: ein großes deutsches und ein großes kräftiges deutsch-österreichisches Reich (Hört! Hört! Nicht verschmolzen, nur Hand in Hand!) können die Ruhe, den Frieden und das Heil Europas herstellen und erhalten; geschieht dieses, dann ist den beiden giftigen Schlangen, welche die Wurzel des Völkerfriedens zur Fäulniß inficiren, nicht nur der Schweif, sondern der Kopf abgehauen; ich meine die Schlangen: Jesuitismus und Panslavismus!

Also verehrter Leser! Daß jene Zeit nicht dazu angethan war, Stammbuchblätter zu sammeln, ist wahr, Denkzettel freilich, die konnte man sich leicht verschaffen,

die aber passen nicht für ein Album; und so war draußen Sturm, im Album jedoch herrschte Friede, nicht ein Blättchen säuselte. Endlich am Ende des Jahres 1866 überfiel mich die Lust, ja es drängten mich die Umstände, den Wanderstab zu ergreifen und ich sang mit Göthe:

„Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weise,
Und gesegnet, wenn auch am Schluß der Reise,
Ich die Ruhe endlich wieder finde!“

Ich durchwanderte Baiern, war in Stuttgart und in Karlsruhe. In Nürnberg, München und Stuttgart nahm ich langen Aufenthalt. Ueberall treffliche Aufnahme, reiche Ernte an Ehr' und Geld, glänzendes Resultat für meine Stammbuchblätter. Besonders aber waren München und Stuttgart, die mir ein starkes Contingent, eine Ehren-Legion seltener Art für mein Album stellten, eine Ehren-Legion von Officieren und Groß-Officieren aus dem Bereiche der Musik, bildender Kunst, aus dem herrlichen deutschen Parnasse und auch aus dem schönen Tempel Thaliens.

Doch bald wirst Du, lieber Leser! das Resultat selbst wahrnehmen und mir selbst zugestehen, daß ich mich hier nicht exaltirt ausgedrückt habe, und wenn ichs that, so geschah es mit vollem Rechte.

In Nürnberg lernte ich Creling, die Professoren an der dortigen Kunstschule, Wanderer und Jäger kennen; in Letzterem einen der herrlichsten Illustratoren der Schiller-schen Poesie; ferner waren es Lenz und Herold, die würdigen Nachfolger Burgschmidt's, und Louis Braun, der rühmlichst bekannten Schlachtenmaler, mit denen ich in nähere Bekanntschaft trat. Louis Braun, eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, wurde zur Zeit des Schleswig-Holsteinischen Krieges von dem regierenden Großherzog von Mecklenburg nach dem Kriegsschauplatz entsendet, um

dort durch eine Reihe von wahrhaften Meisterstücken, Kriegs- und Genrebildern, wo möglich nach der Natur aufgenommen, die großherzogliche Gallerie zu bereichern.

Braun hat sich durch diese seine Werke selbst das schönste und dauerndste Denkmal für die Zukunft gesetzt; er erfreute mich mit einer Crayon-Zeichnung en miniature ihn selbst darstellend, wie er zu Pferde auf dem Schlachtfelde zu Deversee seine Skizzen zu den obenerwähnten Bildern macht, mit der beigefügten Inscription:

„Auf dem Schlachtfelde zu Deversee."

Nürnberg, den 6. November 1866.

Zur freundlichen Erinnerung von
Louis Braun.

Am selben Tage erhielt ich auch nachstehendes Blatt:

Der Lenz ist der Herold der Zeit,
Wo die Natur sich in schönster Pracht entwickelt;
Dennoch ist sie wandelbar; doch dauernder die Werke der Kunst,
Welche nach überstandener Feuerprobe des Ofens Mund hervorgebracht.

Nürnberg, den 6. November 1866.

Zur freundlichen Erinnerung
Ch. Lenz.

Mit gleichem Wunsche
Sg. Herold.

Burgschmidt war schon todt, ich lernte jedoch seinen Sohn Jean Burgschmidt, einen ehrbaren Kaufmann Nürnbergs, kennen, der mich mit einer herrlichen Handzeichnung seines berühmten Vaters erfreuete. Die Zeichnung besteht in Folgendem: Vorderseite, ein lebensgroßer Amor, kniend, eine Art Säule neben einer Urne befestigend, mit der Inschrift: Gewidmet von seinem Sohne Jean Burgschmidt.

Nürnberg, den 8. November 1866. — Rückseite: Ein sitzender Hund, doch nur Halbfigur, und ein reizend schöner Mädchenkopf, in nürnberger Tracht. „Hier“, sagte der Sohn des hingeschiedenen Vaters zu mir, „hier sehen Sie, das ist das nach der Natur aufgenommene Bild eines nürnberger Dienstmädchens, dem mein seliger Vater ungemein zugethan war, die er täglich am Brunnen aufsuchte und sprach. Sie hatte es ihm angethan, und wie Sie sehen, war sie auch schön, sie hatte alles Zeug, jeden Mann zu fesseln, wie denn erst einen Künstler zu begeistern. Sie, lieber Freund, ich weiß es, werden es zu würdigen und zu bewahren wissen!“ Der junge Burgschmidt fügte noch einen ganzen halben Bogen Handschrift seines Papas bei; dieses bildet den Entwurf eines Briefes und legt uns in wahrhaft heiterer Weise das glänzendste Zeugniß ab, daß ein Mann ein sehr großer Künstler sein, aber auch zugleich, was richtig Schreiben und Sprechen betrifft, dennoch „Papa Wrangel“ weitaus übertreffen kann. Den Inhalt bildet ein höchst gelungener Erguß über einen der größten Meister im Bereiche der bildenden Kunst, und ich halte es für noch nicht an der Zeit, denselben wiederzugeben. Die Zeichnung und diese Handschrift, so wie das Autograph Robert Blum's sind die einzigen Pieçen, die ich nicht direct von der betreffenden Person erhielt, sie sind aber so schön, charakteristisch, so interessant, daß ich keinen Anstand nahm, sie dennoch in meinen Erinnerungen einzureihen.

Ich kam nach Stuttgart und wohnte in dem in ganz Europa mit vollem Rechte bestrenomirten Hôtel Marquardt. Mein erster Besuch galt meinem werthen Landsmann, dem rühmlichst bekannten Componisten Abert, dem Schöpfer der vortrefflichen Oper: „Astorga“, dem ich angelegentlichst empfohlen war. Zudem war er mir am Nächsten, denn Abert wohnte auch im Hôtel selbst, da er so glücklich war, die liebenswürdige und gebildete Tochter des

Herrn Marquardt als treue Gattin erwählen zu dürfen. Nie werden meinem Gedächtniß die schönen Stunden entschwinden, die ich in Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern dort verlebte und namentlich jene schönen Abende, die durch Gesang und dramatische Vorträge von Pischek, Sontheim, Louise Wahlmann, Herrn und Frau Wenzel ihre Weihe erhielten und wo auch zuweilen Abert, Carl von Hallberger u. n. v. Andere zugegen waren. Unvergeßlich bleibt mir auch jener Abend, an welchem wir einst erst gegen die Mitternachtsstunde, die „Tafelrunde" bei brausenden Cliquot begannen und Pischek uns die „Fahnenweihe" und „500000 Teufel" von Grabben-Hoffmann zum Besten gab; und zwar mit solcher Begeisterung, solcher Schönheit und Kraft seines Stimmmateriales, als stände er noch in seiner vollen Jugendkraft, während er doch schon pensionirt war und bereits in seinem 52. Lebensjahre stand. Hackländer, der fruchtbarste, dabei aber auch der liebenswürdigste, mitunter humoristische und geistvollste, daher einer der beliebtesten und gelesensten Erzähler im Roman- und Novellengenre, begann für Stuttgart den Reigen meiner Stammbuchblätter; es sind nur einige recht freundlich klingende Worte, die aber keinen hervorragenden Gedanken in sich schließen. Diesem folgt der schon oben erwähnte Componist Abert, welcher mir die 3. Scene des 4. Aktes seiner Meisteroper „Astorga" schrieb; diesem schließt sich an ein Tempo di Valse von dem berühmten, würdigen Rivalen Johann Strauß senior: Joseph Gangl. Nun folgt eine Reihe von herrlichen Inscriptionen berühmter und hervorragender Poeten des schwäbischen Parnasses. Gustav Pfizer ist der erste unter denselben, welcher mit dem sinnreichen Spruche beginnt:

O welch' Verkleinerungsglas schleift uns das Leben!

Stuttgart, den 23. November 1866.

Gustav Pfizer.

Diesem schließt sich an, Eduard Mörike, und obzwar derselbe zu jener Zeit schon in seinem 62. Lebensjahre stand, zeigt dennoch das nachstehende Gedicht noch immer den jugendlich empfindenden Dichter, dessen Alter auch seinen Humor nicht abgeschwächt hat.

Jedem das Seine.

Aninka tanzte
Vor uns im Grase,
Die raschen Weisen.
Wie schön war sie!

Mit den gesenkten,
Bescheid'nen Augen
Das stille Mädchen —
Mich macht' es toll.

Da sprang ein Knöpfchen
Ihr von der Jacke,
Ein gold'nes Knöpfchen,
Ich fieng es auf.

Und dachte Wunder,
Was mir's bedeute;
Doch hämisch lächelt'
Jegór dazu.

Als wollt' er sagen:
Mein ist das Jäckchen
Und was es decket,
Mein ist das Mädchen,
Und Dein der Knopf!

Ed. Mörike.

Wenige Tage nachher hatte ich das Vergnügen den „Franzosen-Fresser“ Wolfgang Menzel kennen zu lernen, und war angenehm überrascht, von ihm dem Namen nach gekannt zu sein und eine außergewöhnliche, zuvorkommende Aufnahme bei ihm zu finden. Wir sprachen öfter und immer längere Zeit mitsammen, er stellte mich auch seiner Gattin vor, eine ehrbare, biedere echt deutsche Hausfrau. Eines Nachmittags, als wir so recht con amore über die Deutschen und das Deutschthum in Böhmen eine lebhafte Conversation hielten; frug er mich: „Ich bitte, kennen Sie den Herrn Richard Dotzauer? Das muß ein tüchtiger Mann sein!“ — Ob ich ihn kenne? Ich schmeichle mir, daß er mir ein Freund ist, er ist gewiß mein Gönner! — „O' hören Sie, so viel ich erfahren habe und mir immer noch bekannt wird, können die Deutschen in Böhmen auf diesen Mann stolz sein. Wie ich aus Allem ersehe, ist dieser Agitator ganz nach meinem Geschmacke, so recht und echt mit deutsch-christlicher Gesinnung.“ — Ja wohl Herr Professor! Sie haben vollständig recht, Herr Richard Dotzauer ist ein Mann von Charakter, wir Deutschen in Prag haben ihm viel zu danken. Obzwar er Kaufmann durch und durch ist, richtet er dennoch ein Hauptaugenmerk auf den Fortschritt in der geistigen Ausbildung, wo er Hand in Hand mit dem hochgebildeten und liebenswürdigen Professor Dr. Josef Holzamer den „Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“, mit Umsicht und Energie leitet. Der genannte Verein hat sich auch bereits weit über die Grenzen Oesterreichs, hohe Anerkennung verschaft und mit vollem Rechte, denn er hat frischen Samen auf dem Felde der geistigen Cultur ausgestreut, der auch schon schöne Blüthen und Früchte hervorgebracht. Die durch diesen Verein in 100000den Exemplaren verbreiteten Schriften, gehören nicht zu den Geist abstumpfenden und tödtenden Tractätchen, sondern sie bilden, erweitern, erheben und erfrischen Geist,

Seele und Herz. Und in humanitärer Beziehung zählt Dotzauer wahrlich auch nicht zu den Letzten. Sie sehen, verehrter Herr Professor, ich lasse meinem verehrten Gönner Dotzauer mit vollem Rechte auch volle Gerechtigkeit widerfahren; aber wir dürfen, namentlich was die Agitation der Deutschen betrifft, anderen gegenüber nicht ungerecht sein; und befremdet es mich sehr, daß Ihnen, der Sie sich, wie ich so eben mit hoher Freude vernehme, für uns Deutschen in Böhmen so sehr interessiren, nicht auch andere tüchtige, hochgeistiggebildete, nimmerruhende Agitatoren, welche sich ebenfalls nicht genug zu hochschätzende Verdienste erworben haben und noch bis auf den heutigen Tag verdient machen, genannt wurden. — „Wer sind diese? Ich bitte, nennen Sie mir dieselben.“ — Da ist in erster Reihe der J. U. Dr. Franz Schmeykal, ein Biedermann, voll Geist, Herz und Gemüth, frei von allem Eigendünkel, erhaben über alles Kleinliche, mit einem Worte: ein Mann, dessen Charakter nach keiner Richtung antastbar ist, und selbst von Gegnern, respective Tschechen, hochgeachtet wird; Herr Professor! wir haben keinen Zweiten wie Schmeykal! — Sodann vollständig würdig schließt sich ihm Max Dormitzer an, ich glaube, derselbe ist jetzt Präsident der Handelskammer in Prag. Ein Mann von seltener hoher Bildung, voll Humanität, und was das Mercantilische betrifft, möchte ich ihn, wenn nicht als alleinstehende, aber gewiß als eine der hervorragendsten Capacitäten bezeichnen, die wir in Prag haben. In dieser Richtung hat ihm besonders die deutsche Industrie, Fabrikation und der Handel in Böhmen viel zu danken; und wie steht auch der Mann hochgeachtet und verehrt in Prag da? Dann, mein lieber Herr Professor, wenn ich vollständig unpartheiisch sein will, und ich bin es stets gewesen und bleibe es für alle Zeiten — dann bin ich erst recht nicht fertig, denn noch sind es Männer wie die Doctoren Anton Görner, Emanuel Forster

und Friedrich Wiener, Letzterer Präsident der Advokaten-kammer, die nie ihre Hände in den Schoß legen, wo es gilt Humanität, Kunst, Handel und Industrie mit echt deutscher Gesinnung und Kraft auszubilden und zu fördern! — — Und ich gerieth so immer mehr und mehr in mein Element und würde vielleicht noch eine Stunde lang dem lieben Menzl mit meinem Feuereifer über die Deutschen in Prag vorgepredigt haben, hätte nicht Menzl selbst sich voll Frohgefühls vom Sopha erhoben, sich mir vis à vis postirend und die Hand so kräftig in die meinige schlagend, mich folgender Maßen unterbrochen: „Freund! Ich bin Ihnen heute zu hohem Danke verpflichtet, denn Sie haben mir viel, sehr viel Freude verursacht; Ihre Mittheilungen erfrischen mich ordentlich, und wenn Sie wieder nach Prag kommen, so grüßen Sie mir und empfehlen Sie mich bestens — dem Herrn Richard Dotzauer!" — — — — Als ich auch später nach Prag zurückkehrte, habe ich es nicht unterlassen, meinem hoch verehrten Gönner Richard Dotzauer die frohe Botschaft zu bestellen, und es schien denselben auch gefreut zu haben.

Nun könnte man mich vielleicht als einen Unartigen oder als einen Grobian bezeichnen, weil ich die Namen der obgenannten Männer so schlichtweg nannte, ohne „Herr von", ohne „Ritter von" 2c. überhaupt ohne alle Prädicate; die Genannten werden mich aber gewiß entschuldigen, denn theils waren den in Rede stehenden Persönlichkeiten damals noch nicht jene hohen Auszeichnungen zu Theil geworden, die ihnen verdientermaßen in letzteren Jahren von Seite Sr. Majestät unseres Kaisers und Herrn verliehen wurden; theils sind auch allen meinen Gesinnungsgenossen die Namen der genannten Männer so geläufig, daß man sie kurzweg ohne jeden Beisatz nennt, ohne je die Ehrerbietung und Hochachtung, die man allen diesen Männern zollen muß, auch nur ein Haarbreit zu

verletzen, und man kann ungescheut bei jedem einzelnen dieser verdienstvollen Persönlichkeiten citiren:

Sagt Alles nur in Allem! Er ist ein Mann!

Wolfgang Menzl's Inscription für mein Album lautet:

Schön ist's das zu denken, was Niemand vor uns gedacht hat!

Stuttgart, den 26. November 1866.

Zur freundlichen Erinnerung
Wolfgang Menzl.

Nun verehrter Leser führe ich Dir einen Mann vor, der zugleich ein herrlicher Dichter, ein trefflicher Schauspieler und ein Mensch im wahrsten, edelsten Sinne des Wortes ist, er heißt: Dr. Feodor Löwe. Feodor Löwe schrieb bisher keine folianten Gedichte, aber was er schrieb, ist von der edelsten Gesinnung, voll Geist, Herz und Gemüth; leider dürften Dir nicht alle seine Poesien zugänglich sein, wären sie es aber, Du würdest sofort den „Meister" in der Dichtkunst erkennen; doch dürfte Dir selbst auch nur ein kleines Beispiel beweisen, daß mein Urtheil nicht übertrieben, in allen Fällen bin ich gewiß, das nachstehende Citat wird Dich freuen:

Der Tempel Salomonis.

Dem Herrn zur Ehre und zu seinem Dienst
Wollt' einen Tempel, wie noch keiner war,
Der weise König Salomon erbaun.
Schon lagen Riß' und Pläne fertig da
Und hoher Baukunst Meister harrten nur,
Ans Werk zu gehn, des königlichen Winks.

Denn für die Arbeit schon herbeigeführt
War aus den Brüchen seltenes Gestein,
Für hohe Säulen Marmor und Erz
Und zum Getäfel kostbar Holz und Gold.
Allein, der König schwieg und winkte nicht,
Weil unentschlossen er im Geiste noch
Die Stätte suchte, die vor allen wohl
Die würdigste für den erhabnen Bau.
Da trat vor Salomon, dess' düstern Sinn
Mit Bangen sah das ganze Hofgesind,
Ein treu bewährter Diener hin und sprach:
„Vernimm, o König, was sich jüngst begab,
So wie's mein Mund in Wahrheit Dir erzählt!
Vielleicht erheitert's Dein umwölkt Gemüth!
Zwei Brüder wohnen in Jerusalem,
Der erstgeborene ist längst beweibt,
Der and're aber lebt für sich allein.
Ein Stein und Akazienbaum dabei
Grenzt beider Aecker in zwei Hälften ab,
Die sich an Größe gleichen und an Werth.
Nun war's zur Erntezeit, in Garben stand
Die reife Frucht gebunden auf dem Feld,
Und für die Einfuhr andern Tags bereit.
Da sprach zu seinem Weibe in der Nacht
Der ält're Bruder: Liebste, gab der Herr,
Daß Gnade ewig, mir in diesem Jahr
Der Erntesegen auch nicht voll und ganz,
So reicht doch, was er gab, für Dich und mich
Und uns're Kinder; Dank darob dem Herrn!
Doch meinem Bruder wurde nicht wie mir
Genügender Ertrag; manch Ungemach
Hat ihm gezehntet, was in Halmen stand,
Und sorglich wird er in die Zukunft sehn.
Drum will ich hingehn, meiner Garben all'

Die schönste nehmen, auf den Acker sie
Des Bruders tragen, zu den seinigen
Hinstellen sie, doch so bedacht und still,
Daß er nicht merken kann, woher sie kommt —
Und freudig stimmt ihm bei sein treues Weib.
Zur selben Stunde aber sprach zu sich
Der jüng're Bruder: Wenn auch nicht wie sonst
Mir diesmal ist die Aehrenfrucht gereift,
So sei darum dem Herrn nicht minder Dank.
Ich steh' allein, für mich ist es genug.
Doch ach, mein Bruder wird voll Sorgen sein;
Denn dicht in Halmen, schwer an Körnern nicht
Wuchs ihm der Weizen und nur tiefbetrübt
Wird er die karge Ernte sich beschaun,
An Weib und Kinder denkend und den Tag,
Wo sich an seinen Herd der Mangel schleicht.
Drum will ich hingehn, meiner Garben all'
Die beste nehmen, auf den Acker sie
Des Bruders tragen, zu den seinigen
Hinstellen sie, doch so bedacht und still,
Daß er nicht merken kann, woher sie kommt! —
Und wo der Markstein beim Akazienbaum
Die beiden Acker trennt, begegnet sich,
Die Garben auf dem Haupt, das Brüderpaar ...

„Halt!" rief der König da, „ich weiß genug!
Nun, Meister und Gesellen, an's Geschäft;
Denn aufgefunden ist, was ich gesucht.
Auf jenem Platz, von Bruderlieb' geweiht
Erheb' der Tempel sich in Herrlichkeit."

Als Schauspieler hat Löwe nie das „hohe Roß" bestiegen, er verschmähete es, dem leider stets mehr um sich greifenden modernen Comödiantenthume zu huldigen. Er

überschätzte nie seine Kräfte, er erkannte genau den Grenzpunkt, bis zu dem er gehen darf, zudem hat ihm sein Denken, sein Geist richtig geleitet, und so kam es auch, daß er zu den würdigsten Künstlern, denen es ernst um die Kunst, zählt. Und wer so als Poet, als Darsteller vorgeht, muß auch als Mensch zu den Wenigen zählen, denen man aus voller Brust zurufen kann: Du bist ein edler Mensch! Und so soll Feodor Löwe's Inscription, durch die er mein Album verschönte, Alles über ihn hier Gesagte documentiren:

Die Phantasie ist Schöpferkraft,
Und doch kann sie nur nachgestalten;
Denn selbst beim Größten, das sie schafft,
Muß sie Natur im Aug' behalten.

Ein guter Nam' ist Schild und Schwert,
Vor jedem Angriff Dich zu decken;
Ein großer Nam' gibt höhern Wert —
Dahinter läßt sich viel verstecken.

Indeß die Schwestern dein zu Hofe gehn,
Die stolze Oper, wälsche Komödie,
Wahrst Du das Haus und bleibst am Herde stehn
Als Aschenbrödel, deutsche Poesie.

Stuttgart, den 4. Dezember 1866.

Feodor Löwe.

Louise Wahlmann zählt mit zu den vorzüglichsten deutschen Tragödinnen, hat aber vor Vielen das voraus, daß sie zu den liebenswürdigsten und seltensten Erscheinun-

gen gehört. Ja zu den seltensten, denn noch bis heute hat sie es verschmäht, sich einen besondern „hohen Verehrer" zu anectiren. Kürnberger ist einer ihrer wärmsten Anhänger und sein Herz und seine Feder stehen ihr zur Disposition; ich glaube aber in Stuttgart wahrgenommen zu haben, daß die Wahlmann so sehr sie sich mit hoher Freude, mit größter Achtung und Liebe an ihren Freund Kürnberger erinnerte, doch seiner geistreichen Feder von seinem feinfühlenden Herzen den Vorzug gab. Louise Wahlmann ist ein leuchtender Stern der Stuttgarter Hofbühne, überhaupt eine wirklich hochbegabte Darstellerin, doch verstand dieselbe bis heute noch nicht den Reclam-Hebel gehörig in Bewegung zu setzen, sonst würde ihr Ruf, wenn auch nicht ein besserer, gewiß ein weitertönender sein. Aber auch außer der Bühne zählt sie zu den liebenswürdigsten Frauen, frei von allen Comödianten-Unarten. Und nun, werthe Freundin in Stuttgart! Wenn diese Erinnerung Ihnen bekannt werden sollte, so bitte ich mich hören zu lassen, ob ich nicht den schönen Spruch, den Sie mir ins Album schrieben beherzigt habe? Ich komme Ihrem Gedächtnisse entgegen:

Wenn Du Gutes hast zu sagen,
Sag's — wo nicht, so sei nur still,
Nach dem Schlimmen werd ich fragen,
Wenn ich Schlimmes hören will.

Erinnern Sie sich, lieber Freund, dann und wann an

Eleonore Wahmann.

Stuttgart, den 5. Dezember 1866.

Der berühmte Kunst- und Literarhistoriker, der treffliche Poet, der vielgeprüfte und dennoch consequente Verfechter der Freiheit, Ludwig Pfau, wählte für mein Album seinen herrlichen Wahlspruch:

Superbus magnis, parvis modestus!

Stuttgart, den 20. Dezember 1866.

L. Pfau.

Von Stuttgart aus wurde ich veranlaßt, um die Abert'sche Oper „Astorga“ zu hören (da dieselbe damals wegen anhaltender Krankheit der Prima Donna in Stuttgart selbst nicht gegeben werden konnte), nach Karlsruhe einen Ausflug zu machen. In Karlsruhe bildete zu jener Zeit der Salon des berühmten Malers J. F. Lessing den Mittelpunkt, um welchen sich Künstler, Schriftsteller und Kunstfreunde versammelten. Auch mir wurde das Vergnügen zu Theil, einige Abende in diesem Kreise zu verleben, sie bleiben mir unvergeßlich, aufs Beste und Freudigste eingedenk. Durch Lessing — gleich groß als Mensch wie als Künstler — lernte ich die beiden berühmten Meister der Karlsruher Schule, Hans Gude und Holm, kennen. Lessing erfreute mich mit einer herrlichen Skizze und als ich ihn auch um eine Handschrift bat — es war in seinem Atelier, wo er zu jener Zeit an seinem großen und Sensation erregenden Bilde, „die Disputation zwischen Luther und Eck“ arbeitete — sagte er: „Nun hier! Mein Bild, erinnern Sie sich dessen einst, wenn Sie es vollendet sehen werden, dann werden Sie sich auch gewiß meiner erinnern, fassen Sie den Luther gut auf. Wissen Sie, was der erhabene und lustige deutsche Reformator sang? Hier, und reichte mir das Blatt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Karlsruhe, den 16. Dezember 1866.

C. F. Lessing.

Hans Gude gab mir nicht nur eine herrliche, große Figur, eine „Näherin", Kreidezeichnung, sondern auch ein wahrhaftes Meisterstück der Radirkunst, eine Landschaft, von ihm selbst entworfen und ausgeführt. Beide Piecen sind mit eigenhändig geschriebenen Widmungen versehen. Nun gings mit kleinen Unterbrechungen direct nach München los. Als man einst einem großen, unvergeßlichen Monarchen den Vorschlag machte, aus sanitären und moralischen Rücksichten die Erlaubniß zu ertheilen, „gewisse Häuser" zu errichten, so antwortete derselbe: „Macht ein Dach über meine Residenz-Stadt, und ihr habt das gewünschte Haus — vollendet!" In einer besseren Anwendung könnte man dieses von München sagen: Man mache ein Dach über das große, weite, schöne München und ihr habt ein in der ganzen Welt einzig dastehendes „Kunst-Museum."

Es war im Jahre 1867, als ich in München einen mehrmonatlichen Aufenthalt nahm, der es mir auch ermöglichte, die damals dort domicilirenden Männer der Kunst und Wissenschaft persönlich kennen zu lernen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß keine Stadt im ganzen „heiligen deutschen Reiche" — Berlin annäherungsweise vielleicht ausgenommen — damals so viel Capacitäten in sich schloß, als München. Um meine Wahrnehmung zu constatiren,

sei es mir hier gestattet, nur einige derselben namhaft zu machen, und zwar in der literarischen und wissenschaftlichen Welt: Justus v. Liebig, Pettenkofer, Moritz Carriere, Herrmann von Schlaginweit, Freiherr von Schack, Bodenstedt, Herrmann Lingg, Paul Heyse, Melchior Meyer, Hebrich ꝛc. ꝛc. In der bildenden Kunst: Schwind, Pilotty, von Ramberg, Horschelt, Beno und Franz Adam, Gebrüder Volz, Pixis, Kaulbach, A. Seitz u. A. m.; auch darf ich in wirklich künstlerischer Beziehung die beiden Großmeister der deutschen Photographen: Hofrath Hanfstengel und Josef Albert nicht vergessen, die nicht allein, was Aufnahme „nach der Natur", sondern auch was die Reproduction namhafter Meisterwerke betrifft, in gewissenhafter vollendeter Ausführung wohl selten ihres Gleichen finden; im Bereiche der Musik habe ich nur den einzigen Franz Lachner, den Nestor unter den berühmten deutschen Componisten und den jungen, höchst talentvollen, für die Zukunft vielversprechenden Componisten Freiherrn Robert von Hornstein (ein intimer Freund Heyse's, welcher ihm auch den Text für eine Oper schrieb), und — Josef Gungl zu erwähnen. — Bei den Notabilitäten der bildenden Kunst war es mir, wie leicht begreiflich, das größte Vergnügen, selbe in ihren Ateliers zu besuchen, dort die vollendeten Meisterwerke zu bewundern und dabei die Schöpfer solcher Kunsterzeugnisse genauer ins Auge zu fassen, wie sie arbeiten, wie sie schaffen, ihr charakteristisches Thun und Lassen im Entwerfen und Ausführen zu studiren, und so auch das Emporblühen und Wachsen ihrer trefflichen Werke beobachten zu können. Bei diesen allen war es wieder Kaulbach, Karl Pilotti, von Ramberg und Pixis, deren Ateliers zu besuchen ich am meisten Gelegenheit nahm und mich auch dort in jeder Beziehung am meisten gefesselt fühlte. Und nun beginne ich die Details dieser Erinnerungen mit den herrlichsten, größten

und wahrsten Illustratur der Weltgeschichte, dem Großmeister des Humors und der Satyre in der bildenden Kunst, dem leider! leider! nunmehr hingeschiedenen Wilhelm Kaulbach. — Kaulbach war nicht nur der unübertrefflichste Künstler, er war auch im Umgange der liebenswürdigste Gesellschafter, der aber auch stets der Mann war, der den Schelm im Nacken trägt! — Bei Kaulbach war es auch, wo ich das Vergnügen hatte, den berühmten Aesthetiker Moritz Carriere kennen zu lernen, dem ich eben von Kaulbach vorgestellt wurde; ich traf Carriere auch bei seinem Schwiegervater, Justus v. Liebig; überhaupt wurde mir dann mehrmals die Freude zu Theil, mit Carriere zu conversiren. Kaulbach erzählte mir viele heitere Dinge, zuweilen auch in Gegenwart Carriere's, beide baten mich aber, dieselben nicht der Oeffentlichkeit preiszugeben, indem sie noch lebende und sehr bekannte Persönlichkeiten betreffen, die Quellen, aus denen ich sie geschöpft, leicht zu errathen wären, und vielleicht zu Controversen veranlassen könnten; Indiscretion liegt mir überhaupt gänzlich fern, also muß ich mir Kaulbach's Mittheilungen, sowie noch vieles für spätere Zeiten aufbewahren, aber zwei köstliche Sächelchen mich betreffend, kann ich meinen Lesern doch nicht vorenthalten.

Eines Tages besuchte ich Kaulbach, beim Eintritt — nachdem ich angeklopft und das „Herein" meinem Ohre nicht entgangen war — in's große, saalähnliche Atelier konnte ich in den ersten Augenblicken keine menschliche Seele wahrnehmen. Das „Herein" jedoch versicherte mich, daß Jemand sich daselbst befinden müsse; — endlich scholl es wie aus höheren Regionen auf mich herab: „Ah! guten Morgen, Herr Landau, wie geht es Ihnen?" Da erst erblickte ich Kaulbach auf einem stockhohen stufenartigen Gerüste sitzend, Pinsel und Palette in Händen, an seinem genialen „Nero" arbeitend. — „Gleich bin ich zu Ihren Diensten, sehen Sie sich indessen ein Bischen hier

um und vertreiben Sie sich die Zeit, ich habe nur noch einige Kleinigkeiten auszuführen, dann komme ich hinunter." — Ich sah Vieles und Schönes, unter Anderem auch ein prachtvolles, sprechend ähnliches Portrait Lißt's, das, trotzdem es Kaulbach schon vor Jahren gemacht, doch noch nicht ganz vollendet ist. Endlich stieg Kaulbach herab, stellte sich in gemessener Entfernung vor den wandhohen und breiten Cartons, lenkte seine scharfsichtigen Blicke darauf nach oben- und unten, nach rechts und links, und sagte endlich, während er seine Beobachtungen bei dem Bilde fortsetzte: „Ich habe gestern in Ihrem Hausschatze gelesen, er hat mir viel Vergnügen gemacht; ich muß Ihnen offen gestehen, ich bewundere Ihren eminenten Fleiß; Sie treffen in Ihrer Wiedergabe den richtigen Ton, und bei vielen Stellen lugt halt der „gemüthliche Oesterreicher" heraus. Aber Leutl, Ihr schreibt viel, sehr viel, das ist alles sehr schön, aber schreibt doch auch über die Kunst selbst; in dieser Richtung geschieht wenig." — „Ueber die Kunst selbst" — antwortete ich — „dazu sind wieder nur die gründlichen Kunstkenner berufen, darin sind wir nur Laien; um ins Detail einzugehen, bedarf es langjähriger Studien nach vielen Richtungen hin, und dazu sind nur sehr wenige berufen, noch wenigere erwählt — und am allerwenigsten fühle ich mich befähigt, einen Kaulbach zu — kritisiren!" — „Sie sind bescheiden, doch Sie wollen einen Beitrag von mir zu Ihrem „Hausschatz", gut, ich gebe Ihnen einen Stoff zum Schreiben; schreiben Sie etwas über meinen „Nero", hier, treten Sie näher, ich will Ihnen die Sache leicht machen und werde Ihnen genau meine ganze Auffassung erklären, die ich in dieses Bild hineinzulegen beabsichtige. — Sehen Sie! Hier tritt Nero heraus nach einer durchschwelgten Nacht, er hat ein kelchartiges Gefäß in der Hand, das überschäumt; hier unten liegen die ermordeten und noch mit dem Tode ringenden

Christen und er weidet sich an diesem Anblick. Das hat aber nichts zu sagen, dort kommen ihm dennoch die römischen Frauen und Jungfrauen entgegen; sie sind fast gänzlich nackt, nur Blumenketten verdecken die Schamtheile, und alle, wie sie sind, huldigen ihm, denn sie wissen und haben es auch erfahren, daß er ein großer — — — Freund des schönen Geschlechtes ist!" — Damit endigte Kaulbach seine Erklärung, wendete sich von Angesicht zu Angesicht zu mir, lachte und frug mich: „Nun, sind Sie zufrieden?" — „Ja wohl," sagte auch ich, laut lachend, „Meister Kaulbach, ich werde mir dieses notiren." — Und nun, freundlicher Leser, dem gewiß der große Künstler Kaulbach bekannt ist, wirst Du es auch nicht mißdeuten, daß Du auf diese Art Kaulbach den Humoristen par excellence kennen gelernt hast.

Drei Tage vor meiner Abreise von München ging ich wieder ins Kaulbach'sche Atelier in der Absicht, mich von dem hochverehrten Meister zu verabschieden. — Als ich eintrat, stand Kaulbach vor einer Staffelei und arbeitete an einem Carton „Tannhäuser" für Se. Majestät den König, den „unschätzbaren" Verehrer Wagner's, natürlich „auf allerhöchsten Befehl!" — „Guten Morgen! Wie geht es Ihnen? Was bringen Sie gutes Neues?" war Kaulbach's Ansprache. „Ich bin ziemlich zufrieden, und Neues, Gutes gibt es auch!" war meine Antwort. — „So? heraus damit!" — „Nun ich komme mich zu beurlauben, ich reise morgen oder spätestens übermorgen von München ab! Das ist das neueste, und es ist auch gut, indem Sie einen Besucher weniger haben werden, Sie werden ohnedies mit Besuchern überhäuft." — „Die Besuche geniren mich nicht — das sind wir Künstler hier in München schon gewohnt; ist es ein Fall, daß mich Besuche geniren könnten, oder weiß ich, daß mir ein unangenehmer Besuch bevorsteht, dann schließe ich mich im Atelier ein,

und Allem ist vorgebeugt. Sie waren mir stets willkommen! — Uebrigens glaube ich noch nicht, daß Sie abreisen — wozu? Bleiben Sie noch bei uns!" — „Es geht nicht", war meine Antwort; „vergessen Sie nicht, wo ich wohne, in den „Jahreszeiten", und wenn auch der Besitzer, Herr Simon, wirklich so humane Preise mir gestellt, daß ich fast privatim nicht billiger leben konnte, so geht einem doch, bei einem dreimonatlichen Aufenthalte daselbst, bald der „Zwirn aus", und so weit läßt es Unsereins nicht kommen." — „Nun ja — ich sehe schon", entgegnete Kaulbach, „eine schriftstellerische Genialität geht Ihnen ab — Sie machen keine Schulden!" — Als ich einen „nackten Amor" wahrnahm, den Kaulbach ebenfalls in Arbeit hatte, und über dies „göttliche Bild" meine Bewunderung laut werden ließ, da kam Meister Kaulbach vollends ins Fahrwasser seiner humoristischen Laune. Mir fielen dabei die Worte Schiller's: „die Gunst des Augenblickes" ein, und mit einer gewissen Nonchalence begann ich folgende feierliche Ansprache: „Lieber Herr Director! Sie haben mein Album mit einer nicht genug zu schätzenden Skizze nebst Handschrift verherrlicht, Sie haben mir die schöne, große Photographie Ihrer „Mignon" mit der Inschrift „Zum Andenken an die Werkstätte Kaulbach's" geschenkt, haben mich überhaupt mit Liebenswürdigkeit überhäuft — ich habe noch eine Bitte, durch Gewährung derselben würden Sie Ihrer Liebenswürdigkeit die Krone aufsetzen!" — „Nun, nun, nur heraus damit! was wünschen Sie?" — „Ich möchte Sie noch um Ihre Photographie bitten!" — „Nun, wenn's weiter nichts ist, gerne, sehr gerne, wenn ich nur noch eine hier habe." — Nun, lieber Leser, denke Dir einen großmächtigen, viereckigen Tisch, auf dem Bücher, Schriften, Zeichnungen, Cigarren-Stümpfchen, Brodkrummen, schwarze Kreide und Bleistifte aller Art im genialen Durcheinander gehäuft waren; und in

diesen Conglomerat von Gegenständen wühlte unser Meister, um eine Photographie herauszufinden. Während des Suchens gewahrte ich auch auf dem Tische ein gebundenes Exemplar meines „Hausschatzes.“ — „Herr Director, lesen Sie mein Werk hier im Atelier?“ frug ich. „Nein, zu Hause — aber ich nahm es wieder her und legte es absichtlich auf den Tisch, vielleicht zieht es die Aufmerksamkeit der mich besuchenden Fremden auf sich und ich habe Gelegenheit, durch Empfehlung Ihrem Werke die ihm gebührende Weiterverbreitung zu verschaffen.“ — Und wahrlich kann ich die Versicherung geben, daß diese wohlmeinende Aufmerksamkeit Kaulbach's nicht ohne günstige Erfolge für mein Werk war. Endlich fand Kaulbach eine „Visitkarten-Photographie“, besah sie und sprach: „No, sie ist freilich nicht zu schön, sie könnte besser sein, aber immerhin ist es besser diese als gar keine! Hier, lieber Freund!“ und er reichte mir das Bild. — „O nein!“ sagte ich, ohne die Photographie anzunehmen, „so ist es nicht gemeint! Sie wissen, Herr Director, daß große Männer alle käuflich sind, daher ich mir Ihre Photographie, die Sie selber mir jetzt geben wollen, für fünfzig Kreuzer kaufen kann; soll diese Photographie wirklich einen hohen Werth haben, bitte ich, wenn auch nur das heutige Datum und Ihren werthen Namen darauf zu schreiben!“ — „Auch das soll geschehen!“ sagte Kaulbach, nahm eine Feder, tauchte sie in Tinte und schrieb auf der Rückseite oben am äußersten Rande:

„Leben Sie wohl, sehr geehrter Freund!“

„Ich werde es sehr gnädig mit Ihnen machen“, fuhr er fort, und schrieb unten am äußersten Rande: W. Kaulbach. — „Ei! ei!“ rief er auf einmal aus, mit dem oberen Federende auf die Photographie zeigend, „jetzt sieht das schlecht aus, dieser lange weiße Zwischenraum;

halten Sie Ihren Kopf etwas seitwärts — so — ein wenig mehr noch — so, ganz recht!“ Tauchte die Feder abermals in die Tinte und zeichnete einen Kopf mit wenigen zählbaren Federstrichen kaum in einer Minute dahin — aber mit einer Trefflichkeit, daß wenn Du, verehrter Leser, nur einmal meine hinreißende Physiognomie gesehen haben solltest — und Dir dann dieses Kaulbach'sche Meisterstückchen zu Gesichte kommt, sogleich ausrufen würdest:

„Das ist ja der Landau!“

Zwei größere Skizzen, eine schwarze Kreidezeichnung, große Figur, und eine Gruppe, Federzeichnung, von Moritz Schwind zieren mein Album, und hat der Meister mit österreichischer, gemüthlicher Freundlichkeit den Werth derselben dadurch wenn möglich noch erhöht, indem er seinen Namen „Schwind“ eigenhändig darunter setzte. — Als „alter Landsmann“ erfreute mich Ramberg „zur freundlichen Erinnerung“ mit zwei (Skizzen kann ich hier kaum sagen) fast ausgeführten Genre-Bildchen: Ein sitzendes Mädchen, in Wasserfarben, und eine Kreidezeichnung, ein Gnome, der auf einem Schwamm steht und ein Ständchen bringt. So oft ich Letzteres sehe, kann ich die Genialität Ramberg's nicht genug bewundern und sein in diesem Bildchen wiedergegebene Humor ringt mir stets ein Lächeln ab; so ergings Allen, die es gesehen! — Von den berühmten Thiermalern, den Brüdern Ludwig und Friedrich Volz, kann nur des Letzteren Skizze meiner Sammlung eingereiht werden, jene von Ludwig Volz ist eine Oel-Skizze, daher nur für den Rahmen passend; aber beide sind gleich an künstlerischem Werthe und legen Zeugniß von der Genialität ihrer Meister ab. Die Skizzen „Die Schlacht bei Montara“ und ein „Hund“, ersteres von dem hochberühmten Schlachten-Maler Franz Adam, letzteres von dessen Bruder Beno Adam, nicht minder berühmt als Thiermaler, sind ebenfalls in Oel. Auch die Skizze zur „Tochter

des Herodis" von dem hervorragenden Künstler der Münchner-Schule A. von Heckel ist in Oelfarbe ausgeführt, und konnte nicht meinem Album eingereiht werden, alle jedoch zieren meine bescheidenen Räume. Es fehlt mir aber dennoch nicht die Handschrift eines jeden Einzelnen der hier genannten Meister, denn entweder schrieben sie mir auf einem Blatte eigenhändig die Bedeutung des Bildes, Datum und freundlicher Erinnerung nebst Unterschrift, oder sie erfreueten mich mit ihren Photographien und versahen diese rückwärts mit ihrer Handschrift. Eine Ausnahme davon machten meine lieben Freunde Carl Pilotti und und Pixis. Vom Pilotti, dieser Capacität der deutschen Malerkunst und würdigem Nachfolger Kaulbach's als Director der königl. Kunstakademie in München, besitze ich eine herrliche Skizze — Kreidezeichnung — die Gestalt eines herrschaftlichen Dieners, und den allerersten kleinen Entwurf zu seinem „Nero". Als wir uns bald darauf zum Curgebrauch in Carlsbad wieder fanden, daselbst viele heitere Stunden verlebten und auch dadurch in nähere Bekanntschaft traten, schrieb mir Pilotti:

Wenn Ihnen die Cur in Carlsbad auch Ihr Leben noch so sehr verlängert, sollen Sie dennoch nicht vergessen

Ihren

freundschaftlichst ergebenen
Carl Piloty.

Carlsbad, den 9. August, 1867.

Horschelt gibt es zwei, Friedrich und Theodor. Der Erstere ist ein ausgezeichneter und sehr gesuchter Portraitmaler; der Zweite, leider schon dahingeschiedene Theodor

Horschelt war einer der hervorragendsten Künstler der Neuzeit, man nennt ihn allgemein den „Kaukasus-Maler“, weil er fast alle seine Meisterbilder und da wieder meistens Schlachtstücke aus dem Kriege zwischen Rußland und den Völkern des Kaukasus entnommen. Theodor Horschelt hat lange dort und in Rußland gelebt und seine meisten Bilder zieren auch die Petersburger Gallerie. Er war ein schlanker, hübscher Mann, sehr freundlich, mit einem gewissen künstlerisch-aristokratischen Anstrich. Ich erhielt von ihm eine lebensgroße Figur, einen kaukasischen Krieger darstellend, der er genau und eigenhändig das Datum: den 22. Febr. 1867 und seinen Namen beifügte. Sein Bruder, der bereits genannte Friedrich Horschelt ist ein lustiger Kautz und bewahrt dabei ein treffliches Gemüth; ich habe in seinem Atelier manches vergnügte und heitere Viertelstündchen verlebt. Der Schelm gab mir ein meisterhaft gezeichnetes, mythisches Bild, das ich, wenn mein Album von einer jungen, schönen Dame besichtigt wurde, am liebsten überschlug, wenn ich gerade nicht in der Laune war, psychologische Studien zu machen, oder mich an dem schelmischen Lächeln einer jungen Frau zu erfreuen, oder an dem köstlichen Rosenroth zu erquicken, welches die Wangen eines hübschen Mädchens überflog, wenn sie den losen „Pan“ u. s. w. betrachtete. Der liebenswürdige und humoristische Künstler fügte dem Datum und Namen auf dem Bilde noch die Worte des Mephisto bei: „Grau, theuerer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum!“ — Theodor Pixis — ein weitaus reichender Name der Münchner Malerschule, ein Phänomen, was Schlagfertigkeit und poetische Wiedergabe der Compositionen betrifft, zu den hervorragendsten Illustratoren deutscher Dichter zählend, hat mit einigen werthvollen Skizzen mein Album bereichert, von denen jedoch nur der zwei hervorragendsten hier Erwähnung geschehen soll: „Die beiden Röselein“, eine köst-

liche, anmuthige und poetisch gedachte Idylle, und eine Federzeichnung: „Der Erlkönig“. Er fügte seinen Skizzen ein geschriebenes Blatt folgenden Inhaltes bei:

> Es ist allbekannt, daß im Sprichwort Wahrheit liegt und so ist es auch Wahrheit:
>
> „Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth,
> Wer keine hat, hat sie auch nie begehrt!“
>
> Zum Andenken für Herrn Dr. (sic!) Landau.
>
> München, den 14. Jänner 1867.
>
> Theodor Pixis.

A. Seitz, „der deutsche Teniers“, wie ich ihn sehr oft, und mit Recht bezeichnend, nennen hörte, dessen Meisterstücke sehr gesucht sind, zählt zu den besten Genremalern der Gegenwart, so daß seine Bilder trotz der hohen Preise kaum in einer größeren Gallerie fehlen dürften. Man suche seines Gleichen, schwer dürfte es zu finden sein. Es sind auch die Engländer, Franzosen und Amerikaner, die diesen deutschen Künstler am meisten zu würdigen verstehen. Seitz ist rastlos in seiner Schaffungskraft und besitzt dabei eine Bescheidenheit, wie man selbe bei seinen Collegen selten anzutreffen Gelegenheit hat. Eine Gruppe ländlicher Kegelspieler, von Seitz als Skitze bezeichnet, dennoch aber fast ausgeführt, ist mir ein liebes und werthes Angedenken dieses Meisters.

Nun lasse ich die Gelehrten- und Dichterwelt des damaligen München-Revue passiren, so weit ich eben Gelegenheit nahm oder fand, durch Inscriptionen selbe für mein Album zu gewinnen. Man sagt: aller guten Dinge

sind drei, und somit sind die Stammbuchblätter dreifach gut; denn dreimal drei neun der hervorragendsten Capacitäten in der Literatur sind es, die mit Strahlen ihres geistigen Lichtes mein Album durchleuchten. Moritz Carriere, der gelehrte und hervorragende Aesthetiker schrieb:

> Freiheit und Liebe sind die Schöpfersiegel
> Auf unsere Stirne und sind die Siegeskrone,
> Des Geistes Wesens und des Geistes Frucht!
>
> München, den 15. Jänner 1867.
>
> Moritz Carriere.

Dem folgt einer der bedeutsamsten Dichter der Gegenwart, Hermann Lingg. Derselbe eine Zeit lang Militärarzt von Beruf, entsagte dem Dienste Aesculaps und widmete sich mit aller Weihe und Hingebung, mit edlem Herzen und tiefer Gesinnung der ungefälschten Poesie. Aber eine Poesie kann nur dann ungefälscht und frei von allen Schlacken des irdischen Daseins befreit sein, wenn der Dichter, selbst im Bewußtsein seiner Erhabenheit über die Prosa der Alltäglichkeit, dennoch das menschlich Fühlende in seinem Innern trägt. Und dieses Letztere ist auch bei unserem Lingg der Fall. Er hat abgestreift alle martialische Schroffheit, und so wie er früher als Arzt seiner Pflicht getreu, der Wissenschaft Rechnung tragend, nur dahin getrachtet und gestrebt, den leiblichen Schmerz, die Leiden der ihm anvertrauter Menschheit zu lindern, zu heben und wie möglich zu tilgen; so ist es auch jetzt als Dichter sein einziges Ziel, den Geist des Menschen zu klären, zu erheben, zu vervollkommnen. Seine Muse ist keusch wie der frisch gefallene Schnee, seine Empfindungs- und Gemüths-wiedergabe erquickend und befruchtend wie der frische Thau

des Himmels; seine lyrischen Poesien sind durchweht von Duft des bescheidenen Veilchens und der liebesdurstigen Rose; seine Epopöen belebt ein den höhern Gottheiten, nicht den Götzen, entstammter starker Geist! -- Und so und nicht anders, nur noch geziert mit der edeln Tugend eines wahren Menschen: Bescheidenheit, gibt er sich auch im Umgange uns dar. Zuweilen findet man auch, daß sich der vom Herzblut getränkte rothe Faden der Wehmuth, der getäuschten Hoffnung, der bitteren Erfahrung in seinen Dichtungen durchzieht, ohne allzu süßlich-lyrische Empfindlichkeit. Ein Beispiel des Letzteren legte die folgende mir gewidmete Inscription ab:

Ersehntes Glück muß uns erreichen,
So lange noch die Hoffnung blüht,
Und nicht erst über ihren Leichen,
Nicht erst, wenn nur noch Asche glüht.
Zu spätes Glück kann nicht mehr freuen,
Ein milder Tausch nur ist es dann,
Und gleicht dem Bringer bittrer Reuen —
Statt, daß es uns erquicken kann.

München, den 21. Jänner 1867.
Dr. Herrmann Lingg.

Diesem schließt sich würdig an, der edeldenkende und belehrende Dichter „Mirza Schaffy“, recte Friedrich Bodenstedt. Derselbe ist aber nicht nur durch Worte belehrend, auch sein Benehmen, seine Güte allen gegenüber legen dafür das Zeugniß ab, daß er das, was er sagt, auch durch die That bewähren kann und bewährt. Durch die gastfreundliche Aufnahme, die ich bei ihm gefunden, erhielt ich auch Gelegenheit, sein schönes herrliches

Familienleben, sein Thun und Lassen Andern, selbst den ihm noch so fernstehenden Besuchenden gegenüber wahrzunehmen. In öfteren und nicht etwa bloß conventionellen Gesprächen fand zwischen mir und Bodenstedt ein lebhafter Gedankenaustausch statt, bei welchem ich mich con amore aussprechen und mich gleichzeitig erheitern und belehren lassen konnte. Eines unter Vielen, was er mir bot, schrieb er selber hin, als wollte er sagen: Du könntest es vergessen, so nimm es Schwarz auf Weiß:

Sammle Dich zu jeglichem Geschäfte,
Nie zersplittere Deine Kräfte,
Theilnahmvoll erschließe Herz und Sinn,
Daß Du freundlich Andern Dich verbindest,
Doch nur da gib ganz Dich hin,
Wo Du ganz Dich wiederfindest.

München, Januar 1867.

F. Bodenstedt.

Nun folgt der Philosoph, der Denker, der Dichter, der Meister der unübertrefflichen „Erzählungen aus dem Ries", der beste und leutseligste Mensch: Melchior Meyr. Was mir der nun leider Dahingeschiedene war, habe ich schon früher berührt; willst Du Melchior Meyr näher kennen lernen, so dürften Dir mehr als alle Encyclopädien, in denen er gewiß nicht fehlt, doch meine Schilderungen im Supplement meines „deutschen Hausschatzes" das Meiste, der vollen, ungeschmückten Wahrheit Entsprossenen darbieten; denn was ich in meinem letzterwähnten Werke mittheilte, ist nicht nur dem mir von ihm mündlich Erzählten entnommen, sondern auch durch seine Briefe an mich autori-

firt. Die hier nachfolgende Inscription, welche er meinem Album widmete, dürfte als sein „Glaubensbekenntniß" bezeichnet werden:

Ich habe nie mich größer gefühlt,
Als wenn ich in Noth und hart beschädigt,
Trotz allem treu am Glauben hielt,
Und wurde vom Erfolg bestätigt.

Und niemals hab' ich mich kleiner gefunden,
Als wenn ich in Noth gehemmt, gelähmt,
Verzagte, geistig überwunden,
Und wurde von Erfolg beschämt.

Steh' fest im Glauben! Wer verzagt,
Verliert im Gang, verliert an Ziel.
Wer muthig aushält, bis es tagt,
Hat überall gewonnen Spiel.

München, den 22. Jänner 1867.

Zum freundlichen Gedenken an
Melchior Meyr.

An Meyr schließt sich in meinem Album ein Mann seltenster Art, der sich als Dichter einen schönen, blühenden immergrünen Kranz erworben, zudem aber auch ein bedeutender Literarhistoriker ist, dem wir in dieser Richtung viel Schönes, Erhabenes zu danken haben, besonders seine Arbeiten aus dem Persischen und Spanischen; gleichzeitig ein eifriger Verehrer und Förderer der bildenden Kunst und bei allem dem Besitzer, wenn nicht mehrerer, so doch gewiß eines Milliönchens ist. Ich habe nie Jemanden beneidet, aber ich wünschte mir doch das poetische Element, welches ihm inne wohnt und das er so glänzend in seinem „Ge-

dichte" bewährte; ferner seine sehenswerthe Gallerie, in welcher sich namentlich die unschätzbaren „Genelli's" befinden und endlich sein Milliönchen, um auch das Gute und Schöne zu fördern. Was die Kunst betrifft, so hat Freiherr von Schack — denn dieser ist es, von dem ich spreche — eine besondere Liebhaberei, indem er große Summen dazu verwendet, talentvolle Maler zur Copiatur großer, alter Meisterstücke zu veranlassen und so auch eine Gallerie der vorzüglichsten Bilder aus der klassischen Periode aller Schulen zu sammeln; zwar immerhin Copien, aber auch in dieser Weise meisterhaft. Im Umgange ist Fr. von Schack etwas „zugeknöpft", aber das muß man einem Meklenburg'schen Staatsbeamten, der noch dazu mindestens eines Dutzend „hoher Orden" sich erfreut, gerne verzeihen und dieses umsomehr, da sein aristokratisches Benehmen doch liebenswürdig und acceptabl ist, während die sogenannte Geldaristokratie immer unverdaulich und anwidernd erscheint. Es dürfte kaum ein Fremder in München sein, der nicht die Gallerie Schack besichtigte; sie steht Jedem offen. Und wie viele Hunderte und abermals Hunderte, denen es im Leben nicht gegönnt ist, die Originale großer Meister zu sehen, finden hier wenigstens eine treue Copie jener berühmter Bilder, von denen sie schon so oft und so viel gelesen und gehört und höchstens eine Reproduction durch Stahlstich oder Photographie gesehen. Die in der Gallerie Schack sich befindenden Copien nähern sich doch am meisten der Intention und Ausführung der berühmten alten Meister, so daß man dadurch eine höhere und geistig anregendere Anschauung gewinnt und dem Urschöpfer solcher Kunstgemälde nur um so größere Bewunderung und Verehrung zollen muß. Es wird auch uns die alte Schule in ihrer Bedeutung und Würde einleuchtender; die Vertreter der Kunst aus jener Zeit werden uns befreundeter; ein Gewinn, der für die allgemeinen Kunstfreunde nicht genug

hochzuschätzen ist. Es wäre zu wünschen, daß es auch andere Millionärchen gäbe, die auch diese Schack'sche Kunstliebhaberei besäßen, die aber auch so glücklich sein mögen, Künstler zu finden, die ihren Pinsel mit eben solcher Meisterschaft führen, wie dieses bei den Copien großer Meister in der Gallerie Schack der Fall ist, so daß die Genialität des Reproducenten nicht zu verleugnen und seine Auffassungs- und Wiedergabe zu bewundern ist. Schack schrieb mir ins Album:

> Nach seinem Tode lebt noch der Gelehrte,
> Wenn längst sein Leib zum Staube wiederkehrte;
> Todt aber ist, ob noch so lang er lebt,
> Der Ignorant schon, eh man ihn begräbt.
> (Aus dem Arabischen.)
>
> München, den 7. Februar 1867.
>
> Adolf Friedrich von Schack.

Nun folgt Paul Heyse, einer der bevorzugsten und auch beliebtesten Dichter und Schriftsteller der Gegenwart und dieses nicht mit Unrecht, denn alle seine Produkte haben wie sein Aeußeres, etwas Einnehmendes, Fesselndes, ich möchte sagen Adonis-Artiges. Wenn man Heyse selbst sieht, muß man denselben liebgewinnen. Als ich Heyse zum ersten Male sah, dachte ich mir, so muß Göthe in seiner Jugend ausgesehen haben; es war zu jener Zeit, als am Nationaltheater zu München das Gozzi'sche morgenländische Märchen: „Die glücklichen Bettler" frei für die Bühne bearbeitet von Heyse zur Aufführung gebracht wurde. Ich wohnte dieser Vorstellung bei, sie wurde mit einem Prolog Heyse's eröffnet. Als ich eines Tages nach der Aufführung bei Heyse einen Besuch abstattete, war, wie leicht begreiflich,

das morgenländische Märchen die Hauptwürze unserer Conversation, auch der Prolog kam zur Sprache, wobei ich das Bedauern darüber ausdrücke, daß er nicht durch den Druck dem Publikum zugänglich gemacht wurde, ich selbst würde mich freuen, sagte ich, ihn eingehender zu kennen, da er ebenso poetisch als humoristisch mir und dem zahlreich versammelten Auditorium gleich im Vortrage zusagte. Da erbot sich der Dichter mir eine Copie zu geben, was er auch sofort that, indem er sichs nicht verdrießen ließ, denselben in meiner Gegenwart noch, eigenhändig niederzuschreiben und am Schluß Datum und Name hinzuzufügen. „Die glücklichen Bettler“ sind wohl als Bühnenmanuscript durch den Druck veröffentlicht worden, aber wir vermissen den Prolog dabei, und somit bin ich der Ueberzeugung, daß es meinen Lesern gewiß willkommen sein wird, wenn ich denselben als Erinnerungsblatt aus meinem Album reproduziren werde.

Prolog
zu den „glücklichen Bettlern“
von Carl Gozzi.

Kusch (als alter Bettler):

Man schminkt sich und frisirt sich noch da drinnen;
Indessen schickt der Dichter mich heraus,
Um als Prolog, eh' wir das Spiel beginnen,
Höflich zu bitten das verehrte Haus —
Ein Bettler darf sich nicht der Bitte schämen —
Mit unserem Maskenscherz vorlieb zu nehmen.

Ihr alle kennt, die Schiller übersetzt,
Die Turandot, die Chinas jungen Thoren,
Was auf zu rathen gab, bis sie zuletzt
Den Kopf, den sie nicht hatten, dran verloren.
Mit dieser Dame, klug wie keine zweite,
Sind wir verwand von väterlicher Seite.

Doch jener gab Melpomene das Leben,
Und wir sind nur der heitern Muse Kinder.
Wir haben keine Räthsel aufzugeben,
Und Kopfabschneiden lieben wir noch minder.
Nein, Vater Gozzi, dieser Erzphantast
Hat uns im heitersten Humor verfasst.

Das Leben schien ihm wie ein Maskenspiel,
Halb ernst, halb possenhaft, vorbeizurauschen,
Ein bunter Fastnachtstraum, an dessen Ziel
Bettler und Prinzen ihre Rollen tauschen;
Und hier im Schauspiel, wie im Carneval
Folgt auf den Rausch pflichtschuldigst die Moral.

Selbst ich, ein sehr durchtrie'bner Teufelsbraten
Muß noch zuletzt mich in der Tugend üben;
Doch um nicht gar das Beste zu verrathen,
Will ich nun geh'n — sie winken mir da drüben.
(In die Couliße rufend):
Ich komme schon! Na, wenn Ihr heut einmal
Mildherzig seid — vergelts Gott tausendmal!

München, Feber 1867. Paul Heyse.

Und nun tritt ein Mann an uns heran, der sich von der Kunst des Schauspiels, dem er einstens angehörte, zu einer seltenen Ranghöhe in der Wissenschaft emporgeschwungen hat — Max Pettenkoffer. Er verließ den Dienst Thaliens und ergab sich den Erforschungen der Geheimnisse der Chemie und der Natur, mit einer rastlosen Mühe, mit unendlichem Fleiße, mit der humanitären Hingebung, nicht nur sich, sondern zahllosen Menschen nützlich zu werden, was ihm auch mehrfach gelungen ist. Er war der einzige würdige Rivale und ist vielleicht der einzige ebenbürtige

Nachfolger Justus Liebig's; denn Beiden galt, dem Ersteren ist sie es noch, die Wissenschaft die einzige Gottheit, der sie mit freien Geist, mit Herz und Seele dienten. Pettenkoffer selbst legt ein ähnliches Bekenntniß in nachstehendem Ausspruch nieder:

Die Wissenschaft darf kein anderes Ziel haben als die bloße Wahrheit!.

München, den 11. Februar 1867.

Dr. Max von Pettenkoffer.

Justus Liebig war nicht nur ein Matador im großen Reiche der Wissenschaft und da wieder, was Chemie betrifft, sondern auch ein Matador als Mensch, voll Güte, Milde und Liebenswürdigkeit. Wer ihn sprach, wer seines zarten Benehmens, seiner Herz erwärmenden, Geist erfrischenden Hingebung auch nur durch einmaligen Umgang sich zu erfreuen hatte, der mußte ihn nicht nur als Mann des hohen Wissens verehren, er mußte ihn auch lieben. Mir wurde das Glück zu Theil, mit Liebig öfter zu conversiren. Eines Nachmittags, als ich mit ihm allein, auf einem Sopha sitzend, mich unterhielt, war auch die Rede von dem abgelaufenen Jahre 1866 und von dem Volke der Ungarn. Da erlaubte ich mir meine unmaßgebliche Meinung dahin abzugeben, daß ich sagte: Der eigentliche Stamm der Magyaren dürfte binnen wenigen Jahrhunderten, vielleicht noch früher, gänzlich verschwinden. Es ist statistisch nachgewiesen, daß die Kinderlosigkeit in keiner Nation so um sich greift, wie unter dem Stamm-Ungarn. Es ist theils die Lebensweise, mehr aber auch noch die Frühreife beim weiblichen

Geschlechte die Hauptschuld. Man findet viele, sehr viele kinderlose Ehen in Ungarn und Ehepaare, die nur eines Kindes höchstens zweier Kinder sich erfreuen. Nur die Eingewanderten, worunter viele Juden, die machen eine Ausnahme, so daß selbst durch Amalgamation, die Race der Magyaren dennoch in der Abnahme ist. Doch — unterbrach ich mich in dieser Bemerkung selbst — doch! geehrter Herr Geheimrath! Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mir Etwas Ihnen mitzutheilen erlaubte, das Ihnen gewiß schon bekannt ist. — „Nein, nein!“ erwiederte Liebig, „gewiß nicht, dieses ist mir ganz neu und Sie dürften nicht ganz Unrecht haben; es war immerhin interessant, was Sie mir darüber sagten. — — Haben Sie meine Rede: die Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft gelesen?“ — Zu meiner Schande muß ich es gestehen, daß selbe mir noch unbekannt ist. „Nun so nehmen Sie diese, Sie werden Manches darin finden, was Ihnen zusagen wird.“ — Er gab mir dieselbe, ich nahm sie dankend an und schob sie in die Seitentasche. Die Conversation begann von Neuem, ich wurde von Liebig's Leutseligkeit immer ermuthigter und erlaubte mir, wohl von Manchem als seltsam bezeichnet, die Frage: Herr Geheimrath, haben Sie vielleicht zufällig Gelegenheit gehabt, mein Werk „Deutscher Hausschatz ꝛc.“ zu durchblättern, der Herr Schwiegersohn, Professor Cariere, ist im Besitze desselben? — „Ja, ich habe es gelesen!“ — Nun so bitte ich um Ihr Urtheil darüber, nur ob ich der Idee, die Männer der Kunst und Wissenschaften dem allgemeinen Lesepublikum näher zu bringen, auch nur theilweise gerecht wurde? — „Ja, wo haben Sie die Brochüre, die ich Ihnen gegeben habe?“ — Dieses gedehnte Sprechen Liebig's, das Nachdenkliche dabei und das Auffallende, daß er mir die Rede wieder abforderte, machte mich im ersten Augenblick verlegen, in der Furcht, daß ich am Ende doch mit meiner Frage einen Faux-pas begangen habe. Ich

reichte Liebig seine mir verabfolgte „Rede“ zurück, er nahm sie, stand vom Sopha auf, ging zu seinem Schreibpulte, nahm seinen Lehnsessel ein, ergriff die Feder und schrieb. Ich schwebte zwischen Himmel und Hölle, denkend, was da kommen wird. Nach nur wenigen Minuten kam Liebig zu mir, gab mir die Brochüre wieder zurück mit den Worten: „Lesen Sie! Hier haben Sie mein Urtheil!“ — Oben auf dem Tittelblatte stand geschrieben:

Herrn Herrmann Jos. Landau

hochachtungsvoll

J. Liebig.

Und somit machte ich wieder aufs Neue die Erfahrung, daß je höher der Mann der Kunst und Wissenschaft steht, er desto leutseliger und hingebender ist. In dem Bewußtsein seiner Kraft kommt er eben den Schwächern entgegen, aufrichtend und aufmunternd; im Gegensatz zu den „Halbmenschen“ in der Kunst und Literatur, die immer in Furcht und Angst von einem aufkeimenden Talent überragt zu werden, oder auch nur einen Rivalen zu bekommen, stets großthuend, oft hochnasig, höchstens mit einer gewissen herablassenden Freundlichkeit andern Künstlern und Schriftstellern gegenüber sich benehmen. Die Inscription Liebig's für mein Album lautet:

Die Wissenschaft macht stark, nicht reich, aber die Kraft macht reich und arm, reich, wenn sie erzeugt, arm, wenn sie zerstört.

München, den 15. Februar 1867.

J. Liebig.

Die, wie ich im Eingang des Kapitels 1866 bis 1867 bemerkte, glänzende Stuttgart-Münchner Periode meines Albums beschließt der berühmte Reisende Hermann von Schlagintweit, dem mein schon oft hier erwähntes Werk nicht unbekannt blieb und wie es scheint, auch nicht mißfallen hat, denn er schrieb mir in Bezug dessen Folgendes als Stammblatt:

Des eigenen Schaffens zu gedenken ist nach meinem Gefühle stets peinlich; denn im Gebiete der Forschung wie in jenem der Kunst tritt uns dann, mit Recht, dasjenige vor Allem entgegen, was noch zu wünschen übrig läßt. Wer es gewagt hat, seine Kraft auf beiden Gebieten, auch in fernen Landen, zu versuchen, muß daher desto dankbarer sein, wenn er ermuthigende Worte, selbst von Jenem erhielt, der zugleich die Bürde der Verbreitung denselben nach Außen auf sich nimmt.

München, den 26. Februar 1867.

Hermann Schlagintweit.

Gesundheitsrücksichten zwangen mich meine Reise zu unterbrechen, um einer Cur in Carlsbad mich zu unterwerfen. Von da im October desselben Jahres heimgekehrt, erhielt ich zwar kein Stammbuchblatt, aber eine Photographie von einem der hervorragendsten, beliebtesten und geachtetsten Mitglieder des deutschen Landestheaters: Friedrich Hassel. Derselbe zählt zu denjenigen Priestern Thaliens, die nie durch falschen Flitter, durch Pomp und Harlekinaden das Publikum zu betäuben und zu momentanen Gunstbezeugungen zu gewinnen suchen, sondern durch Ruhe, Ueberlegung, Verstand, richtiger und naturgetreuer Auffassung in ihrem

Tempel wirken und so als Künstler würdig ihren Platz ausfüllen. Hassel's Rollen sind wahrhafte Cabinetsstückchen, oft nur Nippfiguren, aber nicht jene Jahrmarktsächelchen, die man allüberall findet und bei denen man, wenn man sie einmal gesehen, alle Lust und Liebe zu ähnlichen Sachen verlustig wird, sondern es sind kleine Meisterstücke, die uns immer mehr und mehr fesseln, indem wir sie genauer ins Auge fassen, ihre Details herausfinden und deren Werth wir immer höher schätzen lernen. Ich könnte eine ganze Reihe derartiger Parthien Hassel's hier aufzählen, unter diesen Rollen ist auch jene des Kapuzieners in Schiller's „Wallenstein's Lager". Ein solches Costüm-Bild gab er mir aber mit vollständiger Portraitähnlichkeit und schrieb vorn unter dem Bilde: „Contenti estote! Begnügt Euch mit Eurem Commisbrode!" — und auf der Rückseite desselben fügte er noch Folgendes hinzu:

„Ich aber wünsche Ihnen von ganzem Herzen noch 10000 fl. ö. W. dazu und mir Ihre Freundschaft, dieselben mit mir zu theilen.

Prag, den 29. October 1867.

Ihr

Hassel.



1868.

Ein Kaufmann seltener Art. Gustav Nieritz. Ferdinand Stolle. Hähnel. Ludwig Reichenbach. Dr. Julius Pabst. Max Heine. Kettner. Schleiden. Heribert König. Dr. Joachim Lederer. Ziegler. Benedix. Adolf Böttger. Emil Claar. Gerstäker. — Intermezzo: das deutsche Landestheater in Prag. Virsing. Kassel.

Ich begann wieder meine Wanderungen. Von Prag aus war mein erster Aufenthaltspunkt das „deutsche Florenz an der Elbe“ — Dresden. Die Empfehlungsbriefe an die hervorragendsten Männer, namentlich in der mercantilischen Welt, mit denen ich ausgestattet war, hatten zwar alle ihre günstige Wirkung nicht verfehlt, um so mehr als dieselben von namhaften Persönlichkeiten mir zugegangen waren, aber dennoch hat kein Empfehlungsschreiben mir nach jeder Richtung so viel moralischen und materiellen Vortheil gebracht, als jener an den Chef des Handlungshauses: Lüder und Tischer, Herrn H. G. Lüder. Lüder, ein Kaufmann der reellsten Sorte, ein Mensch, dem man die Humanität, die ihm im hohen Grade inne wohnt, von der Stirne herab lesen konnte, bleibt mir als Freund, als Rathgeber, als Mann voll Intelligenz und Würde unvergeßlich. Er hat sich mit ehernen Lettern in meinem Gedächtniß, in mein Gemüth und Herz eingegraben. Ich kann mir aber schmeicheln, daß ich dem trefflichen Lüder auch zusagte; bei unserem häufigen Umgang, den wir pflegten, sei es im Comptoir, in seinem anmuthigen, glück=

lichen Familienkreise oder beim gemeinschaftlichen Besuch des Theaters, er blieb sich immer gleich; mein Wesen, mein Thun und Lassen, mein Streben und Wirken, es lag ihm klar und deutlich vor, er wurde nie müde, dasselbe zu fördern und mir nützlich zu sein. Glaube mir, mein freundlicher Leser, die Menschen sind nicht alle so „aschgrau" wie man sie gerne malt und die Zeiten eines Diogenes sind vorüber, man braucht keine Laterne — — — suche das richtige Licht! Das Bild, welches mir Lüder beim Abschied gab und dem er eine mich ehrende und für mich schmeichelhafte Inschrift beifügte, es ziert mein — Familien-Album; sein Andenken jedoch ruht für ewig in meinem Herzen! Ich wünsche nur Eines, d. i. ein baldiges, frohes Wiedersehen. Der erste Händedruck würde mir sofort kundgeben: Er blieb mir das, was er mir war, ein — Freund!

Lüder ist ein Verwandter von Gustav Nieritz, ich habe es daher auch ihm zu danken, daß ich den sowohl als Pädagogen wie Schriftsteller gleich trefflichen Mann kennen lernte. Ich denke mir: Nieritz, Ferdinand Stolle (den gemüthlichen Dorfbarbier) und Dr. Friedrich Hofmann (den „alten Poeten", den fleißigen Mitarbeiter der nicht genug zu würdigenden, von Ignaz Keil gegründeten und bis heute gleich vorzüglich redigirten Gartenlaube) als ein Trifolium, welches zu jenen bescheidenen Pionnieren zählt, die viel, sehr viel im Stillen wirken um Ausbildung des Geistes und Förderung der Humanität, nach allen Winkeln und Enden Wurzel fassen zu lassen und so immer mehr und mehr zur Verbreitung des geistigen Lichtes unendlich viel beigetragen. Nieritz stand zu jener Zeit schon in seinem 73. Lebensjahre, war aber noch so gemüthlich-frisch, so milde und bedachtsam im Gespräche, in der Bewegung, in seinem Thun und Lassen, so säuberlich nett in seinem Aeußern, daß man sofort den Mann erkennen mußte,

der durch so viele Jahre dem schwierigen, aber erhabenen Beruf der Erziehung der Jugend so gewissenhaft sich gewidmet und darin so glänzende Erfolge erzielt, durch Wort, That und Schrift, mit Weisheit, Schönheit und Kraft! Nieritz war sich auch seines pädagogischen Aeußeren bewußt, denn als ich ihn eines Tages um ein schriftliches Andenken ersuchte, willfahrte er meinem Wunsche ohne Ziererei, mit freundlichem Entgegenkommen, und schrieb mit so niedlicher Feder, doch ohne kalligraphischen Aufputz, so haarklein und fein und doch so deutlich, daß jedes Pünktchen genau sichtbar ist, Folgendes:

> Dichter und Schriftsteller soll man nicht in der Nähe betrachten, indem sie wohl selten ohne Schwächen dastehen, die den eingebildeten Nimbus um ihr Haupt erbleichen machen.
>
> Dresden, den 8. Mai 1868.
>
> Gustav Nieritz.

Und nun — wie oft der Humor spielt — folgen dem edlen und würdigen Jünger Pestalozzi's — nicht weniger als 50000 Teufel! Glücklicher Weise sind es die lustigen Teufel, deren Vater E. M. Oettinger ist und bei denen Grabben-Hoffmann zu Gevatter stand. Diese Teufel, so zahlreich sie sind, verbreiten keine Gefahr, im Gegentheil, wenn man sie liest, noch mehr aber, wenn man sie hört, wie sie von Grabben-Hoffmann musikalisch illustrirt wurden, so versetzen sie uns sogar in die heitersten und schönsten höhern Regionen. — Diesem heitern, musikalischen Scherz schließt sich in meinem Album eine der sensitivsten Poesien an, die gewiß bei jedem, der sie liest, ein tiefergreifendes Gefühl erwecken muß, Müttern aber, bei denen der Unerforschliche beschlossen hat, ein liebes Kindlein in das un-

nennbare Jenseits abzurufen, gewiß himmlischen Trost gewähren wird. Der Dichter dieses kleinen Poems ist der schon obenerwähnte Pionier des Geistes und der Bildung, der leider schon im ewigen Licht wohnende Ferdinand Stolle. Es war im Juni 1868, als ich den gemüthlichen „Dorfbarbier“ kennen lernte; da war er noch immer rüstig und arbeitsam, seine Muse belebte ihn noch immer, sein Humor war noch wenig abgeschwächt und sein Gemüth war noch innig und herzlich, fast unberührt von der erbärmlichen und unbarmherzigen Misére des Kampfes mit dem irdischen Dasein; wenigstens ließ ers nicht merken; man hörte keine Klage, die seine Lippe berührte, und zum Ruhme, zur Ehre des trefflichen Menschen Ernst Keil sei es erwähnt, daß er nicht nur Verleger von Stolle's Schriften, sondern auch Stolle's Freund und Bruder war, und als solcher dem damals 62 Jahre alten Manne manche Bürde, die ihn belastete, erleichterte und ihn oft gänzlich derselben enthob. — Stolle bewohnte damals eine kleine, hübsche Wohnung, in dem, bei Dresden sich befindlichen, von der Natur so schön und reich gesegneten Loschwitz. Vormittags kam er gewöhnlich in die Stadt und wir gaben uns meistens ein Rendez-vous in einer bestimmten Bierkneipe, wo bei Gambrinus stärkendem Saft die Tages- und Literatur-Neuigkeiten zur Debatte gelangten. Aber ich besuchte auch nach vorhergegangener freundlichen Einladung Stolle in seiner Sommerfrische, wo ein „Blümchen-Kaffée“ unsern Humor nicht nur nicht abschwächte, sondern sogar erhöhte, bei dem das „Schmausen“ einer „Aechten“ Sächsischen nicht unterlassen wurde. In Loschwitz war es auch, wo ich den bisher in seiner Art, besonders was Naturtreue betrifft, unübertrefflichen Maler, Zeichner und Illustrator Ludwig Richter und auch August Reinhart kennen lernte. Und so war selbst das idyllisch-ländliche Loschwitz für mein Album nicht unergiebig, denn Richter erfreuete mich zwar nur

mit der photographischen Reproduktion einer seiner anmuthigen Original-Handzeichnung „Im Korn“, erhöhte aber dadurch ihren Werth, indem er eigenhändig eine Erinnerung und seinen geschätzten Namen beifügte. Reinhard, der Mann der Feder, des Griffels und Pinsels, gab mir eine herrliche Skizze, eine Landschaft, die aber ihres Umfanges wegen nicht ins Album eingereiht werden kann. Wie schon oben erwähnt, gab mir Stolle eine eigenhändige Abschrift des bereits erwähnten Gedichtes mit Datum und Namensunterschrift; es lautet:

Das schönste Bild, vom Himmel selbst gemalt,
Und von des Himmels Liebe reich umstrahlt,
Es ist ein Kind, das still und engelmild
Auf Mutterschoos mit seinen Blumen spielt.
Wie hilflos, arm und doch wie wunderreich,
Ein Blumenkränzlein ist sein Himmelreich,
Und aus der frommen Mutter sel'gem Blick
Strahlt seine Himmelsheimath ihm zurück.
Es ist dies Bild so rührend und so rein,
Als könnt' es nicht für diese Erde sein. —
D'rum seh'n wir auch nach kurzem Auferblühn,
Manch Kindlein wieder nach der Heimath ziehn.
Denn jedes Kind, von uns so heiß geliebt,
Ist nur ein Kuß, den Gott der Mutter gibt,
Auf daß schon hier sie ahnend es erkennt,
Wie man im Himmelsland die Liebe nennt.

Loschwitz, den 9. Juni 1868.

Ferdinand Stolle.

Zwar keines Stammblattes, aber eines der herrlichsten Geschenke muß ich Erwähnung thun, da mich die Erinnerung desselben stets mit besonderer Freude durchfluthet. Es sind die von Meister Hähnel im J. 1844 componirten und modellirten und von T. Langer mustergiltig schön

gezeichneten und gestochenen Basrelief's zum Beethoven-Monument in Bonn. Was aber den Werth dieser Kunstblätter erhöht und sie für mich um so schmeichelhafter und werthvoller macht, ist die eigenhändig auf dem ersten Blatte geschriebene Widmung; sie lautet: Herrn Landau zum freundlichen Andenken von Ernst Hähnel. Dresden, den 28. Mai 1868.

Nun folgt einer der hervorragendsten Jünger Linée's, der Direktor des königl. Naturalien-Cabinets zu Dresden, Dr. Ludwig Reichenbach. Er ist der Begründer eines eigenthümlichen Pflanzensystems, das er in „Conspectus regni vegetabilis", sowie im „Handbuch des Pflanzensystems" ausführlich darzulegen sich bestrebte; hat sich jedoch durch seine „Flora Germanica" (20 Bände stark) selbst das dauerndste und schönste Monument für alle Zeiten errichtet. Im gewöhnlichen Leben sagt man, daß Alle, welche Blumenfreunde sind, sich auch als Menschenfreunde bewähren. Die Sache hat Etwas für sich, wenigstens hat mich und gewiß noch viele Andere, bei länger verfolgter, genauer Beobachtung die Erfahrung diesem Ausspruche beizustimmen, veranlaßt. Und daß ein Botaniker ein Freund der Blumen und Pflanzen sein muß, liegt doch schon so offen und klar vor uns, denn was ist es denn anders, das ihn veranlaßt, seine Neigung, seine Liebe, seinen Geist, ja sein ganzes Streben und Leben nur den Blumen und Pflanzen zu widmen, um sie zu erforschen, sie zu pflegen, sie zu vervielfältigen. Ferner wie sucht und trachtet der Botaniker mit Mühe und Sorgfalt, keine Zeit scheuend, Vielem entsagend, den zarten, schönen Blumen, den herrlich nützenden, oft den Menschen Heil bringenden Pflanzen, hier und dort jenes Plätzchen zu eruiren, wo sie hingestellt besser emporblühen, schöner sich entfalten, zahlreicher sich vermehren und so für die ganze Menschheit wohlthuender und nützlicher werden

müssen? Ja, ich würde behaupten, daß alle Botaniker, Gärtner von Beruf, sowie Blumen-Liebhaber im Allgemeinen, sämmtlich gute Menschen, resp. Menschen-Freunde sind. Es dürfte wohl hier und da eine Ausnahme geben, aber Ausnahmen gehören nicht zur Regel. Ludwig Reichenbach stand zu jener Zeit schon in seinem 75. Lebensjahr, war aber noch immer frischen Geistes; sein ehrwürdiges, liebliches Aeußere erweckte sofort die ehrerbietigste Hingebung und sein zartes, leutseliges Benehmen Allen gegenüber mußte von Vornherein ihm die schönsten Sympathien gewinnen. Diese Wahrnehmung habe ich beim Umgange mit diesem Gelehrten gemacht und ich glaube, gerade deshalb, weil ich den Lavater nicht studirt habe, mich nicht getäuscht zu haben, gewiß jedoch war er es mir gegenüber. Ich habe schon vorher das hohe Alter Reichenbach's erwähnt und in jener Periode pflegen (wir haben sogar viele Beispiele in der Geschichte der Gelehrten- und Philosophen-Welt) derartige Männer gerne frömmelnder, etwas tiefreligiöser zu werden, klammern sich gerne fester an das ihnen angeborene religiöse System, aber selbst dieses scheint bei Reichenbach nicht der Fall gewesen zu sein, er bekundete es, indem er eine der schönsten Sentenzen aus dem Werke „Blicke in das Leben der Gegenwart" (pag. 240) wählte, um damit mein Album zu verschönen:

> Die Naturforschung im organischen Leben ist der einzige gemeinschaftliche Gottesdienst aller Confessionen!
>
> Herrn Dr. Landau zur freundlichen Erinnerung
>
> Ludwig Reichenbach.
>
> Dresden, den 28. Mai 1868.

Unter den andern hervorragenden Männern des Geistes, die sich auf dem Felde der Kunst und Literatur sehr verdient gemacht haben, zählt auch Dr. Julius Pabst, dem ich in meinen Erinnerungen einen ehrenvollen Platz einräumen muß. Julius Pabst bekleidet die Stelle eines Dramaturgen am k. Hoftheater in Dresden und hat auch alle Eigenschaften einem so wichtigen Posten, an einem so hervorragenden Kunstinstitute mit Kenntniß und Einsicht vorzustehen. Wer je Gelegenheit hatte auch nur wenige Blicke in die Geheimnisse der Theaterwelt und zudem noch in die geheimsten Geheimnisse eines Hoftheater-Lebens, zu richten, nur der kann, und da auch nur theilweise, aber immerhin einen Begriff bekommen, wie ungemein schwierig, mit wie unendlichen Hindernissen und unausweichlichen Rücksichten es verbunden ist, als Dramaturg und Schriftsteller, gleichzeitig aber auch als Mensch mit Ehren sich zu behaupten. Herrn Dr. Julius Pabst ist dies durch eine lange Reihe von Jahren, während welcher er diese seine Stellung einnimmt, nach jeder Richtung gelungen. Was aber Pabst den Schriftsteller und Dichter betrifft, so ist es sehr zu bedauern, daß seine Arbeiten sich noch nicht einer großen Verbreitung zu erfreuen haben; viele Kinder seiner Muse lassen sofort seine schöne Begabung und seine poetische Natur erkennen, der es nicht eigen ist, sich dem modernen Cliquewesen anzuschließen, der Cameraderié zu huldigen. Pabst theilt das Schicksal vieler Schriftsteller, deren Produkte nur deshalb noch nicht so sehr in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, weil sie alles ostentative Hervortreten verschmähen. Doch es kommt die Zeit, es kommen die Männer, welche es verstehen werden den Spreu vom Kern zu trennen, das Wahre, Schöne und Verdienstvolle in das gehörige Licht zu setzen, so daß auch Pabst jene gebührende Anerkennung und Würdigung nach Außen immer mehr und mehr zu Theil werden wird, die ihm bereits in engerem Kreise

in hohem Maße wurde; spricht dieses doch gewissermaßen Dr. Julius Pabst selbst aus, indem er mir schrieb:

Was sich im Geist erkannt, gefunden,
Es bleibt — ob auch getrennt — verbunden.

Dresden, den 11. Juni 1868.

Dr. Julius Pabst.

In Dresden lernte ich auch den Bruder des unvergeßlichen Heinrich Heine, Maximilian kennen. Maximilian Heine ist k. russischer Staatsrath, wenn ich nicht irre, Stabsarzt in Petersburg, ein hochgebildeter Mann, der sich viel mit Literatur beschäftigt und selbst als Autor manches Hübsche geleistet. In Deutschland hat sein Werk: „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie", im J. 1868 viel Aufsehen erregt. Diese Erinnerungen haben manche Anfechtungen zu erdulden gehabt, sie haben aber auch sehr viele Verehrer gefunden und werden immerhin einen verdienstvollen Beitrag zur Charakteristik Heinrich Heine's für die Literaturgeschichte liefern. Maximilian Heine verweilte zu jener Zeit in Dresden zur Erholung und namentlich zur Heilung und Erfrischung seiner etwas geschwächten Sehkraft. Er unterließ daher alles Selbstlesen und Selbstschreiben; er ließ sich Alles vorlesen und seine Briefe und literarische Arbeiten (Letztere waren zu jener Zeit seine geistige Erholung) dictirte er. Zu beiden Zwecken, Vorlesen und Schreiben, wurde ihm eine Dresdnerin empfohlen. Es war eine durch und durch gebildete Dame, mit etwas romantischem Anstrich, theilnehmenden und ehrenvollen Charakters; sie hegte und pflegte Heine wie ein

zärtliches Kind seinen Vater; sie fügte sich seinen häuslichen und aristokratischen Launen, mit einer vollen Geduld, wie sie eben nur den Frauen eigen ist. Sie war auch seine stete Begleiterin und würzte auch unser häufiges Zusammensein durch ihren Geist, Witz und Humor. Auch mir wurde sie eine liebe Freundin und holte bei mir hie und da Rath ein. Es traf sich häufig, daß ich des Morgens bei Heine einen Besuch machte, bevor noch der weibliche Secretär angekommen war; dann aber ging es erst recht lebhaft her, dann erst war der „hohe Rath“ competent zu beschließen, was an diesem Tage oder am Nachmittag vorgenommen, welcher Ausflug per Schiff oder Achse gemacht werden solle. Maximilian Heine hat sich auch als Dichter versucht, aber nur, wie man zu sagen pflegt, für den Hausgebrauch. Er ist nicht in die Oeffentlichkeit als Dichter getreten. Ein Bändchen seiner Gedichte: „Für Dich!“ betittelt, als Manuscript gedruckt, enthält fast nur „Frauenlob“, d. h. das Lob und die Huldigung bringt er seiner eigenen Frau. Es enthält manches Schöne und viele poetische Ideen und entwirft uns eines der schönsten Bilder von einer glücklichen und harmonischen, von Treue und Poesie durchgeistigten Ehe. Eines Tages wurde hoher Rath gehalten darüber, was denn der „Herr Staatsrath Maximilian von Heine“ mir ins Album schreiben sollte. Der oberste Gerichtshof, die liebenswürdige Secretärin Fräulein S.....g entschied sich für meinen Vorschlag, nachdem ich „Für Dich!“ durchgeblättert hatte. Und wahrlich, ich muß gestehen, es strengte den leidenden Staatsrath ungemein an, die hier folgende Strophe eigenhändig zu schreiben und mit „hoher“ Namensfertigung — wie die stets heitere Pflegerin, Freundin, Secretärin, Adjutantin und Rathgeberin in einer Person sich schelmisch auszudrücken pflegte — zu versehen:

Wenn sich das Herz zum Herzen findet,
Wenn sich der Geist am Geiste bindet,
Dann laß' französisch von mir fern —
Dann hör' ich Deutschland's Sprache gern.

Dresden, den 18. Juni 1868.

Maximilian Heine.

Und glaubst Du, mein freundlicher Leser, daß mich diese schriftliche Erinnerung ungemein freut, nicht etwa allein, weil sie aus der Feder des Bruders eines gefeierten Dichters stammt, oder weil ich in Maximilian, trotzdem er Herr von Heine und kaiserlicher russischer Staatsrath ist — doch einen guten Menschen kennen lernte, nein, hauptsächlich darum, weil M. Heine trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Rußland, trotz seines hohen Ranges, den er in Petersburg einnimmt, trotz Rücksichten 2c., dennoch seine deutsche Gesinnung, sein deutsches Herz treu bewahrt hat und bis heute noch es kund gibt.

Und nun begeben wir uns wieder auf das streng literarisch-esthätische Gebiet, indem ich mich der ungemein angenehmen Erinnerung hingebe, welche mir die Bekanntschaft mit dem großen Literarhistoriker Hettner verursachte. Hermann Hettner's Literatur-Geschichte ist die hervorragendste unserer Zeit; sie dürfte vielleicht nicht die Popularität haben, wie jene Heinrich Laube's, die, nebenbei bemerkt, fast schon gänzlich in den Hintergrund gedrängt ist, oder wie jene eines Gottschall's oder auch Julian Schmidt's noch weniger dürfte sie so allgemein bekannt sein wie die Scherr'sche und Kurz'sche, die alle mehr oder weniger ihre Vorzüge besitzen und auch für die Zukunft immer noch schöne und gesunde Quellen bilden dürften, aus denen der Freund und Forscher der deutschen Literatur, Gutes und Richtiges

schöpfen dürfte; aber trotzdem allen werden die hier genannten Literatur-Historien nicht den Rang einnehmen, welchen die Literaturgeschichte Hettner's gewiß einnimmt und immer einnehmen wird. Bei Hettner findet man: Kraft, Schönheit, Unpartheilichkeit, Schärfe des Urtheils, ohne schartig und ausfällig zu sein, Geist, Wissen und Fleiß in einander verschmolzen. — Hettner ist auch ein liebenswürdiger Mensch, der sich im Umgange, wir möchten fast sagen, mit Riesenschritten allgemeine Beliebtheit zu erwerben versteht. Fern liegt ihm alle Großthuerei, die Gespreitzheit des Gelehrten; ich glaube Hettner dadurch am meisten und kürzesten zu characterisiren, wenn ich sage: Hettner dem Menschen, Gelehrten und Schriftsteller ist sein Beruf — der Adel! In seiner Inscription ruft er mir zu:

Trachtet zuerst nach dem Schönen und alles Uebrige wird Euch von selbst zufallen.
Dresden, den 18. Juni 1868.
Dem Gleichgesinnten
als ein Wort des Andenkens
H. Hettner.

Es ist uns nicht bekannt, daß Schleiden neue Systeme erfunden, daß er, was in der Blumen- und Pflanzenkunde noch tiefes Geheimniß war, zu Tage gefördert hat; aber das steht gewiß, daß er zu den populärsten Erscheinungen in seinem Fache zählt, daß er sich nicht geringe Verdienste um die Verbreitung der Botanik erworben und das Streben, den Fortschritt in dieser Wissenschaft ungemein geweckt und gefördert hat. Niemand wie Schleiden verstand es, die poetische Identität der Frauen und Blumen mit wissenschaftlicher Gewandheit auszubeuten und das

schöne Geschlecht mit Eleganz, vereint mit dem Anstrich der Gelehrsamkeit, ins Bereich der Botanik einzuführen. Seine zahlreichen Schriften sind daher ungemein verbreitet und beliebt; es haben daher manche derselben viele Auflagen erlebt und wenn sie auch für Männer vom Fache nicht immer Neues und noch nicht Dagewesenes in sich schließen, so bilden sie dennoch eine Fundgrube, aus der immerhin noch manches Interessante zu heben ist und für Blumenfreunde eine angenehme, erheiternde und belehrende Lectüre. Schleiden ist auch außer seiner Fachwissenschaft ein sonst vielseitig hochgebildeter Mann, der sich gerne auf poetischem und literarischem Gebiete bewegt, dem er auch in Stunden der Muße seine Feder weiht. Letzteres war auch der Hauptstoff, der unserer Conversation zu Grunde lag, und als Schleiden wahrgenommen, daß ich ein Hauptaugenmerk auf die Göthe- und Schiller-Literatur stets gerichtet habe, so wie es ein förmliches Studium für mich ist, alles was in die Sphäre dieser Dichter-Heroen einschlägt, mir nach Möglichkeit anzueignen; er selbst jedoch nicht zu denen zählt, welche dem Cultus der „Göthe-Schiller-Literatur“ huldigen, so schrieb er mir folgendes Album-Blatt:

Göthe an viele seiner Verehrer.

Fragt Ihr, auf wen ich dies Liedchen gemacht,
Welche Frau ich in jenem besungen,
Ob ich hier nicht an Gräthel gedacht,
Dort nicht das Lob der Christel erklungen.

Sucht Ihr gewöhnliches Alltagsgeklätsch
Statt der Dichtkunst in meinen Liedern,
Wär' es thöricht auf dieses Geschwätz
Nur mit Ja oder Nein zu erwiedern.

Funkelt im Tropfen das himmlische Licht,
Wie von Smaragd und Karfunkel entsprossen,
Fragt Ihr doch auch nach dem Topfe nicht,
Dem der spiegelnde Tropfen entflossen.

Dresden, den 1. Juli 1868.

Schleiden.

Während meines Aufenthaltes in Dresden fand im Saale der Brühl'schen Terasse eine Ausstellung statt von Herbert König's Aquarell-Skizzen; Ernst und Humor in 200 Bildern. Diese genialen Arbeiten König's boten dem Beschauer, Künstler wie Laien, einen ebenso kunstreichen als erheiternden Hochgenuß. Der Name des Künstlers für dieses Genre ist ein so großer und weitverbreiteter, zudem lebte er zu jener Zeit in Dresden selbst, daß es nicht zu verwundern war, wenn ganz Dresden nach der Brühl'schen Terasse wanderte, um seine Arbeiten zu sehen und zu bewundern. Obzwar ich diese Gallerie schon einige Male, und stets mit erneuertem Interesse besucht hatte, konnte ich dennoch eine Einladung des Hofkapellmeisters Krebs, den ich zufällig begegnete, nicht refusiren, in seiner Gesellschaft die herrlichen Aquarellen nochmals zu besichtigen, denn je öfter man König's Arbeiten sah, desto mehr mußte man seine geniale Erfindungsgabe, seine originelle Wiedergabe des Vorhandenen und die staunenswerthe leichte Ausführung bewundern. Wir standen gerade vor dem Bilde, „Der moderne Narziß", weideten uns ordentlich in heiterster Weise durch den nicht genug sättigenden Anblick, den dieses gelungene humoristisch aufgefaßte lebensgroße Portrait darbot, da trat König heran und begrüßte uns. Im Laufe des Gesprächs, wo auch vom Ankauf mancher Stücke die Rede war, frug ich ganz unbefangen, was doch der Preis dieses Bildes sei? „Ach Gott!" sagte König, „nur einige Louisdors; kennen Sie den Mann, interessirt er Sie?" — Ob ich ihn kenne? Und wie! Auch interessant ist es für mich, ich habe noch selten ein gelungeneres Bild des kaustischen, Prager — nun Dresdner — Demokritos gesehen, und welcher Prager, welcher Gebildete überhaupt wird den Verfasser der „weiblichen Studenten", den Dr. Joachim Lederer nicht kennen? Eine exclusiv literarische Erscheinung; Humor, Witz, Satyre, Wissen, gute Sitten,

Alles, Alles besitzt er, nur keine Courage und Ausdauer; er ist Cyniker, liebt zu sehr die Gemächlichkeit, den sogenannten „beschäftigten Müßiggang“. Wie Schönes, Herrliches hat er für die Bühne geliefert, aber wie noch weit Schöneres, Herrlicheres und Zahlreicheres hätte er uns noch bieten können, wenn er nicht den Hang hätte, nur als ambulirender, geistreicher Gesellschafter zu glänzen. — Krebs lachte, König lächelte und sagte: „Sie scheinen ihn genau zu kennen, Ihre Schilderung ist gut und Alle, die Herrn Dr. Lederer kennen, bedauern den Stillstand seines namentlich d r a m a t i s c h e n Talentes.“ — Ja wahrlich, bemerkte ich weiter, würde der gute Joachim auch nur die Hälfte jener Ausdauer gehabt haben, wie sie ein Dr. Carl Töpfer, Bauernfeld und Rodr. Benedix besaßen, er würde nicht nur eine glänzende Stellung neben ihnen eingenommen haben, nein er hätte dieselben, was Humor, Satyre, kaustische Lauge und das so zu sagen „Schlag auf Schlag“ geben, betrifft, noch weit überragt; doch jetzt ist der Mann schon alt, seine Feder ist bereits stumpf:

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Schon wollten wir, Krebs und ich, uns entfernen, als König die Frage an mich richtete, „wünschten Sie dies Bild?“ — O ja, wenn ich im Besitze einiger zu entbehrenden Louis wäre, sofort hätte ichs angekauft. „Sie brauchen kein Geld, gestatten Sie mir, Ihnen das Bild als ein Andenken von mir anzubieten.“ — Dieses Anerbieten, so schmeichelhaft auch für mich, kann ich um so weniger acceptiren, da ich wahrlich nicht weiß, in wie fern ich mich revanchiren könnte. — „No! Das Bild gehört Ihnen, doch müssen Sie gefälligst warten, bis die Ausstellung beendet ist, früher kann ich es von hier nicht entfernen, aber abgemacht!“ — Wir reichten uns die Hände, empfahlen uns. Im Weggehen sagte ich zum Kapellmeister Krebs: Freund! Das

Anerbieten König's ist sehr liebenswürdig und artig; aber ich halte noch nichts davon, der gute Mann vergißt die Sache und ich würde es ihm auch nicht mißdeuten. Jedoch meine entschuldigende Beschuldigung war nicht richtig, denn Meister König hielt sein königlich gegebenes Wort; wenige Wochen nachher, ich war noch nicht in Prag, erhielt ich von dort aus die briefliche Mittheilung, daß ein wohlverpacktes Bild von Dresden aus für mich franco angelangt sei, dem ein Brief nachstehenden Inhaltes beigelegt war:

Oberlesnitz bei Dresden, den 16. Juni 1868.

Sehr geehrter Herr!

Nehmen Sie mit innliegend Gewünschtem vorlieb.

Ihr achtungsvoll ergebener

Herbert König.

Auch Clara Ziegler lernte ich kennen, zu jener Zeit, als die große Tragödin zu Leipzig engagirt war und das Kunststückchen den „Romeo" zu spielen wagte. Die treffliche und liebenswürdige Künstlerin Pauline Ulrich vom Hoftheater in Dresden gastirte in Leipzig und spielte die „Julie". — Die Kritik nahm es der Ziegler freilich sehr übel, daß sie den Romeo spielte, und bin ich auch nicht ein so sensitiver Recensent, um gleich wegen eines gewagten Sprunges, den ein geniales Weib, wie die Ziegler unbestreitbar ist, über die Grenze der Aesthetik machte, Zetter zu schreien, so würde ich mich doch nicht damit einverstanden fühlen, solche klassische Parthien den Reihen der sogenannten Hosen-Rollen der Demi-Monde-Stücke, der überrheinischen dramatischen Literatur einzuverleiben. Ich muß es gestehen, die Ziegler spielte den Romeo köstlich, ich bedauerte nur die süße Julie-Ulrich, da sie naturgemäß sich durchaus nicht zu diesem weiblichen Romeo hingezogen fühlen konnte. Es liegt im Ganzen etwas Wider-

natürliches, Undenkbares und um nicht zu sagen Unanständiges, gewiß Unästhetisches darin. Doch die Ziegler that es nicht wieder und ich — wahrlich freue mich dennoch Romeo-Ziegler gesehen zu haben — es zählt doch nicht zu den Alltäglichkeiten und bildet eine „seltsame“ Erinnerung. In Leipzig wurde ich krank, ich konnte mehrere Tage nicht sitzen, nicht gehen, nicht stehen, nicht liegen — sonst hatte ich keine Schmerzen! Und wahrlich, das ist eine schöne Situation in der Fremde, im Hôtel! Es überfiel mich nemlich der sogenannte „Hexenschuß“ im höchsten Grade. Als ich in der Reconvalescens war, so daß ich langsamen Schrittes schon die Strasse passiren konnte, besuchte ich wiederholt die Ziegler. Es war an einem Nachmittage, wir plauderten sehr lange. Die Ziegler ist eine herrliche, geistreiche Gesellschafterin und hat viel Witz und Humor. „Wie steht es mit der mir versprochenen Photographie?“ frug ich sie im Verlaufe der Conversation. „Nun, die sollen Sie haben, sogleich, vielleicht bringt sie Ihnen Genesung,“ sagte sie scherzweise. Sie stand auf, holte eine Photographie, ergriff die Feder und schrieb rückwärts:

Der Hexenschuß ist wohl vergänglich,
Doch meine Freundschaft lebenslänglich!

Zur freundlichen Erinnerung an
Clara Ziegler.

Leipzig, den 16. Juli 1868.

Tags darauf war ich gesund und frisch. Was nicht eine solche Photographie mit Inscription an herrlicher Heilkraft besitzt. Doch entschuldige, lieber Leser, daß ich momentan wollte witzig sein und ich erkenne die Richtigkeit der Inscription, die mir der leider verstorbene Roderich Benedix schrieb, sie lautet:

Bei 27° Hitze
Gebricht es mir an Witze,
Die Tinte trocknet ein,
Das Denken schrumpfet ein,
Drum müssen heute Sie mit diesen Worten zufrieden sein.

Leipzig, den 23. Juli 1868.
27½° R. Roderich Benedix.

Im August desselben Jahres war es nicht minder heiß, so daß es naturgemäß erforderlich war, mehr sich der flüssigen Substanzen und Nahrungsmittel zu bedienen als aller anderen. Es gibt aber Menschen, oft sehr begabte, hochpoetische Naturen, die selbst bei gemäßigter Temperatur dem Princip des Trinkens mehr als dem des Essens huldigen. Zu diesen zählte auch, wie bekannt, der reichbegabte Poet und hochverdienstvolle Ueberſetzer Byron's Adolf Böttger; und dieses war das einzige Unglück, das sein so schönes und schätzenswerthes Schriftsteller-Leben beeinträchtigte; denn die allgemeine Menschheit glaubt nicht, kann sichs nicht erklärlich machen, daß geniale Menschen, selbst wenn sie den status quo ihres Lebens über Bord werfen und nebstdem, daß sie dem Gotte der Poesie huldigen, dabei auch den Bachus und Gambrinus nicht verschmähen, dennoch tüchtige Männer der Feder und treffliche Menschen sein können. So war es unser Adolf Böttger! Was hat der Mann alles geleistet, und was er uns geboten, wie schön und nützlich reiht es sich den besten unserer neuen literarischen Erscheinungen an. Böttger konnte in Wahrheit kein Wein- oder Bierstübchen passiren, dem er nicht einen kleinen Tribut zollen mußte. Ich habe dieses aus eigener Erfahrung wahrgenommen. Ich ging zuweilen von seiner Wohnung aus mit ihm promeniren und er verstand es

und hatte die dahin sich beziehende beste geographische Kenntniß, mich solche Strecken zu führen, auf denen hier und da sich Häuschen befanden, die das Wappen des Bachus oder Gambrinus zierten und an denen man: „ehrenhalber nicht vorüber gehen konnte, ohne, wenn auch nur en passant für einige Augenblicke einzukehren.“ Aber glaube ja nicht, daß ich Böttger, trotz dieser „Stations-Wandlung“, je in unzurechnungsfähigen Zustand versetzt gefunden habe, er war der Mann, der etwas ertragen konnte; es regte ihn auf, aber es erweckte seinen Geist, seine Arbeitsfähigkeit, es schärfte seine Feder, und daß dieses volle Wahrheit ist, beweiset Folgendes. — Als ich eines Tages wieder eine solche „Promenade“ mit Böttger durchgemacht und ich ihn beim Heimgehen erinnerte, daß er noch immer sein mir gegebenes Versprechen, ein Stammblatt zu schreiben, nicht eingelöst, so sagte er: „Gut, kommen Sie gleich mit mir nochmals in meine Wohnung, wir plaudern noch eine Stunde mitsammen und ich werde Ihnen auch das Blatt schreiben.“ Und nun, lieber Leser, urtheile selbst, kann ein Mann in „unzurechnungsfähigem Züstande“ so herrlich schön, wahr und warm empfunden schreiben, wie dies Böttger im nachstehenden Stammblatte gethan?

Nur ein Gedank', ein Hauch, ein Traum,
Bewußt Gefühl von Zeit und Raum,
Ein wie Musik ins All Verschweben:
Das ist der Staubgebornen Leben.
Geburt, der Anfang von dem Ende,
Reicht im Entstehen dem Tod die Hände;
Und kaum, daß Einer nachgedacht,
Hat er den Erdgang schon vollbracht;
Ihn hebt nur aus der Spanne Zeit
Sein Wirken zur Unsterblichkeit.

Zur freundlichen Erinnerung

Leipzig, 16/8 1868. Adolf Böttger.

Eine sehr liebe Erinnerung bildet bei mir die Bekanntschaft des Schauspielers Emil Claar. Lieber, freundlicher Leser! ich bitte Dich, halte mich nicht für arrogant, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß ich schon damals, also vor ungefähr sieben Jahren, sofort im Umgang mit Claar wahrgenommen habe, daß in diesem hübschen, zarten, blonden Männchen keine alltägliche Comödianten-Natur steckt. Er hat nicht nur eine gute Leipziger Laube'sche, sondern auch eine tüchtige Weimarische Schule durchgemacht. Es scheint, als ob Claar, so trefflich, meisterhaft er auch die meisten, in sein Genre einschlagenden Rollen darzustellen vermag, doch den Schwerpunkt seiner Laufbahn auf die Regie-Kunst gerichtet und darin seinen Hauptberuf erkannt haben mochte. Demgemäß verfolgt er sein Ziel bis heute, wo er sich als Oberregisseur des deutschen Landestheaters in Prag aufs Glänzendste bewährt, sich aber auch als Darsteller allgemeine Beliebtheit erworben hat. Ueberhaupt hat Claar ganz das Zeug zum Regisseur, vielseitige Bildung, eine bewunderungswürdige Belesenheit, besonders der klassischen Literatur, Ruhe und Ueberlegung, Zuvorkommenheit gegen alle Künstler, und wo nöthig, Ermahnung, jedoch ohne Hervorthun, ohne schulmeisterische Pedanterie und fern von aller Arroganz; mehr belehrend und erinnernd, als comödienhaft zurechtweisend. Seine fleißigen Studien, sein mannigfaches Wissen, unterstützen ihn in jeder Art und Weise, so daß er bei Inscenirung historischer Dramen selten oder gar nicht sich einen „Lapsus" zu Schulden kommen läßt und so kann man heute schon bei ihm als Künstler den bekannten Spruch in Anwendung bringen:

„Denn, wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten!"

Jedoch auch als Poet, wie überhaupt in schriftstellerischer Weise hat er bereits die schönsten Proben seines Talentes abgelegt, und ich bin gewiß, würde ihn sein Beruf

dem er mit rastloser Mühe und Sorgfalt obliegt, mehr Muße lassen, oder kommt einst die Zeit, wo er Ruhepunkte gewinnt, um seiner Feder mehr Schwung zu verleihen, so würde er als Dichter und Schriftsteller gewiß nicht zu den Letzten zählen. Ich möchte dieses mit Zuversicht behaupten, denn der stattliche Band Gedichte, der gerade zu jener Zeit, bei Oskar Leiner in Leipzig, von ihm erschienen ist, gibt mir allen Grund zur Bewahrheitung des hier Ausgesprochenen. Das nachstehende Gedicht widmete er mir als Erinnerung für mein Album; es ist zwar etwas weltschmerzlichen Inhaltes, birgt aber Wahrheit in sich und so lange ich strebe, kämpfe und ringe, war mir die Wahrheit lieb und werth, so auch diese:

So lang Du ringest, wird hinieden
Kein reines Glück Dir je zu Theil,
Zerbrachst Du auch den eig'nen Frieden,
Zu kämpfen um der Menschen Heil!

So lang Du ringest, muß erzittern
Vor jedem Labequell Dein Mund,
Die Mißgunst wird ihn tief verbittern,
Der Neid vergiften bis zum Grund.

Das Köstlichste im Busen hehlend
Entfliehst Du gar in Einsamkeit,
Im Innern Fülle — außen Elend
Und Stille und Gebrochenheit.

Ertrage Unrecht und Verhöhnung
Ertrage jeder Marter Noth —
Die volle, weinende Versöhnung
Bringt einzig und allein der Tod!

Liegst Du erblaßt, im Todtenglanze,
Dann fallen Thränen aus der Luft.
Versagte Ehre wird zum Kranze,
Den man Dir legt auf Deine Gruft!

Zur Erinnerung an
Leipzig, October 1868. Emil Claar.

Nun folgt der viel gewanderte und gewandte Schriftsteller Gerstäcker. Derselbe ist ein zu allgemein anerkannter und beliebter Schriftsteller und wer ihn näher kannte, muß ihn auch als einen Mann: „Frisch! frei! froh!" bezeichnen, so daß ich mich eines Nähern über Gerstäcker entheben kann, um so mehr, da er sich selbst mit nur wenigen Worten treffend charakterisirt, denn er schrieb mir:

Rast ich, so roste ich!

Dresden, den 19. September 1868.

Friedrich Gerstäcker.

Ich erhielt das letzte Blatt, während ich auf meiner Rückreise nach Prag in Dresden wieder einige Tage verweilte.

Zu Ende des J. 1868 reiste ich nach meiner Vaterstadt zurück, um auszuruhen, nicht etwa auf den mir erworbenen grünen oder goldenen Lorbeeren, denn diese liegen mir noch allzu fern, aber ich hatte:

Das beste Ruhekissen
Ein gut Gewissen!

Das Bewußtsein, daß ich auf meinen Wanderungen manchen guten Samen ausgestreut, der vielleicht geistig befruchtend sein dürfte, und daß ich eine reiche Sammlung

von Erfahrungen mancher Art einheimste, die belehrend, beruhigend und aneifernd auf mich wirkten. — Usus wurde es bei mir, wenn ich längere Zeit herumwanderte, bei meiner Rückkunft nach Prag, gleich nach wenigen Tagen eine längere Conversation mit dem Direktor des deutschen Landestheaters, Rudolph Wirsing, abzuhalten. Da kramte ich ihm Alles, was ich in allen Theatern gesehen, gehört, wahrgenommen, aus. Da wurden auch von Seite Wirsing's Erkundigungen eingezogen, über diesen Künstler, über jene Künstlerin, der für Prag aquirirt werden sollte, oder die in Prag Engagement suchte. Meine Meinung war stets offen, frei und unpartheiisch, ohne Rücksicht auf Bekanntschaft oder Freundschaft. Und auch dieses war mir Gewissenssache, trat ich doch an den Verstand eines so hervorragenden Kunstinstitutes nicht als „Theater-Agent", sondern als Freund, als alter Freund heran. Denn ich habe das Vergnügen, Rudolph Wirsing nicht von heute und gestern, sondern seit fast 25 Jahren zu kennen, seit meines ersten, bereits hier erwähnten Aufenthaltes in Leipzig, woselbst er damals Director war. Und ich muß es hier offen gestehen, daß ich unter allen zeitweiligen Theater-Directoren (nicht jenen Directoren, die ihre eigenen Institute leiten) keinen gefunden habe, der so mit Kenntniß seines Berufes, mit Gewandheit, mit einem reichen Schatz von Erfahrungen und zur vollen Zufriedenheit eines einsichtsvollen Publikums sein ihm anvertrautes Institut so geleitet hätte, wie Wirsing. Mögen nur meine lieben Prager „hinaus" gehen und sich die Theater der großen deutschen Provinzen ansehen, und ich bin gewiß, daß sie bei ihrer Heimkunft das deutsche Landestheater mit seinen herrlichen Kräften der Oper und des recitirenden Dramas, wie ein Hoftheater begrüßen werden. Daß ein Provinztheater nicht solche Kräfte haben kann wie ein Hoftheater zu Wien, Berlin, München, Dresden, Stuttgart 2c., muß doch jeder nur halbwegs einsichtsvolle Mensch

zugestehen. Theater, welche wie die oben genannten ein zahlreicheres Publikum fassen, deren Preise höher angesetzt sind als in Prag, die zudem aber noch 100,000 fl. oder Thaler, oft noch mehr, jährlich Zuschuß erhalten und noch obendrein, wenn ein Deficit entsteht, was gewöhnlich da ist, dasselbe auch gedeckt wird; freilich solche Theater sind schon in der Lage mehrere Kräfte, und da jede einzelne Kraft mit 10,000 bis 15,000 fl. jährlich zu engagiren. Und eben die Nichtberücksichtigung des hier Gesagten von Seiten eines Häufleins sogenannter Kunst- und Theaterfreunde und wir sagen es offen und frei, die Unverschämtheit einzelner Theaterbesucher, an ein Institut wie das Prager Theater, dieselben Ansprüche und Anforderungen zu stellen, wie an jene hoch dotirten kaiserlichen und königlichen Institute, nur diese können Wirsing den Vorwurf des Unverständnisses als Theaterdirector machen; dem wirkliche Kunstfreund, dem Einsichtsvollen, dem Erfahrenen, dem wird es nie und nimmer einfallen, auf Rechnung des Herrn Wirsing unser Theater herabzuwürdigen — daß Wirsing auch nicht unfehlbar ist, daß er hier und da auch seine Mucken und Schwächen hat, und daß auch Manches anders, Manches vielleicht doch besser sein könnte, wollen wir nicht ganz in Abrede stellen. Diese Fälle geben aber keinen so großen Ausschlag, als daß sie das Ganze wesentlich beeinträchtigen könnten und zudem ist Wirsing auch ein Mensch wie alle anderen, die ihre Schwächen haben, aber dennoch ihrer Pflicht treu und ihrem Berufe ergeben sind — und wo es nöthig, am Ende doch keine Opfer scheuen, den Wünschen des Publikums wie nur möglich zu entsprechen.

Wir wollen auch zugestehen, daß Wirsing selbst seiner: „Darstellung der gegenwärtigen Theaterzustände, nebst Andeutungen zu einer zweckmäßigen Reform und Bühnenleitung", nicht nachgekommen ist; aber wie konnte er es? Er allein? Er ist Privatmann uud ein solcher bleibt er selbst

als zeitweiliger Theater-Director, der doch leben muß, der auf keine Pension Anspruch hat und daher nach Jahren noch leben will und obendrein seine Zeit, seine Mühe und Sorgfalt, seine im Kampfe um das Dasein theuer erkauften und erworbenen Erfahrungen und das sich angeeignete theoretische und practische Wissen verwerthen will. Sein immerhin treffliches Werk, sollten in erster Reihe die Herren Intendanten und Vorstände der Hof- und sonstigen gut dotirten Theater nicht nur lesen, sondern studiren und so mit gutem Beispiele vorangehen; sie könnten dieses und wir sind gewiß, dann würden sich auch schon Nachahmer und Nachfolger finden. Der Reiche — so wie im gewöhnlichen Leben — muß bei allen Gelegenheiten stets die Initiative ergreifen und dem minder Reichen, dem weniger Bemittelten mit Beispielen vorangehen, ihn ermuntern, ihn veranlassen, seinen Kräften, seinen Umständen gemäß ebenfalls wohlthätig zu wirken! Nicht aber sollen, wie es heute mit Riesenkräften um sich gegriffen hat, die Hoftheater alle nur halbwegs acceptablen Kräfte — und hier wieder besonders im Bereiche des weiblichen Geschlechtes, wenn selbe nur jung und schön sind, den unbemittelten Theatern vor der Nase wegschnappen, nur weil sie es besser bezahlen können. Und für diesen Krebsschaden bei unseren Theaterverhältnissen in Deutschland und Oesterreich kann man doch einen Theater-Director nicht verantwortlich machen? Geht nur hin und besucht die Theater von Brünn, Gratz, Hamburg, Breslau, Königsberg, Nürnberg, Augsburg u. s. w. u. s. w. und Ihr werdet mit mir dahin übereinkommen, daß unter allen hier genannten und auch nicht genannten größeren Provinz-Theatern, und so sehr selbe, eben ihren Verhältnissen auch angemessen, manches Schöne und Gute bieten dürften, dennoch unser Prager Theater, nach allen Richtungen — Oper, Schauspiel, Lustspiel, Posse

— als das erste und beste Theater — nach den großen Hoftheatern — bezeichnet werden muß. Wohl ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Prager deutsche Landestheater bedeutend besseres bieten könnte und zwar sogar in solcher Vollendung, daß es die Concurrenz der Hoftheater ertragen würde, aber dafür gibts nur ein Mittel, nur eine Hilfe, dieses zu erreichen. Dieses Mittel ist aber nicht etwa allein eine erhöhte Dotation für den Director, oder die immer mehr und mehr erhöhten Preise der Sitze und Eintrittskarten, wodurch den unbemittelteren Theaterfreunden der Besuch nur erschwert wird, o nein! Das eine Mittel ist die Verdoppelung des Pensions-Fondes! Der hohe Landesausschuß, der hohe Adel, die reichen Mäcenaten sollen sich vereinigen und die minder Reichen und weniger Bemittelten werden ihrem Beispiele folgen und auch angemessen ihr Schärflein beitragen und durch freiwillige Gaben das Capital des Pensions-Fondes so vermehren, daß nicht nur ein Künstler oder Künstlerin im Alter eine, wenn auch nur theilweise erhöhtere Pension als bisher erlangen, sondern auch daß im Falle ihres Todes auch ihre Witwen und unmündigen Kinder, eine ihrem Stande angemessene kleine Pension erhalten und vor gänzlicher Armuth bewahrt werden können. In Aussicht dessen wird jeder tüchtige Künstler und jede tüchtige Künstlerin am Prager Theater sich eher mit einer guten, als bei einem Hoftheater mit einer „brillanten" Gage begnügen in dem Bewußtsein, einst ihr Alter in angenehmerer und ihren einstigen Kunstleistungen angemessene Weise verleben zu können, zudem auch mit Ruhe und erhöhetem Eifer, im weiteren Bewußtsein, daß auch Frau und Kinder, wenn der Ernährer fehlt, doch nicht in allzuärmliche Verhältnisse verfallen. Ein zweites Hilfmittel entstünde durch die Verdoppelung des Pension-Fondes, indem die Beiträge zu demselben herabgesetzt werden könnten, so daß die Mitglieder

auch von ihrer Gage ein Ersparniß zu bewerkstelligen im Stande wären, denn wahrlich die Procente, die gegenwärtig die Mitglieder des deutschen Theaters für den Pensionsfond zu entrichten gezwungen sind, streifen, um uns gelinde auszudrücken, an das — Unangemessenste! — Und so würden auch die an unser deutsches Theater herangezogenen jungen Kräfte, wenn sie es zu einer höheren Leistungsfähigkeit gebracht haben, sich unserem Institute nicht entziehen und lieber mit minder erhöheter Gage bei uns verbleiben. — Man mache mir nicht den Vorwurf, dieses Alles sei leicht gesagt, aber schwer zu bewerkstelligen; nein! Es ist eine Sache der Möglichkeit, es braucht nur Männer von Einsicht, Männer, welche keine eingebildete, nur zur Schau getragene Gesinnung für Kunst haben, sondern wirkliche Mäcenaten und thatsächliche Freunde der Kunst sind. Ferner Männer der Energie, die auch Gesinnung und Menschlichkeit in sich bergen, und wahrlich, Prag zählt noch immer, Gott sei es Dank! viele, viele solche Männer in seinem Weichbilde. Es brauchen erst nur Wenige hervorzutreten und mit fester Hand und ernstem Willen diesen wohlgemeinten Vorschlag zu erfassen, es werden sich dann schon Anhänger und Nachfolger finden. Wohl dürfte dieses einen Kampf verursachen, aber kein Sieg ohne Kampf, und je stärker der Kampf, desto schöner der Sieg. — Vorläufig jedoch, wo noch kein Pensions-Fond für die Witwen hingeschiedener Künstler besteht, kann ich mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, eine Bitte an den hohen Landesausschuß zu richten, mit offenem Visir!

Die Bitte lautet dahin, daß ein einziges Wort in den Statuten des Pensions-Fondes ausgemerzt werde, das Wort lautet: „Gnadengeschenk!“ Ich habe dieses Wort oft gehört und gelesen und zwar: „Der Witwe des verstorbenen Künstlers N. N.“ oder „Der alten und kranken bedürftigen Tochter des verstorbenen Künstlers X.“ ist ein

Gnadengeschenk von 100 fl. 2c. gemacht worden. Man kann allenfalls einem Verbrecher eine Gnade ertheilen; man kann Gnade für Recht geben; aber ein Künstler und seine Angehörigen brauchen keine Gnade! hier ist Menschlichkeit am Platze. Ueberhaupt leben wir jetzt in der Zeit des Fortschrittes, in der Zeit der Aufklärung, jetzt wird der Macht des Geistes, des Wissens, der Begabung die gebührende Anerkennung, Würdigung und Auszeichnung in hohem Grade zu Theil; jetzt sind mehr als früher die Schranken des „Geldunterschiedes" in der menschlichen Gesellschaft gefallen. Ich kenne nur Gott allein und dann meinen Kaiser, der Gnaden ertheilen oder mir gnädig sein kann — sonst Niemand! heiß er wie er wolle, wenn er Gnade ertheilt, würdigt er die Menschheit und mit dieser sich selbst herab. Wie schöner, passender würde es klingen, wenn es hieße: „Der Witwe des verstorbenen Schauspielers N. N. ist, in Rücksicht der Verdienste, die sich ihr Mann als Künstler erworben, ein Ehrensold oder ein Honorar von so und so viel ertheilt worden!" — Um wie viel menschlicher würde dieses sein, weil es nicht den Schein eines „Bettelpfennigs an sich trüge. — — —

Welch einen drückenden Alp habe ich mit diesen Worten von mir gewälzt! Und ich habe das beruhigende Bewußtsein, daß der Denkende, Fühlende, Einsichtsvolle, der gebildete Geistesbegabte diese meine Auslassung nicht mißdeuten wird; und die Andern? Nun, um die kümmere ich mich nicht, höchstens sollen diese mir keine Gnade erweisen! — Ihnen aber, verehrter Freund und hochgeschätzter Herr Director Wirsing! Ihnen bin ich dankbar, daß Sie mir durch das Stammblatt, mit welchem Sie meine „Erinnerungen" bereichert haben, Veranlassung gaben, mich auch in dieser Richtung „ohne Visir" auszusprechen und sprach ich doch nicht allein in der Absicht, Ihnen jetzt erst darzuthun, wie ich Sie als Mensch und Vorstand

eines Kunstinstitutes zu würdigen weiß, sondern auch im Interesse meiner lieben Prager Kunstfreunde und unseres hervorragenden Theaters. Fürchten Sie nicht, habe ich auch mich nicht ganz strikt an Ihren mir werthen und schönen Ausspruch gehalten, so bot er mir doch bereits Gelegenheit, einiges davon zu beherzigen.

Auf der langen Reise durchs Leben sei Vorsicht Dein Anker, Dein Führer Pflicht! Lang ist der Weg, falsch ist die Welle. Fern ist das Ziel!

Prag, den 20. October 1868.

Zur freundlichen Erinnerung

Ihr Sie hochschätzender

Rudolph Wirsing.

1869 und 1871.

Eckardt. K. E. Ebert. C. M. Sauer. Hampl. Frau Velia. R. Hamerling. Anastasius Grün. Leitner. Rosegger. Marx. Kaiser. Dr. Th. Fr. v. Raule. D. Popper.

Im Monate Januar des Jahres 1869 kam Ludwig Eckardt nach Prag, um auch hier das Publikum durch seine Vorlesungen zu erfreuen. Eckardt zählt zu meinen Jugendfreunden; er war nur wenige Jahre jünger als ich und stand zu Beginn unserer Bekanntschaft noch in der Rosenblüthe seines Idealismus für Freiheit und Vaterland und am Anfange seiner sich nachher immer glänzender gestaltenden literarischen Laufbahn. Eckardt war republikanisch gesinnt; Republikaner im Leben, Republikaner als Dichter; er sagt selbst: „Poesie ist eine Republik. Umgrenzt ist sie von „Prosa“ und ihren Reichen: der Monarchie des Egoismus — der Oligarchie der Bankpapiere — der Anarchie niederer Triebe.“ Seinem consequenten, ehrlichen und nach jeder Richtung hin unantastbaren Charakter als ein freier Mann von gutem Ruf blieb er treu bis zum Augenblicke, wo er zum größten Leidwesen seiner ungemein zahlreichen Freunde, Anhänger und Verehrer, seine edle Seele aushauchte. Er war ein hochbegabter Schriftsteller und alle seine Produkte zeigen einen seltenen Geist, der, was er wiedergibt, mit seinem Herzblute schreibt und mit dem Sacrament der Ueberzeugung weiht, so sein: „Sokrates“, sein „Palm“. Er war einer der größten Vorkämpfer für Freiheit und Licht, ein unerbittlicher und unbiegsamer

Gegner und Verächter des Absolutismus und der Heerde der Schwarzkuttler, die man im Leben Jesuiten nennt. Daß dieses Alles und namentlich Letzteres ihm ein stetes Kämpfen um die Existenz, fortwährende Verfolgungen und noch viele andere sehr unangenehme Erlebniße zugezogen, ist selbstverständlich; aber es nützte nichts, man konnte ihn beugen, aber nie brechen; er blieb sich und seiner Ueberzeugung treu, er blieb aufrecht! — Eckardt hatte nur eine hervortretende Schwäche: die Ungeduld! Rastlos wie sein Geist war, entschlossen, wie er in Allem sich kund gab, kein Hinderniß scheuend, wenn es galt, eine Sache zur Ausführung zu bringen, forderte er dies auch von Allen. Er huldigte nicht dem Spruche: Was lange währt, wird gut! nein, er sagte: „Was lange währt, wird sauer, wird alt — frische That! fort mit dem alten Sauerteig!"

Wir blieben durch fast volle dreißig Jahre im besten Einvernehmen; wir standen sogar eine Zeit lang in eifriger Correspondenz und ich besitze eine schöne und interessante Collection von an mich gerichteten Briefen, so wie auch das Original-Manuscript seines „Palm", das ich mit Stolz mein Eigenthum nennen darf. Er sandte mir nemlich „Palm" einst nach Hamburg und als ich ihm dasselbe per Post wieder absenden wollte, schrieb er mir: Behalte es nur, spare das Porto, ich komme selbst nach Hamburg und hole es. — Er kam — Palm war indeß schon gedruckt und Eckart sagte, als ich es ihm zurückstellen wollte: Wozu? ich brauchs nicht mehr, zerreiße es." — Zerreißen? Mein Freund! das thue ich nicht, ich bewahre es als Andenken. — „Nun so lege es in Dein Album," sagte er scherzhaft. — Nein, dazu ist es etwas zu umfangreich, für mein Album mußt Du mir ein eigenes Blatt schreiben. „Da kannst Du lange warten," sagte er, „mache mich nicht eitel, ich glaube am Ende gar, Gott weiß was für ein großer Mann ich bin, daß Du so Alles von mir bewahrst." — Was, großer Mann hin,

großer Mann her! Du bist ein Freund von mir und Andenken von Freunden verwirft man nicht so leicht. — Es nützte aber Alles nichts, ein Stammblatt erhielt ich nicht, erst nach Jahren und eben in jener Periode, von der ich im Anfang dieses Capitels sprach, schrieb mir Eckardt Folgendes, das wieder seine Consequenz zu Tage förderte; er hatte einen stählernen Charakter.

> Bleiben wir dem Jahre 1848 treu, so sind wir uns selbst und dem Besten treu geblieben.
>
> Prag, den 31. Jänner 1869.
>
> Ludwig Eckardt.

Nun folgt der Senior der lebenden deutschen und deutsch-österreichischen Dichter „von Gottes Gnaden", Carl Egon Ebert. Ich habe schon an anderer Stelle von Ebert dem Dichter und Menschen in ausführlicher Weise geschrieben; seit dieser Zeit verflossen freilich einige Jahre und während dieses Zeitraumes ist der Dichter Carl Egon Ebert, natürlich älter, aber auch „Ritter" geworden und meine öftere und häufig längere Abwesenheit von Prag hat mich verhindert, den früher mit ihm gepflogenen Umgang fortzusetzen, so daß es mir unmöglich gewesen wäre mitzutheilen, ob das rosenrothe Blut des Dichters sich in das „Blaublut" eines „Ritter von" verwandelt hat; da fügte es die Vorsehung, mir gerade jetzt die Freude zu machen, Ebert zu begegnen, der nur auf kurze Zeit nach Prag kam, um von da wieder nach Teplitz zu fahren. — „Ja, ich bin wohl! Nur die Füße, nur die Füße, ich bitte aber nicht zu vergessen, 74 Jahre ist keine Kleinigkeit.

Jedoch der Geist ist stark! Ich arbeite fort, habe Vieles geschaffen, was fast besser werden dürfte, als früher Geschriebenes, namentlich ein Seitenstück zu meiner Idylle „Das Kloster". — So Eberk's persönliche Aeußerung, worüber sich nicht ich allein, sondern alle seine zahlreichen Verehrer gewiß hocherfreut fühlen werden. Aber Eines, mein verehrter Leser! kann ich Dir noch im Vertrauen mittheilen, verrathe es nicht; es steht den Freunden der deutschen Poesie ein großes, erhebendes Ereigniß bevor, nemlich kein geringeres als das Erscheinen einer Gesammtausgabe sämmtlicher Schöpfungen Ebert's. Und wahrlich, es ist hohe Zeit, denn abgesehen davon, daß die Einzelausgaben der hervorragendsten Werke Ebert's, wie seine „Wlasta", „Břetislaw und Juta", „das Kloster" u. n. v. a. bereits im Buchhandel vergriffen sind, gedenkt der geistesfrische, greise Dichter, die in Rede stehende Gesammtausgabe mit vielen bisher noch ungedruckten kleineren und größeren Poesien zu bereichern; und zudem ist der politische Horizont der Gegenwart noch immer umwölkt und es weht eine fröstelnde, fiebererregende Luft vom deutschen Parnaß, daß uns der Durchbruch einer sonnenhaften Poesie Noth thut, um uns zu erleuchten und zu erwärmen. Möge der Wunsch Ebert's in Erfüllung gehen, nemlich das Erscheinen seiner Gesammtausgabe, möge er es bald erleben, aber dann erst noch lange leben. Und somit ist es leicht zu ersehen, das Rosenblut des Dichters blieb unverfälscht! — Der goldene Sporn des Ritters hat den Pegasus neu belebt!

Ebert verherrlichte mein Album durch nachstehendes Sonett, welches eine Rückerinnerung uns in eben so geistvoller als vollendeter Form, mit einem Worte, eines Ebert's würdig, vorführt.

Die Stätten all' besucht' ich jüngst, die trauten,
Wo wir so hohes, stilles Glück genossen,
Ich staunte, meine Augen überflossen,
Als sie die traurig schnelle Wandlung schauten.

Die Büsche, die sich uns zur Laub' erbauten,
Sind fahl und blattlos, nackte, dürre Sprossen,
Die Blumen, die um uns einst aufgeschossen,
Die Gräser all' vergelbten und ergrauten;

Wo einst wir ungehört und spurlos wallten,
Erregt der Fuß im Laub ein schaurig Rauschen,
Und durch das Dickicht kann ein Späher lauschen,

Und wo einst munt're Vogelstimmen schallten,
Krächzt, einsam flatternd durch den Wald, der Rabe,
Als klagt' er jammernd über'm Freudengrabe. —
Im Januar 1869.

Karl Egon Ebert.

Gegen Ende des J. 1869 verließ ich wieder meine Vaterstadt, jedoch nicht ohne von dort noch zwei mir liebe und werthe Souvenir's für mein Album mitzunehmen. Das Erste stammt aus der Feder C. M. Sauer's. Sauer zählt zu den bereits anerkannten und beliebten Romanschriftstellern der Gegenwart, sowie auch zu den bewunderungswürdigen Erscheinungen in der sprachwissenschaftlichen und literarischen Welt; er ist rastlos in seinem Streben als Linguist, unermüdet in seinem Berufe als Professor. Seine Grammatiken, Dialoghi, Chrestomathien der italienischen und spanischen Sprache sind selbst weit über Oesterreich hinaus mustergiltig und haben die meisten derselben schon 4 bis 5 Auflagen erlebt. Ebenso fruchtbar ist Sauer als Kritiker,

Feuilletonist und Erzähler. Seine Romane, die meistentheils dreibändig sind, bilden eine Lieblingslectüre in allen schönwissenschaftlich gebildeten Cirkeln und Familien, und nicht mit Unrecht, denn dieselben erheben sich zumeist weit über das Niveau der Jahrmarkts-Romane. So sein „Im blauen Ritter", Reclame", „Kinder der Zeit" u. s. w. Sauer's Studie „Alessandro Manzoni" hat ihn auch in den höheren Kreisen der Literatur und Wissenschaft bekannt gemacht; kurz und gut: Sauer ist eine Erscheinung, die uns, je mehr und länger wir sie ins Auge fassen, desto mehr fesselt und lieb wird. So erging es auch mir, es sind bereits Jahre verflossen, seit ich Marquard Sauer kennen lernte und oft von ihm getrennt, lange entfernt, vergaß ich ihn doch nie — den stets freundlich lächelnden und zuvorkommenden Freund, den fleißigen Beurtheiler und Verurtheiler unserer Bühnen-Helden und Heldinen; den modernen Apostel zur Verbreitung der Kenntniß italienischer und spanischer Sprache und Literatur, den Romancier, als der er sich besonders in meinen Erinnerungen befestigte, indem er mir durch eine Inscription seine Richtung, seine Anschauung als solcher kund gab; sie lautet:

> Der Roman sei nicht bloß ein Reflex der Zeit,
> er sei auch ihr Wegweiser in die Zukunft.
> Prag, 1869.
> Ihr
> C. M. Sauer.

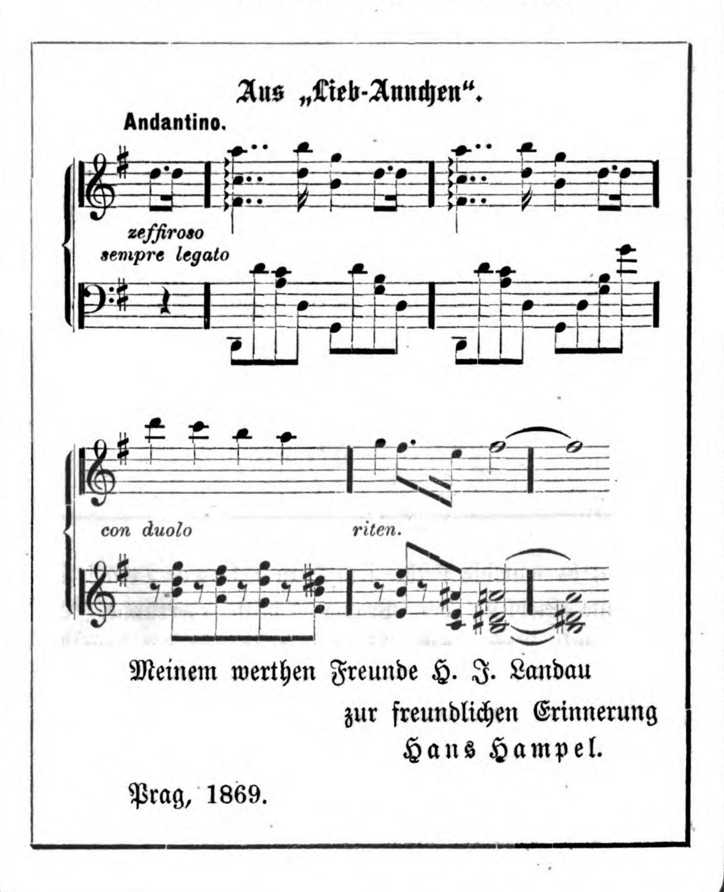
In Betreff des zweiten Souvenir's will ich Dich, verehrter Leser, mit einem „räthselhaften Manne" in nähere Bekanntschaft bringen. Du brauchst aber nicht zu befürchten, daß das „Räthselhafte" dieses Mannes etwas Unan-

genehmes in sich schließt, ich habe ihm dieses Prädicat nur scherzweise beigelegt, weil er selbst ein Liebhaber der Mysteriösen ist. Er ist gewissermaßen ein „männlicher Turandot", dessen Liebe, Freundschaft und Zuneigung man sich im hohen Grade erwerben kann, wenn man sein „Räthsel" aufzulösen sich bestrebt. Er liebt es nemlich, die schwierigsten Räthsel in gebundener Rede, die ihm nicht ungeläufig ist, abzufassen, selbe durch den Druck in sogenannten Fliegenden Blättern vervielfältigen zu lassen, an seine Freunde und Bekannte zu vertheilen, überhaupt dieselben in weiteren Kreisen zu verbreiten, und so den verschiedenen Auflösungen, die oft die komischesten qni pro quo's nach sich ziehen, mit gespannter Erwartung entgegen zu sehen, was dem guten Manne „Spaß macht". Es gibt verschiedene sonderbare Künstler, die wieder verschiedene Liebhabereien haben. Zu diesen sonderbaren Künstlern zählt auch dieser mir sehr liebe Freund Hans Hampel, von dem ich eben gesprochen. Ich sagte Künstler, denn Hampel ist Künstler, er ist es nicht erst geworden, sondern ich möchte behaupten, er ist als solcher schon zur Welt gekommen, respective zum Künstler geboren. Hampel ist einer der hervorragendsten Schüler Tomaschek's, Mitgenosse Alexander Dreischock's und Julius Schulhof's. Dennoch ist es ihm bisher nicht gelungen, seinem Namen jene populäre Verbreitung zu verschaffen, die sich seine obgenannten Mitschüler in der Welt des modernen Virtuosenthumes und der salonmäßigen Compositions-Fluth zu erringen vermochten. Nun aber habe ich competente Urtheile vernommen, daß Hampel als Clavier-Spieler — Virtuose zu sein verschmäht er — wie als Componist mehr Ernst, Gediegenheit und Idealismus besitzt, als seine Mitschüler. In seiner Richtung nähert er sich gerne Wagner, wie dieser liebt er es zuweilen in seine Compositionen Schwierigkeiten einzuflechten, die selbst Künstlern schwer wird zu überwinden. Und so

ist es natürlich, daß, indem in seinen musikalischen Werken für den gewöhnlichen Clavierspieler viel „Räthselhaftes“ liegt und derselbe es zu lösen nicht die Befähigung besitzt, dieselben auch nicht jene Verbreitung gefunden haben, die sie trotz alledem verdienten. Aber das wahrhafte Talent bricht sich stets Bahn, es scheuet nicht die „Schwierigkeiten“ und wo es die Eingebung erfordert, weiß es dieselben zu umgehen, ohne dem Götzen der Mode auch nur das geringste Opfer zu bringen. So auch bei Hampel, auch er hat Compositionen geschaffen, welche uns nicht nur Staunen abringen, sondern auch unser Ohr, unserem Gemüthe, unserem Herzen zusagen und wohlthuen, und dieser sind nicht wenige und sie haben nicht nur im Auslande ihre Verleger gefunden, sondern auch dem Namen Hampel einen ehrenvollen Platz in der besseren musikalischen Welt erworben. Wir müßten einen förmlichen musikalischen Catalog produciren, wollten wir Hampel's sämmtliche Compositionen hier anführen, denn er hat bereits Opus 40 überschritten. Unter ihnen befinden sich viele Pieçen, auf die ich gerne als Freund der Kunst und der Musik speciell pflichtgemäß die Aufmerksamkeit meiner auch musikalisch gebildeten Leser und Freunde einer gediegenen Musik hinlenken will. So sein: „Lieb-Annchen“ (eine Erzählung in 4 Bildern), „Entzücken“, „Idylle“ in F, „Them varie“ in G, „Trauermarsch“ in H-moll und „Variationen für die linke Hand“ in Des u. n. v. a. Diese alle sind nicht gemachte, sondern aus einem tiefen und edlen Schacht musikalischer Kenntnisse und Empfindung gehobene Werke, bei denen der Virtuoseneffekt, im bessern Sinne des Wortes, mit Gediegenheit Hand in Hand gehen und welche sowohl dem fertigen Künstler als dem Musikfreunde, als dankbare Salon- und Concertpieçen willkommen sein müßen. — Hampel's sociale Stellung ist eine glückliche, und es würde ihm nicht schwer fallen, eine „Reclame“ für sich zu gewinnen,

allein dazu ist er wieder zu stolz, wie er überhaupt kein Freund dessen ist, um „lärmend“ in die Oeffentlichkeit zu treten. Er ist ein Pionier für die bessere Geschmacksrichtung in den Labirynthen der musikalischen Welt. Und somit rufe ich Dir zu, Freund Hampel:

„Steure, muthiger Segler,
Traue dem leitenden Gott! — — —“
„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß!“



Es war zu einer Zeit, wo mein angeborenes Temperament mehr als je einer Wandlung unterworfen war. „Heute sind Sie der alte Landau, der lustige Kauz, der Humorist, so sollten Sie immer sein!“ — So sagte man mir. Ein anderes Mal wieder hieß es: „Aber heute sind Sie stille; so griesgrämig, so ernst, was ist Ihnen Unangenehmes widerfahren?“ Die Fragenden hatten Recht, doch überlegten sie nicht, daß es nichts Wunderbares ist, wenn man seine Laune wechselt; denn die „Unannehmlichkeiten des Lebens“ erscheinen in mannigfaltigen Variationen und besonders einem Schriftsteller so häufig, daß die Stunden seines Daseins oft von Wolken umhüllt, trübe und sorgenvoll sich gestalten. — In so verschiedenartigen Momenten meines Lebens und Wirkens hat mich eine reizende, anmuthige Künstlerin kennen gelernt und rief mir zu:

> Sei lustig — und Jeder versteht Dich! Sei traurig und Du bist ein Räthsel — ein Räthsel, das Keiner sich zu lösen bemüht!
>
> Herrn Landau zur Erinnerung
>
> Hermine Delia.

Ja, es war die Delia, jetzt Frau Claar-Delia! Der anerkannte Liebling der Prager Theater-Freunde. Ein Liebling mit Recht, denn die Prager haben seit dem Abgange von der Prager Bühne der nunmehr hingeschiedenen Künstlerin, Frau Auguste Burggraf, keine so herzgewinnende und Alles für sich einnehmende Repräsentantin „gewisser Rollen“ gehabt, wie nunmehr in Frau Claar-Delia. Man mißverstehe mich nicht, wenn ich mich des bezeichnenden Ausdruckes „gewisser Rollen“ bediente, als ob ich damit

sagen wollte, daß nur Parthien wie: Valentine, Camelien-Dame, das Weib des Claudius, jene hervorragende Charakteure sind, die Frau Claar-Delia musterhaft zu gestalten versteht; nein! wer je Gelegenheit hatte, die genannte Künstlerin als Gräfin Autreval (Frauenkampf), Leopoldine (der beste Ton), Priska (Krisen), dann in den rein klassischen Gestalten: Turandot, Gräfin Orsina, Eboli, Milford rc. zu sehen, wird einräumen müssen, daß Frau Claar-Delia als eine ebenso vielseitige als treffliche Darstellerin bezeichnet zu werden verdient und in ihrer Sphäre selten eine Rivalin zu scheuen hat. Wenn wir zugesten, daß bei der in Rede stehenden Dame, die ihr von Mutter Natur reichlich verliehenen äußeren Gaben, ihr eminenter Fleiß, ihr ernstes Streben, einen Hauptttheil dazu beigetragen haben, daß sie zu jener künstlerischen Stufe gelangte, die sie nun erreicht hat; so dürfte doch nicht wenig, die Weisung, die Andeutung, das tiefere Erkenntniß des ihr zur Seite stehenden Gatten, des denkenden Mannes, dem es ernst mit der Kunst, wohlthuenden und geistig erfrischenden Einfluß darauf genommen haben und daß bei keiner Künstlerin so leicht der Spruch anwendbar sein dürfte wie bei der Claar-Delia; der Spruch:

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.
Finis."

Und sei es wie es wolle, heute zählt Claar-Delia mit zu jenen dramatischen Künstlerinnen, die sich eines vollen ehrenhaften Rufes erfreuen, und so wie sie gegenwärtig dem Kunstinstitute Prags zur Zierde gereicht, so würde sie auch jede andere Bühne zieren. — Diesen meinen Ausspruch bewährte die in Rede stehende Künstlerin sogar in allerneuester Zeit und zwar bei Gelegenheit der Aufführung von Adolf Wildbrand's Drama: „Aria und Messalina". Wir zweifeln sehr, ob das genannte Drama, trotz allen seinen hochanstrebenden

nicht alltäglichen Vorzügen, auf einer andern Bühne einen solchen sensationellen Erfolg erringen wird, wie in Prag, und zwar weil die Schwerkraft des Erfolges auf der Bühne in den beiden Frauen-Rollen dieses Dramas concentrirt ist, und zwei Künstlerinnen wie Frau Wersing-Hauptmann und Frau Claar-Delia, die beide für Aria und Messalina wie geschaffen sind, selten oder gar nicht an einer Bühne vereinigt zu finden sein dürften. Diese Aria-Wersing-Hauptmann mit ihrer imposanten Erscheinung, ihrem geistdurchwehten Heroismus und ihrer innigen Gatten- und Mutterliebe, die sie aber, um der Schande zu entgehen, für dieses Leben opfert, denn: „Es schmerzt nicht!" suchet ihres Gleichen; und wieder Messalina-Claar-Delia, dieses von zügelloser Liebe durchdrungene Weib, das Menschenleben wie Kupferpfennige hinwirft, um nur den unaufhaltsamen Trieb der Wollust zu befriedigen; bei dem Allem aber doch ihrem weiblichen Heroismus eine ästhetische Anziehungskraft zu verleihen versteht, so daß man ihr, trotz ihrer allen bessern Gefühle hohnsprechende Verworfenheit nicht gram sein kann, die wir verachten müssen, aber dennoch nicht hassen können, vermag kein zweites Weib so vollendet uns wiederzugeben und so unsere Bewunderung heraufzubeschwören. Wir sind überzeugt, daß, wenn Adolf Wildbrand, der in allen Theilen vortrefflich gespielten und inscenirten Darstellung seines herrlichen, für die neuern dramatischen Schriftsteller musterhaften Werkes beigewohnt hätte, es ihm für den schmerzlichen Verlust, den er durch das Hinscheiden seines leiblichen Kindes, das holde Fränzchen, erlitten, kein kleiner Trost gewesen wäre; denn Frau Wersing-Hauptmann und Frau Claar-Delia waren die ersten und einzigen Pathinen, als sein geistiges Kind mit der sacramentalen Weihe der Kunst aus der Taufe in die Welt der Unsterblichkeit gehoben wurde. Die letzten Monate des J. 1869 so wie einige Monate des J. 1870 verweilte ich in dem anmuthigen Graz. Daselbst lernte ich

den Kaulbach mit der Feder, Robert Hamerling, dem ich von Carl Egon Ebert bestens empfohlen war, sodann Anastasius Grün, Carl Gottfried Ritter v. Leitner, Friedrich Marx, J. P. Rosegger und den Blücher auf dem Schlachtfelde gegen das Pfaffenthum J. R. Zimmermann, den aus Oesterreich hinausgemaßregelten Redakteur der „Freiheit" und Verfasser der „Pfaffenpeitsche", kennen. Die Pflicht des Dankes gebietet es mir, auch mich des trefflichen Bibliothekars am Johanneum Dr. Franz Mitterbacher zu erinnern, eines Mannes, der sich in frühern Jahren auch ungemein fleißig und mit vielem Geschick, der belletristischen Literatur gewidmet. — Mitterbacher war es, der mir in Gratz als Freund zur Seite stand, er verschaffte mir das Vergnügen, auch den liebenswürdigen Graf von Meran, einen thätigen Förderer alles Schönen und Guten, der Kunst und Literatur, persönlich kennen zu lernen. Graf von Meran ist auch einer der leutseligsten Cavaliere und erfreuet sich in Gratz einer ungemein ehrenvollen Popularität; er huldigt den Grundsätzen seines unvergeßlichen Vaters, des verewigten Erzherzogs Johann, denn er liebt und achtet das Bürgerthum. Gratz bildet überhaupt in meinen Erinnerungen eine der schönsten Perioden des Lebens, und wahrlich selten dürfte sich auch eine Stadt in Oesterreich rühmen, solche Capacitäten der Literatur, der Wissenschaft und Intelligenz zu besitzen, wie Gratz, welches aber auch ein Trifolium für politische und geistige Freiheit seltener Art aufzuweisen hat: Rechbauer! Kaiserfeld! Dr. Moritz Ritter von Schreiner!

Anastasius Grün, eigentlich Graf A. Auersperg, der demokratische Aristokrat, der aristokratische Sänger der Freiheit, ist im Umgange so liebenswürdig-aristokratisch, daß man in Versuchung geräth, ihn für einen Demokraten zu halten, in allen Fällen ist er aber stets der höfliche Mann, der gerne für Augenblicke den „Grafen" in den

Hintergrund drängt und tritt hier und da der gräfliche Adel zum Vorschein, so geschieht dieses wieder in so hochgebildeter Weise, daß es selbst den hochrothen Demokraten nicht unangenehm berühren wird. Graf, Dichter und Mensch, ist doch jeder Einzelne für sich schön, wie ungemein selten ist es doch, wenn alle drei sich amalgamiren, wie dieses bei Anastasius Grün der Fall ist. Dies dürfte die Hauptveranlassung sein, daß das ganze Deutschland ihn liebt und verehrt, insbesondere aber Oesterreich, das auf ihn stolz ist und stolz sein darf. Er schrieb mir:

> Poesie — wo ist sie? und wo nicht? —
> Ob Juvelenpracht sich sonnt im Licht,
> Wie viel mehr noch Ihresgleichen ruht
> Ungehoben noch in Schacht und Fluth!
>
> Gratz, den 25. November 1869.
>
> A. Grün.
> A. Auersperg.

Glückliches, beneidenswerthes Gratz! Du das schon von Mutter Natur so paradiesisch begabt, birgst auch noch so viele, schöne, herrliche Erscheinungen, entsprossen dem hohen poetischen Olymp in deinen Mauern: Grün, Hamerling, Gottfried v. Leitner und den hochbegabten Friedrich Marx. — Lieber Leser! Siehst, sprichst Du Leitner, so wirst Du nie oder selten den „Ritter von" gewahren; aber den lieben edlen Menschen, den Mann voll Hingebung und Gemüth, den Dichter, der vielleicht nicht eine Zeile schrieb, die er nicht empfunden! Dennoch findest Du in seinen Poesien nicht das allzuschwärmerische und süßliche, nicht das bleiche Mondscheinartige eines Hölderlein. Männliche Wärme, männliches Gemüth, keine hektische, nur gesunde Phantasie. Leitner ist eine der ehrwürdigsten

Erscheinungen am Parnasse Oesterreichs, dessen lyrische Gesänge weit tönend in allen Herzen das wohlthuendste Echo hervorrufen. Nimm Leitner's Poesien zur Hand, ohne Furcht, Du findest kein vermärzliches „Dudeldumdei!" darin, denn Leitner ist Patriot, ein Christ im wahren Sinne des Wortes, aber kein „decorirter Hofpoet", kein „Frömmler". Lese in seinen „Herbstblumen" nur die Gedichte: „Galte", „Galilei", „das neue Evangelium", „Glaubensfreiheit", u. n. v. dgl. m. Und was er von Politik denkt? Nun das sage Euch das Sonett, welches Leitner mir fürs Album widmete, als er bereits das 69. Lebensjahr erreicht hatte:

Freiheit.

Die Freiheit, Mensch! ist alt; sie ward geboren,
Als Gott Dir Geist aus seinem Geist einblies;
Doch ging beim ersten Fehl im Paradies
Sie mit des Herzens Reinheit Dir verloren.

Der Zucht bedürft'ge Enkel selbst erkoren
Zum Herrn sich den, der Macht und Muth bewies.
Was Wunder, daß er thun in Bande hieß,
Zum Schutze ihnen selbst, die schlimmen Thoren.

Und wie wir laut nun nach Entfeßlung ächzen,
Der Freiheit gold'ner Tag, nach dem wir lechzen,
Ist, fürcht' ich, weit vom Anbruch noch entfernt.

Es frommt, zu stürzen die verhaßten Schranken,
Nur dem, der allenthalb und ohne Wanken
Sich weise selbst beschränken hat gelernt.

Grätz, am 27. Dezember 1869.

C. G. R. v. Leitner.

Das Jahr 1869 schloß der anmuthige, liebliche Natur-Poet und Erzähler P. K. Rosegger. Dr. C. Swoboda, dem Redacteur des „Grazer Tagblatt" und Robert Hamerling haben wir es zu danken, daß dieses, einem einsamen Dorfe entsprossene Talent herangezogen und zu Tage gefördert wurde, um einen ehrenvollen Platz unter Oesterreichs Poeten und Erzählern einzunehmen. Und wahrlich die beiden hier genannten Herren haben es nicht zu bereuen, sie haben sich den Dank zahlreicher Leser und Freunde der Naturpoesie in hohem Maße erworben. Was Rosegger bisher geleistet, ist fast alles gut, selbst das, was über die Gränze seiner ursprünglichen Begabung schreitet; ich meine seine Erzählungen in hochdeutscher Sprache. Dennoch hat sein poetisches Talent sich bisher nur in obersteirischer Mundart bewährt; seine nach jeder Richtung ihm eigene Bescheidenheit, hat ihn noch nicht verlassen und seine Dichtungen in hochdeutscher Sprache ruhen bisher noch in seinem Pulte, er begnügt sich damit, neben Dialekt-Dichtern wie Franz Stelzhamer, Klaus Groth und Fritz Reuter würdig genannt zu werden. Rosegger schrieb mir:

Ich bin owa vo der Olm und an Steirakopf hon ich,
Du gibst ma Dei Hand, und ich: Grüaß Dich Gott ah! —
A wenig singen, a weng blosn, a weng Zithernschlagn konn ih,
Und siach ih a schöns Diandl, o weng bußln kann ih ah!

Gratz, im Dezember 1869.

P. K. Rosegger.

Das J. 1870 eröffnet in meinem Album Friedrich Marx. Wer ist Friedrich Marx? dürften manche meiner Leser fragen, welche nicht Gelegenheit hatten, sich mit allen Erscheinungen der Poesie im Laufe des letzten Decenniums zu befreunden; und wieder werden viele so fragen, welche es für gerathen finden, sich nur jene poetischen Werke anzuschaffen (vielleicht um selbe zu lesen, vielleicht auch nur der „Mode" wegen), deren Lob ihnen von der papiernen Posaune gewisser Zeitungs-Charlatans vorgeblasen wurde. Ich aber, verehrter Leser, rathe Dir, nehme Friedrich Marx's „Gemüth und Welt" (Gedichte, 2. Auflage, Hamburg, J. F. Richter, 1870) zur Hand, lese sie, es wird Dich nicht reuen, Du wirst Marx den Dichter und Menschen kennen lernen. Marx hat sich auch schon als dramatischer Dichter in hervorragender Weise bekannt gemacht, seine „Olympias", seine „Jakobäa von Bayern" gehören unter die bessern Dramen der Gegenwart. Marx zählt zu seinen Freunden Männer wie Anastasius Grün, Hamerling und Leitner, die alle sein Talent hochschätzen und seinen poetischen Schöpfungen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Ordnungsliebe, seine Pünktlichkeit, seine Disciplin, die sich in allem seinen Thun und Lassen kund gibt, ließe wohl den einstmaligen Hauptmann in der k. k. Armee verrathen, aber in seinem Umgange und Benehmen gegenüber seinen Freunden und Bekannten, merkt man es nicht, da findet man kein Härchen einer soldadescischen Rauheit, keinen martialischen Anstrich und so harmoniren bei ihm „Leyer und Schwert" aufs Beste. Ein kleines poetisches Frag- und Antwortespiel, das in der allumfassenden Liebe seinen Ausgangs- und Entscheidungspunkt findet, hat Marx meinem Album eingereihet, er lautet:

Was ist der Ruhm? Kein treuer Stern! Ein feuersprühend Meteor,
Kaum sahst Du auf, erlosch es Dir, umgibt Dich Dunkel wie zuvor!
Die Wissenschaft? Kein Sonnenstrahl! Vielleicht des Knappen Grubenlicht,
Bei dem er durch viel taub Gestein nur selten Stufen Goldes bricht.
Was ist die Kunst? Kein Göttersaal! Doch wohl der Iris farbig Band,
Das auf des Lebens Wolkengrau die Phantasie uns tröstend spannt.
Doch Lieb', sie ist das Tröpflein Thau an dieser Leidensblume: Welt,
Der uns mit Licht und Himmelsblau des Kelches tiefsten Grund erhellt!

Graz, im Januar 1870.

Seinem werthen Freunde
H. J. Landau zur Erinnerung
Friedr. Marx.

Robert Hamerling lebt zurückgezogen von der Welt, abgeschieden von Allem und Jedem, pflegt wenig oder gar keinen Umgang mit Andern, er lebt nur der Poesie. Ewig leben wird seine „Venus im Exil", vielleicht entschloß er sich deshalb nicht zu heirathen. Dennoch steht Hamerling nicht allein, denn ein Herz schlägt für ihn, ein lieblich blickendes Auge bewachet ihn, eine zarte Hand streift oft ab die Falten seines Antlitzes — es ist die Hand, das Auge, das Herz seiner Mutter! Sie ist die Alma mater in dem heiligen Cultus seines Dichterlebens. So schlicht und einfach sie ist, so liebt sie in ihrem „Robert" nicht nur den Sohn, den sie unter ihrem Herzen getragen, den sie mit Schmerzen geboren, sondern sie versteht ihn auch und weiß sein hohes Wirken, sein edles Streben zu würdigen; sie hat das Bewußtsein, daß sie die Mutter eines „Gottbegabten" ist, doch fern liegt ihr jedweder Stolz, jedwedes Großthuen. Und mit welcher Klugheit, mit welcher Hingebung weiß sie seinen dichterischen Launen und Eigenheiten zu begegnen; sie lebt und wirkt nicht für sich, nur für ihren „Robert"; er ist ihr Stolz, ihr Augapfel, die lebendig, freudig schlagende Ader ihres zarten mütterlichen Herzens. Er ist ihr Alles! Sie ist eine gebenedeite Mutter eines

gebenedeiten Sohnes. Wohl Ihr, daß sie einen solchen Sohn, wohl Ihm, daß er ein solche Mutter besitzt!

Franziska Hamerling! lebt und wird leben mit dem Namen Robert Hamerling! Und wahrlich, man braucht nur die Dichter-Mutter zu sehen, sofort wird man sie lieben und verehren. Diese zarten, noch immer von einstmaliger Schönheit zeugenden Züge, dieses freie und freundlich blickende Auge, das bescheidene, gemüthvolle und zutrauliche Thun und Lassen! Und was das Häusliche betrifft, kann man hier im wahrsten Sinne mit Schiller sagen:

„— Zufrieden mit stillerem Ruhm
Brechen die Frauen des Augenblickes Blume
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenem Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis!"

Und glaubt mir, was ich hier schrieb, ist aus der tiefsten Tiefe meines Gemüthes entsprossen, es ist die volle Wahrheit, aber auch zugleich die reine Huldigung, die ich als ein geringes Zeichen meiner Dankbarkeit der Frau Franziska Hamerling — eben daß sie eine solche Mutter unseres gefeierten Dichters ist, in meinem, gewiß auch noch im Namen der zahlreichen Verehrer des Dichters von: „Ahasverus in Rom", „König von Sion" u. s. w. in Ehrerbietung darbringe. Möge die Vorsehung Robert Hamerling noch ein langes, von allen Schmerz und Leiden freies Dasein schenken und möge auch, eben so lange ihm seine herrliche Mutter in der Frische ihres thätigen und wirkenden Lebens zur Seite stehen. — Robert Hamerling schrieb mir ein köstliches Blatt für mein Album, das ich aber jetzt noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben will; um jedoch meine lieben Leser gewissermassen zu revanchiren, gestatte ich mir hier nur vier Zeilen zu reproduciren,

die er so gütig war in einem mir gewidmeten Exemplar seines „Ahasverus in Rom" einzuzeichnen; sie lauten:

Was will sie nur, die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat leichten Lohn für schwere Müh',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.

Graz, den 4. Februar 1870.

Robert Hamerling.

Im J. 1870 besuchte ich auch Linz. Hier wurde ich erfreuet, eine ebenso kunstvolle als köstliche Gabe meinem Album einreihen zu können, und zwar von dem berühmten Bleistiftzeichner Professor J. M. Kaiser I. Ja der Erste, vielleicht auch der Einzige, denn nennt mir einen zweiten, der so mit dem Stift zu malen versteht wie Kaiser! Kaiser ist aber auch ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, er beschäftigt sich heute noch in seinem vorgerückten Alter mit Literatur und Wissenschaft, so daß es ihm ein Leichtes wird, sich in die Intentionen jener Dichter und Schriftsteller genau einzuweihen, zu deren Werken er Illustrationen macht, die uns die Gedanken, das Empfinden der Autoren in geistvoller Weise verkörpern. Wir erinnern hier nur an die Schriften Adalbert Stifters, die Kaiser mit seinem Meistergriffel so unübertrefflich schön ausgestattet. — Kaiser hat etwas Patriarchalisches in seinem Aeußern, sein stets freundlich-würdevolles Benehmen muß auf Jedem, der ihm nahe kommt, eine sympatische Attraction ausüben. Er erinnerte mich in seiner Erscheinung an die altdeutschen Künstler aus der Nürnberger Kunstperiode. Aus den oben erwähnten Illustrationen zu Stifters Schriften, widmete er mir zwei herrliche Bildchen für mein Album, denen er nebst der freundlichen Erinnerung noch nachstehende Inscription beifügte:

Geschwister sind die Künstler alle
Ob er singe, dichte, mahle,
Wer immer jagt im Kunstrevier,
Der ist ein lieber Bruder mir!

Linz, am 22. November 1870.

J. M. Kaiser.

Wie hocherfreut, wie ungemein überrascht fühlte ich mich aber, als am Tage, an welchem ich bei Kaiser Abschied nahm, er mir noch eine Folio-Landschaft, ein seltenes Kunststück der Bleistiftzeichnung als Andenken überreichte. Unten schrieb er:

Alles pünktlich und genau, ohne eitel Prunk und Prahlen,
Lieb ich es auch nur Grau in Grau ohne bunte Farb' zu malen,
Und wenn's den Pöbel nicht besticht — nun für den Pöbel mal' ich nicht!

Leipzig, den 7. Dezember 1870.

Der Bleistiftzeichner
Professor J. M. Kaiser.

Bei meiner Rückreise von Linz verweilte ich wieder eine kurze Zeit in Wien, wo ich das Vergnügen hatte, den Baron Dr. Theodor von Raule so wie dessen Frau Gemalin kennen zu lernen. Raule ist nicht nur ein Freund und Förderer der Kunst und Literatur, sondern er beschäftigt sich auch selbst mit der Letzteren. Er schrieb und edirte Gedichte, die ein schönes poetisches Talent bekunden; in weiten Kreisen machte er sich in vortheilhafter Weise durch seine zahlreichen Lustspiel-Bluetten bekannt, die größtentheils auf vielen Bühnen mit durchschlagendem Erfolg zur Aufführung gelangten und zwar unter dem Pseudonym Richard

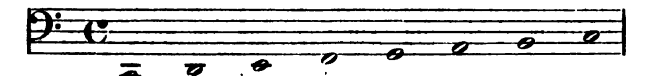
vom Walde. Raule hat in letzterer Zeit etwas pausirt und wäre es zu wünschen, daß die Pause keine allzulange werde, denn die neu auftauchenden bessern Arbeiten würden die gegenwärtige Mißernte auf dem Felde der heiteren dramatischen Bluetten uns theilweise vergessen machen. Darum rufen wir dem liebenswürdigen Richard vom Walde zu: „Frisch gewagt und nicht verzagt! Sie haben ja alle Befähigung dazu, und wann Sie auch wie bis jetzt nur „im Kleinen arbeiten", so wissen Sie doch, es ist besser im Kleinen begonnen und Groß zu enden, als gleich Groß anzufangen, wo der Anfang schon das Ende ist. Daß ich mich Ihrer erinnerte, ist selbstverständlich, denn wie konnte ich Ihrer vergessen? Haben Sie sich doch auch als Mann mir und vielen Andern gegenüber im vollsten Glanze bewährt; ob ich aber mit dieser wohlgemeinten freundschaftlichen Mahnung recht oder unrecht gehandelt habe, dies solle Sie selbst entscheiden, indem ich mir erlaube, Ihnen jenen Wahlspruch ins Gedächtniß zu rufen, den Sie mir vor vier Jahren geschrieben haben, er lautet:

> Um recht zu handeln, braucht man nichts vom Rechte zu wissen, aber um unrecht zu thun, muß man sehr genau die Rechte studiren.
>
> Wien, 1870.
>
> Dr. Theodor Freiherr von Raule.

Und somit bin ich dem mir werthen Richard vom Walde um so mehr zu Dank verpflichtet und hat er sich um so fester in meiner Erinnerung eingeprägt, indem durch ihn mein Bewußtsein noch gehoben wurde, daß das, was ich that, nicht unrecht sein konnte, da ich keine Rechte studirt habe. — Die Frau Gemalin des Baron von Raule

ist eine geborene Freiin von Eskeles. Dieser Familienname läßt schon voraussetzen, daß diese Dame eine so feine und hochgebildete Erziehung genossen, die sie weit selbst über viele ihres Standes und Ranges hervorhebt. In vielen Zweigen der Kunst ist sie bewandert; Musik, Malerei u. s. w. pflegt sie heute noch mit Eifer und Lust, aber ohne daß sie dabei, was wahrlich nicht genug unsere Bewunderung hervorruft, die treue, sorgsame Gattin, die zärtliche liebevolle Mutter, überhaupt die Frau vom Hause in den Hintergrund treten läßt. Dieses, verehrter Leser, mußte ich Dir kund geben, indem Du es dann leicht begreiflich finden wirst, daß mir ein, von der zarten Hand der Frau Baronin schön ausgeführtes Aquarell-Bild, das mir „Bewunderung der Natur, Duldung und Glaube" vor Augen führt, eine so erfreuliche als schmeichelhafte „Erinnerung" sein muß, die ich nur in undankbarer Weise übergehen könnte.

Im Jahre 1871 hieß es zunächst: „Wohin mit der Freud!" welche genannte herrliche Composition mir des Liedes Altmeister, Heinrich Proch, für mein Album widmete. Diesem folgt der König David des Cellos, ich meine David Popper! Wollte ich noch etwas zum Lobe dieses fast unübertrefflichen Cello-Virtuosen der Gegenwart hier sagen, es hieße, Eulen nach Athen tragen. Fest gegründet steht Popper's Name in der großen, weiten musikalischen Welt. „Dieser Schüler übertrifft mich bedeutend, besonders in der Composition!" sagte einst sein Meister Julius Goldermann zu mir. Der bescheidene Meister hat wahr gesprochen! Popper ist Poet als Künstler, Poet als Mensch, denn nur ein Mann, dem die Kunst und das Leben [illegible] ist, kann sich auch nur eine solch liebenswürdig-poetische Erscheinung, eine solche Poetin ihres Instrumentes wie Sophie Menter zur Lebensgefährtin erwählen. Popper schrieb mir Nachstehendes:



Aus diesem und allem, was dazwischen liegt, ist alle musikalische Kunst zusammengesetzt. Erinnern Sie sich beim Ansehen dieser Tonleiter Ihres Freundes und lassen Sie Ihre freundschaftlichen Gefühle für ihn alle Tonleitern passiren.

April, 1871. Ihr

D. Popper.

Nach einem kurzen Verweilen in Prag wurde aufs Neue eine Wallfahrt nach Wien beschlossen. Wien ist eine Metropole, von der, wenn man einmal ein wenig festen Fuß gefaßt, sich nicht so leicht Abschied nehmen läßt; und so verweilte ich denn auch 1872 längere Zeit daselbst. Resultat? Siehe nächstes Kapitel.



1872 bis 1874.

Goldhann. Brahms. L. Anzengruber. Rubinstein. M. Wengraf. Thayer. Rossi. Falb. Weilen. Johannes Nordmann. Dr. L. Plawitz. Musikalischer Abschied von Josef Löw.

Als ich aufs neue nach Wien wanderte, machte ich in Brünn Station und verweilte daselbst kurze Zeit. Brünn, diese hervorragende Fabriksstadt, in welcher aller Wandel nur Handel ist, hat wohl viele intelligente und bekannte Persönlichkeiten verschiedenen Genres aufzuweisen, jedoch was Kunst, Musik und Literatur betrifft, steht sie hinter fast allen, ja selbst kleineren Provinzstädten des großen Kaiserstaates weit zurück und hat auch keine Männer, welche sich in irgend einer Weise durch Griffel, Composition oder Schrift bekannt machten. Ich mache hier die Ausnahme einer Persönlichkeit, deren Bekanntschaft mir nach jeder Richtung hin zu den schönsten Erinnerungen zählt. Und diese ist: Dr. Ludwig Goldhann. Goldhann zählt zu den seltensten Männern im Bereiche der Literatur, denn so ehrlich, so wahr, so ohne Prunk und Ehrsucht wie dieser Mann im Schriftstellerthume vorgeht, findest Du selten einen zweiten. Goldhann schrieb Dramen, die, wo sie das Glück hatten, zur Aufführung zu gelangen, einen glänzenden Erfolg erzielten; schon vor 20 Jahren kam sein Trauerspiel: „Der Landrichter von

Urban" in Hamburg mit ungemein günstigem Erfolge zur Darstellung. Die österreichischen Bühnen blieben diesem Trauerspiele geschlossen, denn wie konnte man damals dem Volke ein geschichtliches Beispiel davon vorführen, wie schlichte Bauersleute begeistert für ihr gefährdetes Gemeindebewußtsein, sich in Kerker und Tod stürzen? Sein neuestes Werk „Sicilianische Wanderungen", welches uns den Mann des Geistes, Wissens, Forschens, unparteiischer Anschauung, gediegenen Styls beurkundet hat, in weitern Kreisen Sensation gemacht, und dennoch hat Goldhann noch nicht, ich weiß nicht, soll ich sagen das Glück oder Unglück, populär zu sein — ach was ist nicht in heutigen Tagen populär? Doch sei es wie es wolle, auch die Zeit kommt heran, wo es allgemein heißen wird: Goldhann ist ein Dichter und Schriftsteller, der seine ganze Mannheit für ein rüstig ernstes Wollen einsetzt und die gesammte Thatkraft einer männlichen Gesinnung entwickelt. Ich schätze Ludwig Goldhann ungemein ohne ihn zu überschätzen; wer ihn kennt, wer gelesen, was er schrieb, wird in der Charakterisirung Goldhann's mit mir gleichen Schritt halten, aber auch er selbst überschätzt sich nicht, er ist in Allem bescheiden, man lese Folgendes:

Landau's Album!

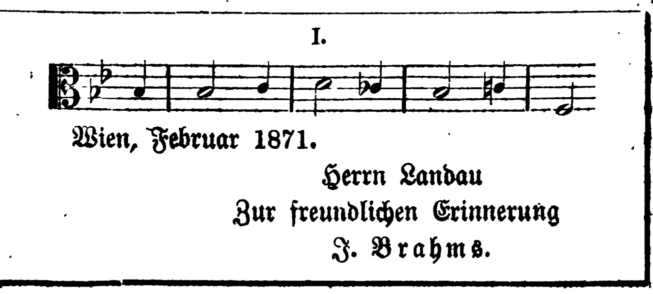
Ein einzig Werk, verfaßt von Hundert Dichtern!
Und käm' nun gar mit ihrem Spruch
Die Kritik über dieses Buch —
Mir bangt vor den gestrengen Richtern!

Doch Eines läßt die Sorge mich verschmerzen,
Man prüft ja hier nicht, wer zumeist
Geschrieben hat mit tiefem Geist,
Man fragt nur nach den besten Herzen.

Brünn, 1872. Dr. Ludwig Goldhann.

Und nun gings nach Wien, wo wieder eine glänzende Periode für mein Album sich nach und nach entwickelte. Den Anfang machte ein Stern erster Größe aus der Componistenwelt: Johannes Brahms. Mit Stolz kann Wien sagen, ich habe keinen Beethoven, keinen Schubert mehr, aber ich habe Brahms! Denn Brahms ist kein Zukunftsmusiker, aber ein Componist für die Ewigkeit! Er arbeitet nicht, er macht nicht, er treibt nicht Musik, sondern seine Werke sind Schöpfungen eines Gottbegabten, deutschen Genius. Alles das Herrliche, Erhabene, Geist, Herz und Gemüth Erfrischende, was er uns bot, sind harmonische Töne, die er erlauscht aus den Sphären der ewigen Harmonien. Dabei steht unser Brahms erst im kräftigen Mannesalter, in der Frische seines schöpferischen Geistes und bewährt sich jetzt schon als Meister, was wird uns dieser Auserwählte nun erst in der Zukunft bieten? Und wie einfach und schlicht ist seine Lebensweise, fern steht er all dem bunten Treiben seiner musikalischen Mitgenossen, nur lehrend und belehrend schreitet er einher; er ist der Johannes im Evangelium der Musica!

Brahms schrieb mir fürs Album:





Zu jener Zeit hatte ich auch das Vergnügen, in einem angenehmen gesellschaftlichen Kreise den Mann aus dem Volke und Dichter des Volkes — Anzengruber persönlich kennen zu lernen. Einige in seiner Gesellschaft recht animirt verlebte Abende reichten hin, durch Gedanken- und Meinungsaustausch ein jovial-herzliches Einvernehmen zwischen uns herzustellen. Es geschah ohne alle Zeremonie, ohne Gläseranstoß, ohne gegenseitige Bekomplimentirung und hat eben dadurch festere Wurzel gefaßt. Anzengruber stand damals auf dem Gipfel seines Ruhms und seiner mit Recht erworbenen allgemeinen Beliebtheit, die ihm sein genialer „Pfarrer von Kirchfeld“ und sein nicht minder köstliches Gebilde: „Der Meineidsbauer“ errungen haben; und dennoch gewahrte man bei ihm keinen Schatten der

Arroganz; kein Lüftchen einer modernen künstlerischen Aufgeblasenheit weht uns in seiner Nähe an — er blieb der Dichter aus dem Volke, der Poet fürs Volk. Möge es Anzengruber gelingen, uns recht bald wieder mit Kindern seiner schönen Muse zu erfreuen, es thut uns Noth, Dichtungen wie jene Anzengruber's wieder über die Bühne schreiten zu sehen, die uns den Geist Ferdinand Raimund's warnend vorführen, damit die modern französisch-dramatischen Pestbeulen, diese Misére, die jetzt unsere deutsche Bühne überfluthet, verdrängt und vernichtet werden. Nach gemachter Aufforderung überreichte mir Anzengruber eines Tages ein Blatt für mein Album. „Nun, wie gefällt es Ihnen, sind Sie zufrieden damit?" — Es gefällt mir recht gut, es liegt viel Wahrheit darin, aber es ist mir aus Ihrer Feder viel zu ernst, fast wehmüthig; etwas mehr Humor, der Ihnen wahrlich nicht mangelt, würde mir noch angenehmer sein. — „Gut, behalten Sie dies, ein zweites nach Ihrem Wunsche folgt morgen." — Ein Mann, ein Wort! ich erhielt ein zweites Blatt, beide zieren mein Album und beide mögen hier meine Leser ernst stimmen und auch erfreuen.

Memento.

Ob Ihr viel genossen,
Ob Ihr stets gedarbt,
All' das gleicht sich gründlich
Aus, wenn Ihr 'mal starbt;
Denn dem Einen ward's gegeben,
Der nahm's aus der Hoffnung Schatz —
Träumte sich ein zehnfach Leben —
Und nun ruht an einem Platz'
Das Erfahr'ne, das Geträumte,
Das Errung'ne, das Versäumte,
All' das Glück, all' die Misér',
Alle Schand' und alle Ehr'!
Keiner hat, was er erworben,
Keiner, was sein Träumen sann,
Alles nimmt, wenn Ihr gestorben,

Nun die Welt als Erbe an;
Kann's verzetteln, kann bewahren,
Nichtig finden oder rar,
Finden auch, daß Eures Lebens
Ganzer Inhalt „Bettel" war!

Wien, den 29. Februar 1872.

L. Anzengruber.

Einem freundlichen Waller in's Album.

Hatt' ein Gedicht Dir zugedacht,
War gar in schlimmer Zeit gemacht,
War gar nicht rosenfarben.
Fiel eben mir noch ein zur Zeit,
Wolltest wohl gern den Kerl von heut,
Dem seine Sorgen starben!
Hatt' eben nicht auf planften Pfad
Mich heißersehntem Ziel genaht,
Mag nun ruhig rasten;
Und nicht verstimmt, nein, nur bewegt,
Seh' ich, wie Alles schleppt und trägt
An Daseins Luft und Lasten.
Und seither kommt die Erde mir,
Wenn g'rad nicht paradiesisch für
Doch eben zum Ertragen;
Und deß' entbreche ich mich nicht
Und grüß' jed' freundliches Gesicht:
„Gut Freund!" Laß' Dir's behagen.

Wien, den 29. Februar 1872. L. Anzengruber.

Nun folgt ein Meteor am Firmamente des nordischen Virtuosen- und Componistenthumes, das aber auch seine Leuchte durch die ganze Welt verbreitete. Diese seltene und bewunderungswürdige Erscheinung heißt: Anton Rubinstein! Aber weder bei Rubinstein dem Virtuosen und Componisten noch bei Rubinstein als Mensch gewahrst Du seine Abstammung, Du findest nichts Nordisches, nichts Anfröstelndes, im Gegentheil alles erwärmend, zartfühlend, mehr lyrisch einschmeichelnd, als nordisch-stürmend, Schauer erregend. So gibt er sich auch in seiner herrlichen, melodienvollen und reizenden Oper „Feramors" (Lallah-Rookh); aus diesem seinen Born reizender Melodien schrieb er mir Eine für mein Album:


Andante assai.
Feramors.
Doch wo ist sie, die schönst' der Frau = en,
Lal=la Rookh, meine hol=de Braut, laßt mich sie jetzt se=hen,
sie, nach der mein Herz sich sehnt;
p
mf
Wien, den 30. April 1872.
Herrn Landau zur freundlichen Erinnerung an
A. Rubinstein.

In Wien hatte ich auch das Vergnügen, den hervorragenden Publicisten und Redacteur Moritz Wengraf kennen zu lernen. Wengraf zählt zu den seltensten Erscheinungen, denn so ehrenhaft, so zuvorkommend, so wahrhaft mildthätig nach jeder Richtung, so bereitwillig da zu helfen, wo Hilfe nöthig, so ein hingebender, ohne allen Prunk und Stolz, bereitwilliger Freund ist selten Einer in der menschlichen Gesellschaft zu finden. Ebenso ist Wengraf als Publicist. Er verstand es, stets seiner Feder den richtigen Schwung zu geben, ohne zu straucheln, er tauchte sie nie allzu tief in die Schwärze, und wo er den rothen Griffel handhabte, waren seine Züge nicht allzu grell; er blieb sich, seinem Charakter, seiner Ansicht, seinem Gotte, seinem Kaiser, seinem Vaterlande treu! Aber die Vorsehung hat auch Gerechtigkeit an ihm geübt, denn:

„Der größte Sporn, der größte Lohn
Für jeden bessern Erdensohn,
Der Menschen Seligkeit, der Engel Glück ist — Liebe!“

Und so hat die Vorsehung ihm eine Gattin gegeben, die eben so huldreich und schön, wie milde und herzensgut ist; und fast möchte ich sagen, es hat sich der Spruch: Gleich und Gleich gesellt sich gern! noch nie in so voller Wahrheit bewährt wie bei: Moritz und Johanna Wengraf. Er schrieb mir ins Album:

Dem rastlosen Propagandisten für deutsche Dichtung und deutsche Cultur.

Wien, 1873.

Zur freundlichen Erinnerung von

Ihrem

M. Wengraf.

Im selben Jahre nahm ich auch neinen mehrmonatlichen Aufenthalt in Triest; da ist es zwar nur eine einzige, aber eine der wichtigsten, schönsten und erhabensten Erinnerungen, die, so lange ich lebe, meinem Gedächtniß nicht entschwinden wird, und stets auf meine Arbeiten ermunternd und tröstend einwirken muß. Es ist die Bekanntschaft mit Alexander Wheelock Thayer, dem berühmten Biographen Beethoven's. — Thayer ist der Sohn von Alexander und Susanne Thayer. Sein Vater war Doctor der Medizin und ein ausgezeichneter Arzt. Thayer wurde geboren am 22. October 1817 zu Natick im Staate Massachusetts, drei deutsche Meilen von Boston, und lebt bis zur Zeit in Triest als Generalconsul der Vereinigten Staaten von Amerika. Wheelock ist der Familien-Name seiner Mutter und wie mir Thayer selbst mittheilte, ist es in Amerika Sitte, auch den Familien-Namen der Mutter anzunehmen.

Alle bisher erschienenen Biographien Beethoven's, so verdienstvoll dieselben auch mehr oder weniger sein mögen, werden nicht nur dem Laien, sondern auch selbst den Männern vom Fache als Pygmäen erscheinen gegenüber jener Thayers. Der Verfasser hat dazu einen Zeitraum von nicht weniger als drei und zwanzig Jahren verwendet; hat dabei sein ganzes Vermögen geopfert, um nur nach allen Winkeln und Enden Europa's reisen zu können und da Aufenthalt zu nehmen, wo er Quellen zur Vervollkommnung und Richtigstellung aller biographischen und auf Beethoven's Werke bezugnehmenden historischen Daten vermuthete, und um wo nöthig Drucke, Manuscripte, Musikalien u. s. w. käuflich an sich zu bringen. Eine wahrhafte Hercules-Arbeit, die einzig da steht! —

Trotzdem Thayer beinahe ein Viertel-Jahrhundert und viele Tausende und Tausende Gulden darauf verwendet, so sind dennoch erst zwei Bände seiner Biographie Beethoven's erschienen, der dritte Schlußband ist noch nicht

vollendet. Thayer ist einer der lieblichsten Erscheinungen, trotz seines noch nicht hohen Alters hat er dennoch volles schneeweißes Haupthaar und einen weißen Vollbart, was ihn Ehrfucht gebietend erscheinen läßt. Er ist voll Güte und Bereitwilligkeit, Jedem dienlich und nützlich zu sein, bedient sich im persönlichen Umgange der deutschen Sprache geläufig, in der Schrift jedoch ist er derselben nicht so mächtig, daher hat er auch sein Riesenwerk in seiner Muttersprache — Englisch — abgefaßt. Und nun könnte, ja sollte man glauben, daß Thayer für das bereits aus dem Englischen ins Deutsche übertragene Werk ein derartiges Honorar erhalten habe, welches ihm doch wenigstens einen Theil seiner Kosten gedeckt hat; aber nein, selbst das nicht, denn Thayer hat das Manuscript seinem gegenwärtigen Verleger in Berlin unentgeltlich überlassen. Als ich ihn frug, weshalb er dieses gethan, sagte er mir, er hätte wohl auch in Leipzig einen Verleger gehabt, der ihn honorirte, aber aus Dankbarkeit hat er es jenem in Berlin überlassen; denn zu jener Zeit, als er in Berlin wegen den Beethoven-Studien sehr lange Aufenthalt nehmen mußte, kam er oft in die Enge, und der Mann, welcher nun sein Werk übersetzen und drucken ließ, war der Einzige, der ihm willig Geldvorschüsse machte. Obzwar Thayer ihm diese Vorschüsse schon alle beglichen, so wollte er doch dem Freunde in der Noth seinen Dank dafür ablegen und that dies, indem er ihm das Recht zur ersten deutschen Ausgabe unentgeltlich überließ. — Lieber Leser! Nenne mir noch Männer ähnlichen biedern Charakters wie Mr. A. W. Thayer. Thayer hat sich freilich durch dieses glänzende Werk ein seltenes Monument gesetzt, denn so lange die Sphärenklänge des deutschen Tonheroen Beethoven die Welt erfreuen, so lange überhaupt der Name Beethoven genannt werden wird, so lange auch, also in alle Ewigkeit, wird der Name Thayer nie erlöschen.

Möge nun die Vorsehung diesem verdienstvollen und biedern Manne Leben, Kraft und Ausdauer, Zeit und Ruhe verleihen, auf daß es ihm noch gelinge, den nun schon ziemlich vorgeschrittenen dritten Band zum Abschluß zu bringen, und so das in seiner seltenen Vollkommenheit glänzende Werk in seinem ganzen Umfange zu vollenden. Thayer ist im Besitze einer sehr gewählten und ungemein umfangreichen musikalischen Bibliothek, in der sich auch viele Unica befinden. Auch seine Handschriftsammlung ist eine reichhaltige und werthvolle. Beides stellte er mir während meines viermonatlichen Aufenthaltes in Triest zur Verfügung und ich habe auch diese Gelegenheit nicht unbenützt gelassen und bin Thayer dafür zu unendlichem Danke verpflichtet, denn viel, sehr viel habe ich dadurch erfahren, gelernt, eingeheimst, excerptirt, was mir ohne Thayer's Bekanntschaft gewiß nie gelungen wäre. Hat sich Thayer so in meiner Gedächtnißkammer, in meinem Herzensbuche mit unauslöschbarer Lapidarschrift eingezeichnet, so hatte er doch noch obendrein auf dreierlei Arten mich eben so sehr erfreuet, als ich mich auch dadurch geehrt fühle; indem er nämlich mir sein herrliches Bild mit Inscription, ferner ein, für meine compilativen Arbeiten aufmunterndes Stammblatt widmete und endlich, was aller seiner Güte und Liebenswürdigkeit die Krone aufsetzt, einen Brief, in Bezug auf mein „erstes poetisches Beethoven-Album" zukommen ließ, der mir für alle Zeit als Sporn zu ferneren Forschungen und Studien und zur Vollendung ähnlicher Werke dienen wird; denn der Inhalt dieses Briefes ist für mich um so wichtiger, als er, was Beethoven betrifft, aus competenster Feder stammt. Thayer's Stammblatt lautet:

Lives of great men all remind us
We can make our lives sublime,
And departing, leave behind us
Footsteps on the sands of time

From „Psalm of life" by Longfellow.

Trieseé 30. Octob. 1873.

Alexander W. Thayer.

Die Lebensgeschichten großer Männer erinnern uns alle daran, daß wir auch unser Leben hervorragend gestalten und beim Scheiden Fußstapfen im Sande der Zeit hinterlassen können.

Auf meiner Rückreise von Triest verweilte ich wieder in Wien. Rossi, ich hätte bald geschrieben Roscius, es wäre am Ende kein Fehler gewesen, denn der italienische Tragöde verdiente die Bezeichnung: „Der Roscius der Gegenwart"; also Rossi gastirte daselbst, und es ist allgemein bekannt, mit welch glücklichem Erfolge nach jeder Richtung. Ich hatte von Gratz eine Empfehlung an Rossi, es war mir daher nicht schwer, seine Bekanntschaft zu machen. Ich sprach ihn noch Tages zuvor, um Abschied zu nehmen, als seine letzte Gastrolle bereits angezeigt war und Rossi selbst war ungemein überrascht, erfreut und wie leicht denkbar, ganz entzückt von der enthusiastischen Aufnahme, die seine Kunstleistungen in Wien gefunden. Im Bezug darauf schrieb er mir auch folgende Zeilen, die besonders meinen lieben Wienern sehr willkommen sein werden.

Se avessi potuto immaginaro il dolora stella partenza, non mi sarei mai ubbandonato alla gioja dell' arrivo.

Vienna, 22. Gennaio 1874.

E. Rossi.

Hätte ich den Schmerz des Scheidens ahnen können, so würde ich mich niemals der Freude der Ankunft überlassen haben.

Und somit hatte das Jahr 1874 in sehr glänzender Weise für mich begonnen, indem ein Stern erster Größe am dramatischen Firmamente mich mit einem Stammbuchblättchen erfreute; und dieser Stern schien eine unsichtbare Attraction ausgeübt zu haben, denn bald darauf hatte ich das Vergnügen, nach langer Zeit wieder mit dem bekannten Sternsucher und Forscher Rudolf Falb zusammenzukommen. Falb, obwohl noch in der Blüthe seiner Mannesjahre, zählt dennoch heute schon zu den nicht kleinen Sternen der astronomischen Gelehrtenwelt. Falb lebt, wie es allen Anschein hat, in bescheidenen, glücklichen Verhältnissen, sein Forschen und Streben geht nicht dahin, den Stern des Glücks allein aufzufinden, denn ihm ist es zu thun um:

„Licht! mehr Licht!"

Ihm gilt ein Himmelsstern mehr als alle „Erdensterne"; er kennt die Wirkungen dieser wie jener und weiß:

„Gewaltig ist das Reich des Lichts!"

das wahr und unvergänglich, ewig segnend glänzt im — Osten. Und so möge sich sein Spruch, den er mir fürs Album widmete, bewähren:

Wir alle wandeln unsere Wege wie die Sterne am Himmel, Jeder den seinen; daß es doch immer auch in so erhabener Ruhe geschähe!

Wien, den 26. Februar 1874.

Rudolf Falb.

Diesem folgt ein Mann, dessen ich im Bezug auf sein Aeußeres schon im Anfang dieses Werkes Erwähnung that; es bleibt mir nur noch übrig diejenige Erinnerung hier anzudeuten, die mir seine geistige Beschaffenheit fest eingeprägt. Dieser Mann, Johannes Nordmann, ist einer der bescheidensten und fleißigsten Schriftsteller und Dichter Oesterreichs, dessen Arbeiten wohl leicht zählbar sind, dafür aber den Vorzug besitzen, daß sie wieder weniger durch feuilletonistischen Flitterglanz blenden. Seine Gedichte zeigen den Mann von Herz und Welt in edlerer Bedeutung, seine literar-historischen Studien, wie z. B. „Dantes Zeitalter", der Mann des Wissens und ernsten Strebens; ein weiteres Bild: „Vom Dichter und seinem Ruhme", das gibt er selbst in seinem „Spruche", den er mir als Stammblatt geweiht:

Wer die Wahrheit geigt,
Dem zerbricht man die Fiedel.
Spielt ein Lügenliedl,
Man hält Euch für Virtuosen,
Auf die man mit Fingern zeigt
Und die man bekränzt mit Rosen.

Wien, Febr. 1874.

Johannes Nordmann.

Kurz vor meiner Abreise von Wien erhielt ich noch drei Blätter für mein Album, welche die Wiener-Periode für das J. 1874 schließen und zwar von Josef Weilen und von zweien mir lieben und werthen Freunden: Carl Gründorf und Dr. Ervin Plowitz, welch zwei Letztgenannten sich ebenfalls schon auf dem Kampfplatze der Literatur in ehrenvoller Weise hervorgethan haben, Carl Gründorf besonders durch seine allerliebsten Lustspiele.

Josef Weilen ist anerkannt als ein dramatischer Dichter von solcher Bedeutung, wie wir ihn gegenwärtig in Deutschland selten, in Oesterreich aber gar nicht finden. Wohl haben wir tüchtige, hervorragende dramatische Schriftsteller, deren Produkte mit glänzendem Erfolge die Runde auf den Brettern machten, die die Welt bedeuten, aber was Gedankenreichthum, innern Gehalt, Sprachgewandheit betrifft, haben Weilen's Schöpfungen vor den Meisten der neuesten Zeit bedeutenden Vorrang. Weilen's Herr und Meister und Vorbild ist Grillparzer, und Weilen verstand es eben nicht oder wollte es eben so wenig wie Grillparzer verstehen, die dramatisch-effektvolle Gewandheit mitten in die Poesie hineinzuflechten. Die sogenannte „Mache" mußte den poetischen Empfindungen, dem Ausdruck eines erhabenen Gedankens, welcher das Erwecken des Geistes und Gemüthes der Zuhörer bezweckt, der Mischung der dichterischen Farbenschönheit, vereint mit der vollendetsten Form unterliegen. Weilen will mehr dramatischer Poet, als dramatischer Schriftsteller sein; und das ist ihm auch gelungen, er hat es bewiesen vom Anfang des: „Tristan und Isolda", wie in „Heinrich von der Aue", „Graf Horn" und „Edda". So Josef Weilen der Poet. Weilen der Mensch? Einfach, schlicht, gefällig, freundlich, jedoch nicht ohne aristokratischen Anstrich. Er spricht gelassen und wohlbedacht; kommt man in der Conversation mit ihm auf seine Werke und seine Wirksamkeit zu sprechen, so weiß er dieses Thema mit so diploma-

tischem Takt zu umgehen, daß man ihn einer Unbescheidenheit oder Eitelkeit nicht zeihen kann. Weilen's Stammblatt lautet:

Vor der Schmiede.

Abends schritt ich durch die Gassen,
Brütend über neuem Liede,
Und ich mußt' — ich konnt's nicht lassen,
Stehen bleiben vor der Schmiede.

Lag drin auf dem Ambos helle
Eine Stange glühend Eisen,
Auf die hämmert der Geselle,
Daß die Funken sprühend kreisen.

Noth thut's, daß ich nicht vergesse,
Wie der Schmied sein Eisen schweiße,
Glühend kommt es aus der Esse,
Doch die Form gehört dem Fleiße.

Wien, Februar 1874.

Herrn H. J. Landau
zur freundlichen Erinnerung
Josef Weilen.

Der bereits obenerwähnte Lustspieldichter Gründorf ist als solcher meinen Lesern gewiß im besten Andenken, was er aber mir als Freund ist, wie er sich als solcher in meinen „Erinnerungen" gerirt, möge nachstehende Inscription kund geben:

Liebe und Freundschaft, die leuchtenden Sterne,
Alles veredelnd, erwärmend das Herz;
Nebel zerstörend und widrige Wolken,
Dringen sie ein in das innerste Sein!
Alles für Freundschaft, Alles für Liebe
Und für die Freiheit! — Dies sei unser Spruch! —
Wien, 1874.

Carl Gründorf.

Weniger bekannt dürfte Dr. Plowitz sein und eben in dieser Voraussetzung sehe ich es als eine Pflicht an, die Aufmerksamkeit auf denselben als Dichter hinzulenken. Plowitz hat alle Begabung für einen Poeten; Gedankenreichthum, schöpferische Kraft und ernstes Wollen; jedoch brauset und wirbelt in ihm noch die „Sturm- und Drangperiode"; er will jetzt schon den Himmel erobern ohne noch auf dem Klumpen Erde festen Fuß gefaßt zu haben. Es fehlt ihm noch die Ruhe und Ausdauer zum Schlichten, Ordnen und Sichten; er sieht zuweilen die Muschel schon für eine Perle an, den Goldflitter für reines Gold, ein glänzendes Steinchen für einen Brillant. Seine jugendliche Phantasie ist oft zu weitschweifig und übersieht dadurch zuweilen das naheliegende Bessere. Würde mein lieber Freund Plowitz bei der Herausgabe seines: „Im Sturm und Frieden" (Prag, 1872. E. Weil), „Dichtergrüße aus Oesterreich" (Wien, 1874. Gebrüder Winter), die obengerügten Mängel, die übrigens allen jungen aufstrebenden Talenten mehr oder weniger eigen sind, berücksichtiget haben, so hätte er sich der Welt, freilich in nicht so reichhaltiger, aber in desto gediegener Weise als Dichter präsentirt. Plowitz klebt noch eine Untugend an, die aber mit jedem Tage abnimmt, ich meine seine Jugend! Mit der Zeit, mit den Jahren keimt es, sproßt es, blüht es und wird zur reifen Frucht; so bei ihm; Plowitz hat Wurzel gefaßt, der Stamm, der schöne Keim ist da und gewiß der Thau der innern Seelenruhe wird diesen Keim befruchten, die Gluth des Herzens wird ihn erwärmen und der göttliche Hauch des Geistes wird ihn kräftigen. Im Uebrigen, mein freundlicher Leser! wenn Du Gelegenheit hast, nimm Plowitz's Poesien zur Hand, blättere und lese dieses und jenes darin und Du wirst mir zugestehen, daß wir es hier mit keinem alltäglichen Talente zu thun haben und mir Recht geben, daß ich zur Aufmunterung und zum Fortstreben diesen

jungen, hoffnungsreichen Dichter in meinen Erinnerungen nicht umgangen habe, in denen er sich mit Nachstehendem inscribirte:

Ein Blatt von mir! bescheidenes Verlangen,
O! ich erfüll's mit ungestümer Hast,
Ja, kaum, daß Du mich darum angegangen,
Fühl' ich schon doppelt freudig mich erfaßt;
So wenig! Ach, es macht mich fast befangen,
Denn eingedenk der alten Schuldenlast,
Die dankend ich Dir noch nicht abgetragen,
Darfst Du, bei Gott, schon and're Bitten wagen.

Welch Glück soll ich drum heute höher schätzen,
Der kleinen Bitt' bereitwillig Gewähr,
Den Stolz, dort meinen Namen hinzusetzen,
Dort, wo, wie in dem allgewalt'gen Meer
Den Zaubergrund viel Wunderperlen netzen,
Der Namen Fülle grüßet hoch und hehr?
Ich zaudre nicht und reich' zum Freundesmale
Den Wein Dir in dem goldenen Pokale.

Denn jedes Blatt gleicht einem goldnen Becher,
Worin die Freundschaft Dir den Wein kredenzt,
Und jeder Name einen wackern Zecher,
Den einst der holde Gott Apoll bekränzt.
So nimm ihn hin den süßen Sorgenbrecher,
Der im Pokale neu verjüngend glänzt,
Und laß dem Freunde Dich so lange grüßen,
Als noch in Land und Au — die Adern fließen.

Wien, 1874. Ihr treuergebener Freund
Dr. Ervin Plowitz.

Und nun, meine verehrten Gönner und lieben Freunde, lebet wohl! In diesen zwei Worten liegt die ungefälschte Empfindung meines Herzens, meines Dankes für die mir werdende Nachsicht; ferner die ganze Kraft meines aufrichtigen Gemüthes, das ich Euch entgegen trage, damit Ihr mir Eure Liebe und Freundschaft wie bisher auch ferner

bewahren sollt. Allein, ich bin — vielmehr meine Feder ist zu schwach, Euch durch Worte wiederzugeben, was in dem „Lebe wohl!“ liegt; so hat es ein Freund von mir versucht, durch die, zu allen Herzen tönende Sprache der Musik, meinem: „Leben wohl!“ kräftig und milde einen erhöhten Ausdruck zu verleihen. Dieser Freund, Josef Löw, einer der fruchtbarsten Componisten der Gegenwart, zählt zu denen, deren Werke sowohl wegen ihres originalen Melodien-Reichthums, wie auch wegen ihrer nicht allzuschwierigen Spielweise zu den beliebtesten der sogenannten Salon-Musik gehören. Josef Löw ist der Czerny der Gegenwart, jedoch dem Fortschritte und dem Geschmacke mehr Rechnung tragend; denn so ungemein zahlreich seine, bei den renomirtesten Musikalien-Verlegern des In- und Auslandes erschienenen Instrumental- und Gesangs-Pieçen auch sind, so tragen selbe dennoch nicht den Stempel des Gemachten und Nachgeahmten, vielmehr ragen fast alle durch ihre anmuthigen, originellen Weisen bedeutend über jene Czerny's und sogar über die meisten ähnlichen Erscheinungen der neuern Zeit hervor. In Prag, wo Löw stabil ist und zu den vorzüglichsten und gesuchtesten Meistern des Claviers gezählt wird, nennen ihn viele Kenner den „böhmischen Chopin.“ — Löw steht in dem schönsten und kräftigsten Mannesalter, sein eminenter Fleiß, sein fortwährendes Streben nach Vollkommenheit, sein Ernst als Künstler geben zu der berechtigtsten Hoffnung Veranlassung, daß er das obenangedeutete, ihm beigelegte Prädicat rechtfertigen wird.


Tranquillo, con espressione.
Singstimme
Piano
mf
p
f
pp
Se lebt denn wohl! Se lebt denn wohl! Mag es Euch — uns Allen wohl er-
ge - hen! Le-bet wohl, le - bet wohl! Auf frohes, frohes Wie - der-
sehn! Le-bet wohl, le-bet wohl. Auf Wieder-
sehn! o le - bet wohl!

Sündenregister.

Seite	18	Zeile	4	statt:	herrlich	lies:	herzlich.
„	31	letzte Zeile		„	meinen	„	einen.
„	40	Zeile	8	„	Burckhardt	„	Luckhardt.
„	42	„	9	„	mit linker	„	für die linke.
„	43	„	12	„	1848	„	1846.
„	53	„	5	„	Lehrer	„	Leser.
„	60	„	1	„	Louise	„	Sophie.
„	77	„	32	„	Hellheit	„	Hohlheit.
„	108	„	23	„	Bircher	„	Birchow.
„	119	„	26	„	doch endlich Ritter	„	doch Ritter.
„	120	„	3	„	K. Gottschall	„	R. Gottschall.
„	155	„	13	„	fand ich	„	fand.
„	210	„	4	„	durchgeistert	„	durchgeistet.
„	215	„	27	„	Gangl	„	Gungl.
„	221	„	26	„	daß	„	deß
„	229	„	20	„	herufen	„	berufen.
„	284	„	7	„	die	„	den.
„	285	„	8	„	Kreise	„	Kreisen.

Seite 36 Zeile 14 ist das Wort „sogleich“ überflüssig; ferner soll durchgehends:

statt „Servai“ gelesen werden Servais

„ „Salomon“ „ „ Seligmann Heller.